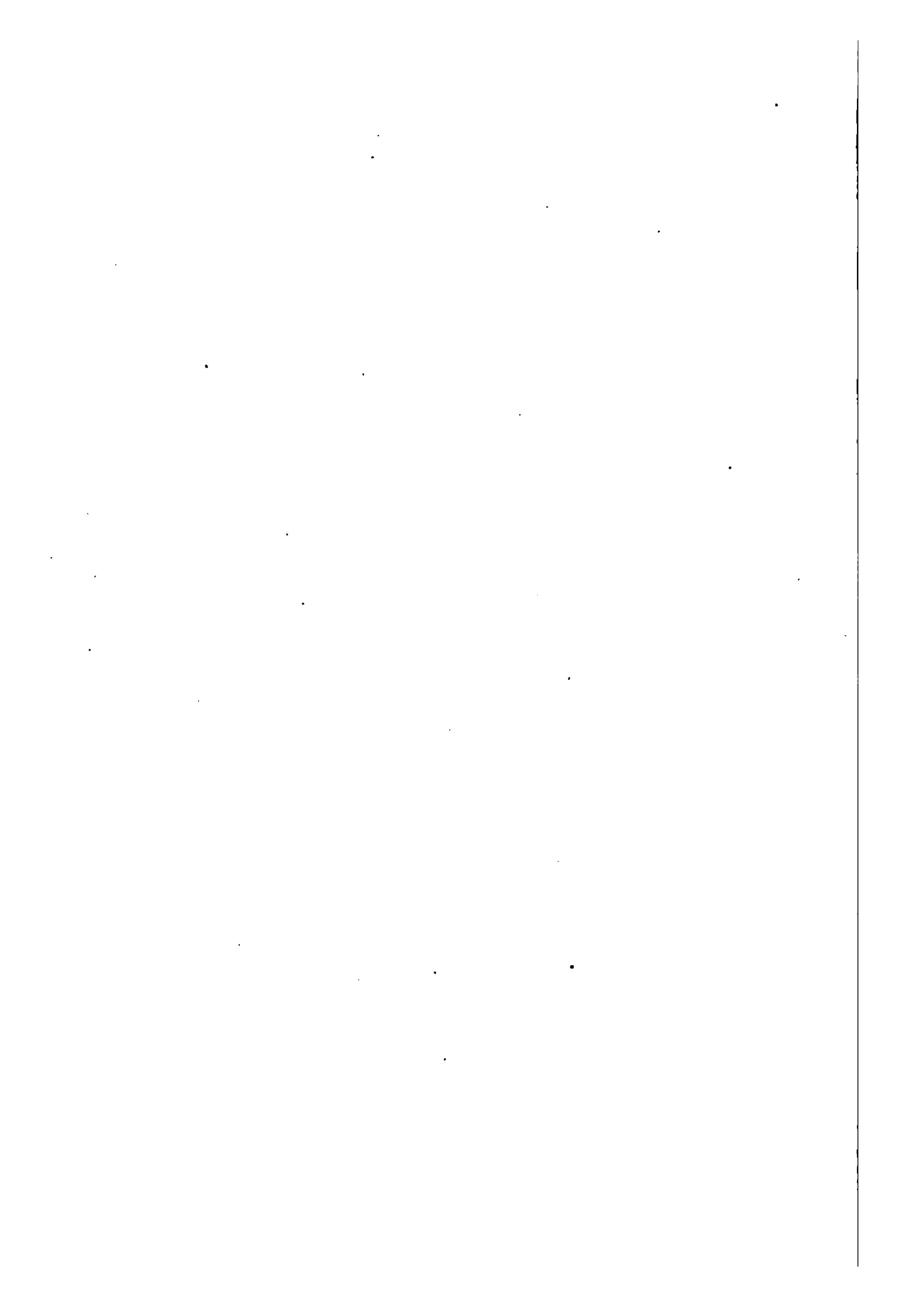




Bischof Michael  Solomon Alexander.

Schriften des Institutum Judaicum in Berlin. Nr. 22.

Michael Solomon Alexander

der erste evangelische Bischof in Jerusalem.

Ein Beitrag zur orientalischen Frage.

Von

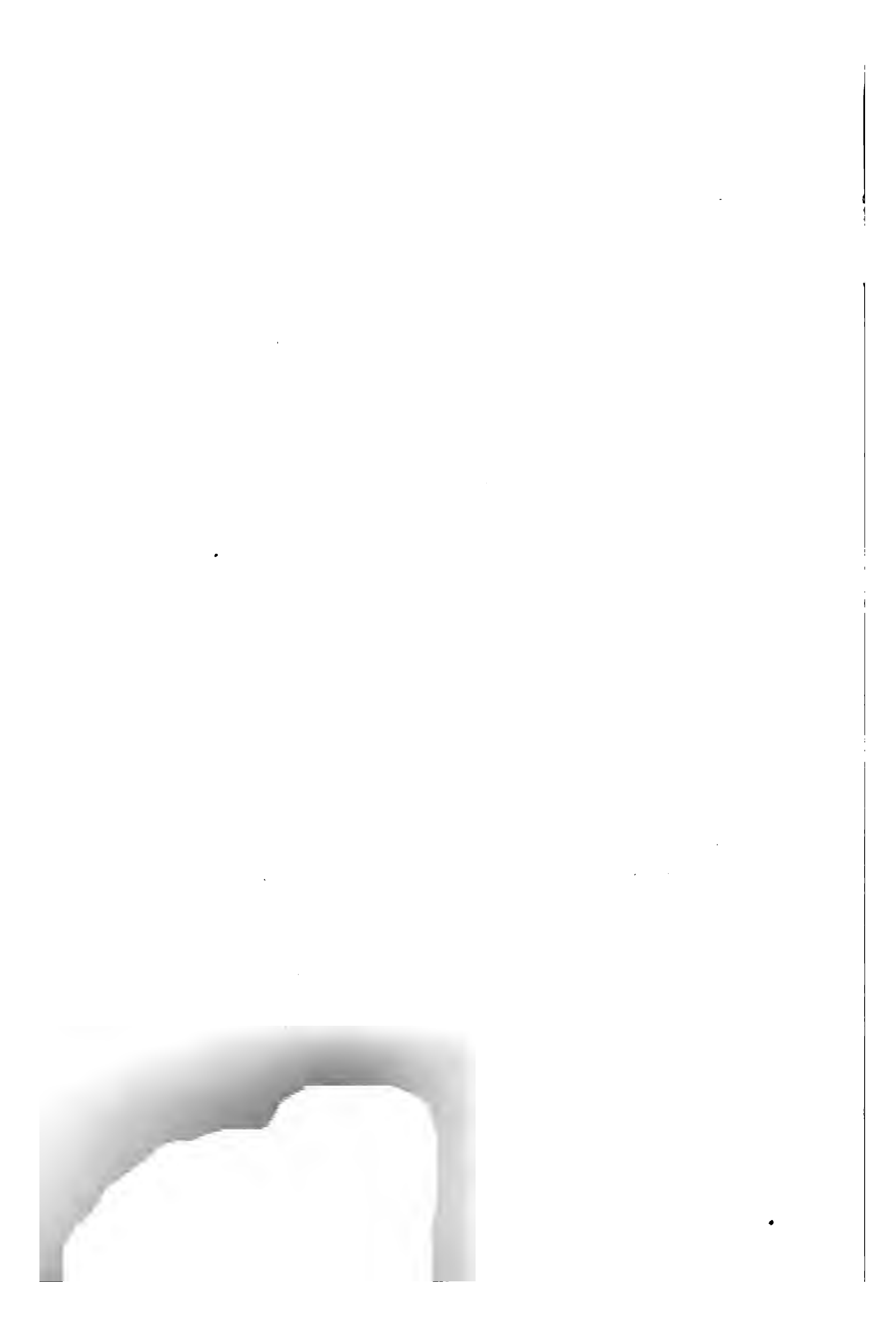
Lic. J. F. A. de le Roi,
Pastor em., Schweidnitz.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1897.

Vorwort.

Die orientalische Frage macht sich mit immer größerem Ernst in dem allgemeinen Leben geltend. Daß dieselbe aber nicht nur eine politische, sondern im letzten Grunde eine religiöse Bedeutung hat, ist allen denen offenbar, welche nicht bloß die Oberfläche der Dinge zu beachten gewohnt sind. Von großer Wichtigkeit ist bei derselben das Eintreten der evangelischen Kirche in das Leben des Orients, und dieses steht wieder mit der Person des ersten evangelischen Bischofs in Jerusalem, M. S. Alexander, in enger Verbindung. Auf diesen Mann wollte daher unter dem angegebenen Gesichtspunkte der Verfasser dieser Schrift das Augenmerk lenken. Für die Beschaffung des litterarischen Materials möchte er der Londoner Judenmissionsgesellschaft, Herrn Prof. H. Strack in Berlin, Rev. W. H. Hechler in Wien, Rev. J. H. Adeney, jetzt in Jerusalem, Rev. J. G. Weston in London und Rev. W. Wynne Wilson in Oxford seinen herzlichen Dank aussprechen.



Inhalt.

I.

Vom Judentum zum Christentum.

Der Prophet Hesekiel wird im Geist auf ein Feld, das mit Totengebeinen bedeckt ist, geführt, und ihm wird gesagt, daß dieselben das Haus Israel seien (Kap. 37). Das Bild des Volkes in der babylonischen Gefangenschaft ist ihm gezeigt worden. Was er aber damals gesehen hat, galt nicht bloß für die Tage in Babylon, sondern für alle Zeiten, in denen Israel fern von seinem Erbe in der Welt der Völker lebt. Denn die Propheten schauen ineinander, was sich geschichtlich in einem Wechsel von Zeiten begiebt, und erblicken sofort den Anfang mit dem Ende vereint, während sich in der Wirklichkeit weite Räume zwischen beide schieben. Die Erfüllung dessen, was der Prophet mit jenen Totengebeinen sich begeben sah, geschah denn auch freilich anfangsweise wohl bei der Rückkehr der Juden aus Babylon in ihr Vaterland, aber diese erstmalige Erfüllung war eben nur der Anfang, dem ein größerer Abschluß folgen sollte.

Betrachten wir nun das Bild, welches vor die Augen des Propheten tritt, so bemerken wir, daß in demselben zwei Momente zu unterscheiden sind. Die Neubelebung des erstorbenen Israel erfolgt nicht plötzlich auf einmal, sondern in zwei aufeinander folgenden Abschnitten. Sie geschieht in derselben Weise, wie die Schöpfung des ersten Menschen stattgefunden hat. In derselben ist zuerst der Leib Adams von der Hand Gottes ge-

bildet worden. Derselbe wurde so zubereitet, daß er das rechte Gefäß für den Geist werden konnte, dem er hernach dienen sollte. Aber erst durch eine neue, von der Bildung des Leibes unterschiedene That Gottes, durch die Einhauchung seines Odems, wurde dieser Leib mit seinem eigentlichen Leben erfüllt. So soll es auch in der Wiederherstellung Israels zugehen. Man wird zwei Perioden in derselben zu unterscheiden imstande sein: eine Periode, welche zuerst das natürliche Dasein desselben umwandelt, so daß dieses Volk nicht mehr dürren Totengebeinen gleicht, sondern einen Organismus erhält, welcher es für das Leben, den Dienst und das Werk befähigt, die Gott ihm zugedacht hat. Alsdann aber eine zweite Periode: das in seinem natürlichen Dasein neu gewordene Volk soll mit dem Geiste Gottes erfüllt und dadurch erst wieder wahrhaft lebendig werden. Diese Wandlung aber wird sich vollziehen, wenn über die Totengebeine Israels das Wort der Weissagung mit seiner Lebenskraft dahingeht. Das Wort Gottes beweist wieder die Macht, welche es je und je ausgeübt hat, weil dasselbe mit dem Leben schaffenden Geiste Gottes erfüllt ist. Einst hat das Wort aus dem Munde Gottes den ersten Menschen mit seinem leiblichen und geistigen Wesen in das Dasein gerufen, und was damals geschehen ist, wiederholt sich auch ferner. Zuerst dringt das Wort weissagend aus dem Munde der Knechte Gottes zu Israel und läßt es in seinem äußeren Dasein wie aus einem Todesschlafe erwachen, dann aber dringt es ohne menschliche Vermittlung in das Innere des äußerlich neu gewordenen Israel ein und erfüllt es mit göttlichem Lebensgeist. Stufenweise schreitet es in seiner Machterweisung fort und ruht nicht, als bis es sein letztes Werk vollbracht hat.

Dies die Weissagung der Schrift. Unsere Zeit aber hat das Verständnis für das prophetische Gesicht bei Hesekiel in dem Maße vermehrt, als sich uns dasselbe in dem Fortschritt der Zeiten nach Gottes Rat weiter enthüllt hat. Denn was sich in unserer Gegenwart begiebt, ragt über das nach der babylonischen

Gefangenschaft in Israel Erlebte hinaus. Das jüdische Volk verfiel ja nach seiner Rückkehr aus Babel seit der Zerstörung Jerusalems durch die Römer aufs neue dem Tode. In seiner von da ab anbrechenden talmudischen Periode glich es mehr als jemals vorher Totengebeinen, die auf dem Felde der Völkerwelt hin und her zerstreut lagen. In der gegenwärtigen Kulturperiode dagegen bietet das jüdische Volk einen ganz neuen, von der talmudischen Vergangenheit sich scharf abhebenden Anblick dar. Vorher von dem Geistesleben der Völker und dem göttlichen Hauch, welcher dieselben aus dem gepredigten und gelehrten Worte Gottes durchdringt, abgesperrt, werden sie jetzt allenthalben in eben dieses Völkerleben hineingezogen. Der Erfolg dessen ist, daß der in den Völkern lebende Geist sie zunächst äußerlich völlig umwandelt. Nur wo sie sich vor diesem Geist verschließen, wie es die Chassidim thun, bleiben sie die alten und bieten noch das in der talmudischen Periode der Welt gewohnte Bild dar. Überall dagegen, wo sie sich dem Einfluß des unter den christlichen Völkern waltenden göttlichen Geistes erschließen, entfalten sich unter den Juden reiche Kräfte, die vorher schliefen; ja dies so rasch und mit solcher Macht, daß ihre christliche Umgebung dadurch oft aufs äußerste erregt wird.

Für Christen aber geziemt es sich, die Weissagungen der Schrift bei den Wandlungen, die unter den Juden vor sich gehen, zu beachten. Sie sollen es lernen, daß Gott mit Israel ein Neues vorhat und daß er dasselbe für die Aufgabe, welche er nach seinem Rat für dieses Volk noch vorbehalten hat, zurichten will. Dann werden sie das, was ihre Augen unter den Juden der Gegenwart erblicken, recht beurteilen. Sie werden es merken und erkennen, daß die größte der Mächte, welche das Menschen- und Völkerleben gestalten, das Wort Gottes ist, weil in demselben sein Geist waltet. Denn es ist wohl freilich wahr, daß unter den Völkern der Gegenwart der ungöttliche Geist des natürlichen, selbstischen Lebens nach der Herrschaft ringt; aber es

ist auch nicht minder wahr, daß der Geist Gottes noch fort und fort durch das Zeugnis seines Wortes in alle Gebiete des Lebens der Nationen eindringt. Das Wort Gottes gestaltet, wenngleich in schweren Kämpfen mit dem Geiste des Diesseits, bauend und niederreißend, richtend und erhebend, waltend und gebietend das Leben der Völker, und die Wirkungen dessen werden auch an den Juden der Gegenwart offenbar. Mögen sie gleich, als sie sich in das Kulturleben der Nationen hineinbegaben, nur diese Kultur sich anzueignen gemeint und gewünscht haben; dennoch vermögen sie dem nun von allen Seiten auf sie eindringenden christlichen Geiste sich nicht zu entziehen. Sie suchen sich desselben mit aller Macht zu erwehren; aber er gestaltet nicht bloß das allgemeine Leben der Juden völlig um, sondern überwindet auch immer größere Scharen von ihnen in den tiefsten Tiefen ihres Wesens, so daß sie in die Kirche eintreten, gegen die sie so lange gestritten haben. Denn es ist eine unaussprechliche Thorheit, zu erklären, daß alle oder fast alle zur christlichen Kirche übertretenden Juden durch äußere und jedenfalls nicht durch religiöse Beweggründe hierzu veranlaßt werden. Allerdings ist dies von jeher häufig genug der Fall gewesen; aber andererseits war stets in vielen jüdischen Herzen der Wahrheitssinn und das Bedürfnis nach einer das Innerste des Geistes und Gemütes befriedigenden Religion so groß, daß sie eben deshalb dem Rufe des Evangeliums gefolgt und wahre Jünger Jesu geworden sind.

Je mehr nun das geschieht, was der Prophet in seinem Gesichte erblickt hat, je mehr den Juden das Zeugnis der Propheten und Apostel verkündigt wird, desto häufiger werden sie von demselben ergriffen. Eben daher ist es nicht zufällig, daß die evangelische Kirche auf eine viel größere Reihe geistig hochstehender und die Wahrheit des Evangeliums mit großer Kraft verkündigender Proselyten hinzuweisen vermag als alle andern Kirchen. Die Macht der evangelischen Kirche beruht darauf, daß in ihrer Mitte das Wort Gottes seine Lebenskräfte ungehindert

entfalten kann, und durch dasselbe sieht sie sich auch vieler Orten getrieben, den Juden das Evangelium von Jesu Christo zu verkündigen. Die heutige Judenmission insbesondere ist ganz überwiegend ein evangelisches Werk.

Freilich sind es nur Erstlinge, welche jetzt durch das Zeugnis von Christo unter den Juden gewonnen werden, aber Erstlinge, deren Zahl immer rascher wächst, und dieselben sind ein klarer Beweis dafür, daß es dem heiligen Geist stets besser gelingt, durch das Wort der Schrift von jüdischen Herzen Besitz zu nehmen und sie mit einem neuen, göttlichen Leben zu erfüllen. Darum sind diese heute Gewonnenen, welche uns die Schrift als Erstlinge zu betrachten lehrt, ein Unterpfand und eine Bürgschaft dafür, daß einmal auch das Ganze Israels, das Volk, von dem göttlichen Lebensgeist ergriffen und zu dem neuen Leben in Christo Jesu gebracht werden wird.

Eine Weissagung von Zukünftigem und Größerem will uns insbesondere das Lebensbild werden, welches jetzt gezeichnet werden soll, und nach einer noch höheren Vollendung schauen wir aus, wenn wir jetzt einen Mann erblicken, der in der Verborgenheit eines armen jüdischen Hauses der Provinz Posen geboren ward, und der zuletzt als der erste judenchristliche Bischof seit der Anfangszeit der christlichen Kirche Anhängern des Kreuzes und seinen eigenen Volksgenossen in Jerusalem den dort gestorbenen, auferstandenen und gen Himmel gefahrenen Heiland predigte, um daselbst aus beiden eine Gemeinde, die im Namen Jesu ihre Knie beugt, erwachsen zu sehen.

Michael Solomon Alexander ist nach dem Bericht, welchen er bei Gelegenheit seiner Taufe über sein früheres Leben verfaßt hat,[1]) im Mai 1799 in dem Städtchen Schönlanke, Provinz Posen, geboren und hat von seinem siebenten Jahre ab eine streng talmudische Erziehung im Elternhause genossen. Sechzehn Jahre

---

[1]) Zur Litteratur über Alexander siehe Anhang Nr. I (A. I).

alt war er bereits Lehrer des Talmud und des Deutschen an jüdischen Schulen in jener Gegend und blieb dies, bis sich ihm eine vorteilhafte Stellung in England bot, die er anzunehmen beschloß. Die Gnade Gottes rief ihn in dieses Land, er aber ahnte und wußte damals nichts von ihrem Rat mit ihm. 1819, gegen 20 Jahre alt, kam er in England an, kannte aber weder die Sprache des Landes noch die Religion, welche daselbst herrschte. Vom Christentum besaß er nur die Vorstellungen, welche er aus den zum Teil schmählichen Darstellungen in rabbinischen Schriften gewonnen hatte, und die sich ihm immer wieder bestätigten, wenn er an seinem wesentlich polnischen Geburtsorte die römischen Prozessionen zu Ehren eines Heiligen vorüberziehen sah. Er betrachtete also das Christentum als Götzendienst, den jeder fromme Israelit verabscheuen müsse. Von der heiligen Schrift der Christen, dem Neuen Testamente, hatte er keine Ahnung; er wußte nicht einmal, daß es ein solches gab.

Mit frohen Hoffnungen war er nach England gegangen; aber als er nun hier angelangt war, erhielt er die Stelle eines Schächters, welche ihm in Aussicht gestellt war, nicht. Deshalb begab er sich 1820 zu dem Oberrabbiner Hershell in London, und auf dessen Empfehlung wurde er von einer jüdischen Familie in der Provinz als Privatlehrer angenommen. Colchester scheint der erste Ort seines Wirkens gewesen zu sein. Der Hausherr war ein streng redlicher Mann und hielt an den Grundsätzen und Gebräuchen der Rabbinen fest, so daß Alexander in der schon bisher von ihm verfolgten Richtung noch bestärkt wurde. Dennoch sollte sich ihm während seines Aufenthaltes in diesem Hause das Christentum zum ersten Male von einer andern Seite als bisher darstellen, und seine Vorurteile wurden dadurch ein wenig erschüttert. Die Stunde war gekommen, wo die Hand Gottes den ersten Funken in sein Herz warf, der auch nicht wieder erlöschen sollte, so sehr er ihn gleich auszulöschen versuchte. In Colchester war damals Rev. W. Marsh Prediger. Derselbe war

ein besonderer Freund der Judenmission und ließ es sich ernstlich angelegen sein, den Juden Jesum Christum zu verkündigen. Eines Tages begegnete er dem jüdischen Lehrer Alexander und sprach zu ihm von einem gewissen, in hebräischer Sprache erschienenen Buche, das er durchaus lesen müsse; er meinte das Neue Testament. Alexander verstand damals noch wenig das Englische. Darum begriff er auch die Worte von Marsh nicht völlig und konnte es nicht ausfindig machen, was das für ein Buch sei, auf das ihn jener Geistliche hingewiesen hatte. Als er später einmal durch die Straßen der Stadt ging, wurde seine Aufmerksamkeit durch ein großes Plakat angezogen, welches die Jahresversammlung des städtischen Hilfsvereins der Londoner Judenmissions-Gesellschaft anzeigte. Seine Neugierde war erregt. Besonders merkwürdig erschien es ihm, daß auf dem Plakate die Worte „Juden“, „Christentum“ und „Neues Testament“ in die nächste Verbindung miteinander gebracht waren. Er frug deshalb seinen Prinzipal, was dies zu bedeuten habe, und was denn das Neue Testament sei? Dieser antwortete ihm: „Sind Sie ein Mann von Bildung, ein gelehrter Mann, und wissen nicht, was für ein Buch das Neue Testament ist? Es ist das Buch der Christen, und sie wollen, daß wir es lesen sollen, damit wir uns zum Christentum bekehren.“ Spöttisch fügte er dann noch hinzu: „Lesen Sie es, damit Sie sehen, welches Zeug darin steht!“ Da fiel es Alexander ein, daß sein Prinzipal gewiß das Buch gemeint habe, welches Marsh ihm empfohlen hatte, und: „Sonderbar,“ sagte er zu sich selbst, „Christen und Juden sagen beide, ich soll es lesen.“ Deshalb verschaffte er sich jetzt, da er das Englische noch nicht gut verstand, eine deutsche Bibel.

Er las nun das Neue Testament. Sogleich das erste Kapitel im Matthäus fiel ihm sehr auf; denn er hatte keine Ahnung davon, daß die Christen etwas von den Patriarchen der Juden wußten. Aber noch größeren Eindruck machte der Charakter

Christi und die treffliche Sittenlehre, welche er predigte, auf ihn. Doch kam es in ihm hierbei nicht weiter als bis zu einer gewissen Bewunderung Christi; eine tiefere Wirkung auf sein Herz empfand er nicht, nur milderten sich seine Vorurteile gegen das Christentum.

Das Haus seines Prinzipals war auch nicht der Ort, wo er innerlich hätte weiter kommen können, und so führte ihn denn Gott jetzt von hier hinweg, wo er nur die erste direkte Hinweisung auf das Neue Testament hatte empfangen sollen. Er kam nach Norwich, wo er Gelegenheit fand, deutschen und hebräischen Unterricht zu erteilen, was ihm bei besserer Beherrschung der englischen Sprache jetzt nicht schwer fiel. Er kam auch mit einigen frommen Christen in Verkehr und wurde mit ihrer Religion bekannter. Besonders scheint ihm Miß Hancock in jener Stadt näher getreten zu sein, und durch ihren Einfluß zumal ist es wohl geschehen, daß er wieder das Neue Testament zu lesen begann und dies jetzt sorgfältiger als vorher that. Da fand er denn wiederholt Beziehungen auf alttestamentliche Weissagungen, von denen es hieß, daß sie nunmehr unwiderleglich erfüllt seien. Das machte ihn unruhig; „aber anstatt mein Angesicht zum Herrn in Gebet und Flehen zu wenden und mich auf den rechten Weg führen zu lassen, war ich bemüht, mich von dem göttlichen Lichte abzukehren, das in meinem Herzen aufzuleuchten begonnen hatte.“ Und wieder griff die Hand Gottes ein. Ihm wurde eine Stelle als Vorbeter und Schächter in Plymouth angeboten, für welche ihn der Oberrabbiner Herschell in London, der ihm besonders wohl wollte, vorgeschlagen hatte. Alexander nahm sie an, teils weil sie ihm als recht vorteilhaft erschien, und teils, weil er hoffte, daß er in dieser Stellung wieder die alte jüdische Überzeugung zurückgewinnen würde, die ihm, wie er meinte, auch den Herzensfrieden wiederbringen werde, den er in seinem Verkehr mit den Christen verloren hatte. Plymouth galt ihm überdem hierfür als der geeignetste Ort, denn die jüdische Gemeinde der Stadt

war eine besonders strenge. Er beschloß eben deshalb, sich hier mit christlichen Dingen gar nicht mehr abzugeben, und hielt auch drei Monate lang an diesem Entschluß fest. „Dem Satan gelang es, mein böses Herz in einen betrüglichen Frieden einzulullen."

Im Jahre 1820 muß er nach Plymouth gekommen sein; denn im November dieses Jahres wird in dem Blatte der Londoner Gesellschaft The Jewish Expositor, S. 477 (A. I) bereits seiner Erwähnung gethan. Wir erfahren da aber auch, daß er die künstlich gewonnene Ruhe bereits wieder verloren hatte. Es heißt dort: „In Plymouth hat sich etwas Interessantes ereignet, das nicht unbeachtet bleiben will. Ein achtungswerter und edelgesinnter Jude in dieser Stadt und Lehrer des Hebräischen hat den Wunsch ausgesprochen, eine freundliche Unterhaltung mit seinem bekehrten Bruder Solomon (Missionar der Londoner Gesellschaft) über das Christentum haben zu dürfen. Es wurde denn auch hierfür eine Zeit festgesetzt, und in Gegenwart einiger christlichen Freunde fand eine freundliche Unterredung statt. Der jüdische Lehrer legte großen Eifer an den Tag, und dem Missionar Solomon war es gegeben, mit sanftmütigem Geist und in heiliger Bewegung von der Hoffnung, die in ihm lebt, als ein Arbeiter, der sich nicht fürchten muß, daß er zu schanden werden möchte, Rechenschaft abzulegen. Das Gespräch dauerte drei Stunden. Wir bitten den Gott Abrahams, daß er demselben seinen Segen folgen lassen möge."

Noch war aber Alexander durchaus nicht gewillt, sich und andern es einzugestehen, daß ihm die christliche Wahrheit bereits in das Herz gedrungen war. Im Gegenteil suchte er die keimende Überzeugung mit Gewalt zu ersticken und hoffte das am leichtesten zu erreichen, wenn er heiratete. Er verlobte sich also 1821 mit einer Tochter achtbarer jüdischer Eltern, des Herrn und der Frau Levy in Plymouth.[1]) Dieselbe war am

[1]) Zur Litteratur über Frau Alexander siehe Anhang Nr. II (A. II).

21. Januar 1804 geboren, erst siebzehn Jahre alt und mithin noch sehr jung. Sie hatte eine gute Erziehung erhalten, und dies im Verein mit ihrer Schönheit und ihrem lebhaften Temperament hatte Alexander ungemein angezogen, so daß er um ihre Hand anhielt und dieselbe auch bald erhielt. Die Eltern gaben diesem Kultusbeamten ihre Tochter sehr gern, weil er als ein sehr frommer und strenger Jude galt.

Aber wieder ließ die Hand Gottes nicht von ihm ab. Noch während seiner Bräutigamszeit wurde er von einem evangelischen Geistlichen um Unterricht im Hebräischen gebeten. Es wird nicht recht klar, ob dies Rev. B. Golding von Stonehouse Chapel oder Rev. John Hatchard von St. Andrew in Plymouth war. Von dem Unterricht schreibt Alexander: „Als wir in diesen Stunden Teile des Alten Testaments zu lesen begannen, bot sich ganz von selbst das Gelesene als Gegenstand der Besprechung dar, und Gedanken, die ich eine Zeit lang von mir fern gehalten hatte, erwachten in meinem Geiste wieder. Ich begann nun ernstlicher, ja nicht ohne das inbrünstige Gebet zu Gott um seine Leitung, nach der Wahrheit zu fragen und sorgfältiger Altes und Neues Testament miteinander zu vergleichen. Da kam ich nach langen Kämpfen der Überzeugung immer näher, daß Jesus der Messias sei, den man mich in einer ganz andern Art erwarten gelehrt hatte, als er in Wirklichkeit von dem Alten Testamente dargestellt wird. Doch konnte ich noch nicht alles so klar vor mir sehen, daß ich schon imstande gewesen wäre, alles für Jesum aufzugeben. Ich hatte ebenfalls noch nicht Kraft genug, meine Überzeugung öffentlich zu bekennen, aber ich verbarg sie auch nicht vor mehreren meiner Brüder."

Insbesondere war Alexander sich bewußt, daß er seine Braut nicht betrügen dürfe. Deshalb sprach er noch vor seiner Verheiratung zu ihr von dem, was seine Seele bewegte, und daß er vielleicht ein Christ werden würde. Diese hörte solche Geständnisse staunend an; aber entweder hielt sie ihren Bräutigam

nicht für fähig, einen solchen Schritt zu thun, oder sie gab seinen Bekenntnissen aus unbegrenztem Vertrauen zu seiner Gottesfurcht und Aufrichtigkeit keine Folge, sondern erhielt ihm noch ferner ihre Liebe. Beide wurden denn auch noch in diesem Jahre 1821 getraut.

Indessen wachten fromme Christen über Alexander und trugen ihn auf fürbittendem Herzen, und ihre Liebe, die sich mit Vorsicht und Verschwiegenheit paarte, gewann über ihn auch einen immer stärkeren Einfluß. Aber wieder that er alles, um sich diesem Einflusse zu entziehen, und er hat später selbst erzählt, daß er sich in dieser Zeit gefürchtet habe, in die Nähe einer christlichen Kirche zu kommen. Aber er habe sich nun doch so mächtig zu ihr hingezogen gefühlt, daß er sich wohl am Sonntagabend bis dicht an die Mauern eines christlichen Gotteshauses geschlichen habe und dann an diesem Orte wie gebannt stehen geblieben sei, um den Tönen der Orgel und dem Gesange der christlichen Gemeinde zu lauschen.

So wogte es in ihm auf und ab. Oft drängten sich ihm ernste Zweifel an der Richtigkeit des Neuen Testaments auf, und dann erwachte wieder der alte jüdische Verdacht und die frühere innere Abneigung gegen die Person Christi und das Evangelium in seiner Brust. Einen Blick in sein Inneres zur damaligen Zeit läßt uns ein Brief thun, den Jew. Expositor im Mai 1831, 101 bringt. Dieser vom 7. September 1824 stammende Brief ist, wie das Blatt sagt, von einem jüdischen Bekehrten an einen Rabbi einer jüdischen Synagoge in Südwest-England gerichtet. Von dem Briefschreiber und Adressaten aber heißt es, daß beide gegenwärtig, also 1831, Geistliche der Kirche Englands seien. Das paßt nun allein auf Alexander und den mit ihm gleichzeitig ordinierten Michael John Mayers; denn von diesen im Jahre 1827 ordinierten beiden Männern wird ausdrücklich gesagt, daß sie nach Solomon als die ersten Proselyten die Weihen der Kirche von England erhalten hätten. Plymouth aber

ist eine Stadt im Südwesten Englands. Alexander hat sich also an Mayers, der 1824 schon getauft, und mit dem er, wenn sie sich auch nur wenig hatten sehen können, bekannt geworden war, brieflich gewandt, um von demselben zu hören, wie er sich nun als Christ fühle. Mayers antwortete ihm: Das Alte ist vergangen und alles neu geworden. Die Seinigen hätten sich freilich alle von ihm abgewandt, aber er trage sie weiter auf seinem Herzen und lasse sie täglich den Gegenstand seines Gebetes sein. Für den Fragenden (Alexander) habe er guten Mut, denn derselbe habe ihm den Eindruck eines aufrichtigen Menschen gemacht. Zwei Fragen habe derselbe an ihn gerichtet: 1. welche Ansichten er jetzt hege, und 2. ob er Friede und Glück in seinem gegenwärtigen Zustande gefunden habe. Was den ersten Punkt beträfe, so lege er ihm hiermit kurz die Übereinstimmung des Alten Testaments mit der christlichen Lehre dar (dies geschah in dem Briefe); aber er füge auch hinzu, daß die göttlichen Wahrheiten ohne göttliche Erleuchtung unfaßbar seien, daß man eben deshalb um Licht von oben bitten müsse, dann aber, wenn dies geschehe, auch gewiß dieses Licht erhalte. Er habe seit zwei Jahren Menschen aus allerlei Ständen und in den verschiedensten Lebenslagen kennen gelernt und erfahren, daß sie solches Gebet stets zum Ziele geführt habe. Er denke, nach Alexanders Brief zu schließen, daß derselbe auch bereits dieses Gebet übe, und dies werde nicht vergeblich geschehen; denn die den Herrn fleißig suchen, finden ihn. Im übrigen billige er es, daß er (Alexander) noch keinen entscheidenden Schritt thun wolle, ehe er nicht völlig überzeugt sei. Eine bloß spekulative Auffassung des Evangeliums nütze weder in der Zeit noch in der Ewigkeit etwas. Gern aber wolle er ihm zur Hand gehen und ihm antworten, so oft er ihn frage. Insbesondere bekenne er ihm, daß auch ihm selbst, wie Alexander dies jetzt von sich sage, seiner Zeit die Geschlechtsregister Christi in den Evangelien Schwierigkeiten bereitet hätten; daß aber alle diese Schwierigkeiten für ihn in dem Augenblicke

verschwunden wären, wo er das Wesen des Neuen Bundes begriffen habe, und daß er jetzt gerade in diesen Geschlechtsregistern und der in denselben enthaltenen Lehre von der Gottheit Christi einen der schlagendsten Beweise für die Echtheit des Neuen Testaments erkenne. „Ruhe für Zeit und Ewigkeit aber," so fährt Mayers fort, „findet man nur in der klaren Erkenntnis Gottes und seines Gesalbten, und noch um ein Kleines, so wird die ganze Welt den Segen dieser Ruhe, aber auch die Eitelkeit, Thorheit und Kurzsichtigkeit alles dessen, was zu ihm nicht kommt, erkennen. Das leitet mich zu der zweiten Frage, ob ich Friede und Glück in meinem gegenwärtigen Zustande gefunden habe? Ja wahrlich, den Frieden Gottes selbst, der über alle Vernunft geht. Sie wissen, wie ich glaube, etwas von meiner Geschichte. Wenige meines Alters haben so viele Gelegenheit, mit Menschen aus den verschiedensten Rangstufen und Lagen unter meinem eigenen Volk und unter den Christen zu verkehren. Lange nun, ehe ich selbst den Weg des Friedens gefunden hatte, sah ich, daß die Welt ein System ist, das unter allerlei Formen der Eitelkeit und des Selbstbetruges, der Heuchelei und des Irrtums dahingeht. Das wahre Glück hingegen kommt nur zu dem, dessen Herz auf dem Herrn steht: du erhältst Frieden nach gewisser Zusage; denn man verläßt sich auf dich (Jes. 26, 3). Ich habe gefunden, daß die Wege der Wahrheit auch die Wege des Wohlgefallens sind, und alle ihre Wege sind Freude. Ich stehe am Morgen auf und suche den Segen Gottes für die Beschäftigungen des Tages, und ich verlasse mich darauf, daß ich ihn nicht vergeblich suche. In der Nacht befehle ich meine Seele Gott in der völligen Gewißheit, daß seine ewigen Arme mich tragen, und daß ich, wo ich lebe und sterbe, sein eigen bin. Es ist wahr, ich bin von Vater und Mutter verlassen, die einst meine Freude und Wonne waren. Ich hatte einst liebe und zärtliche Brüder und Schwestern, aber ich habe einen gefunden, der an mir mehr hängt als ein Bruder. Ich habe auch Anlaß zu Angst und Sorge, aber er hat mir versprochen, mich nie zu

verlassen und zu versäumen. Im letzten Jahre traf mich noch eine besondere Heimsuchung, aber obwohl ich dadurch in Not geriet, bin ich doch nicht verzweifelt; ich bin verfolgt, aber nicht verlassen; niedergeworfen, aber nicht vernichtet worden. Ich bin einige Zeit hindurch gesundheitlich recht schwach gewesen, aber ich kann sagen: sterben ist mir Gewinn; denn ich weiß, daß, wenn das irdische Haus dieser Hütte zerbrochen wird, wir einen Bau haben von Gott erbaut, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig im Himmel ist. Kurz, ich habe gefunden, alle Verheißungen sind Ja und Amen in Christo Jesu. Deshalb halte ich alle Dinge für Schaden gegen die überschwengliche Erkenntnis Jesu Christi meines Herrn und freue mich, daß ich mit Gottes Hilfe das Vorrecht genießen darf, heute die Dinge zu bezeugen, von denen Moses und die Propheten gesagt haben, daß sie kommen werden. Ich traue aber auch darauf, daß der Tag nicht fern ist, wo Sie dasselbe thun werden."

Doch vor der Entscheidung schreckte Alexander selbst nach diesem Briefe offenbar noch zurück, und so wurde er nun wider Willen durch andere einen Schritt weiter gedrängt. Er hatte einen besonders vertrauten Freund, dem es offenbar leid that, daß sich Alexander in seinen Kämpfen völlig aufrieb, ohne zum Entschluß zu kommen. Dieser wollte deshalb die Entscheidung herbeiführen, und so that er denn, was zu thun Alexander sich in seinem Gewissen schon längere Zeit gedrängt gefühlt und wozu er doch nicht die Kraft gefunden hatte. Der Freund teilte den jüdischen Gemeindevorstehern mit, wie es mit ihrem Vorbeter stünde. Dieselben zogen die Sache in ernste Erwägung und machten, obwohl nur widerstrebend, den Oberrabbiner S. Herschell, welcher in Angelegenheiten dieser Art die Entscheidung zu treffen hatte, mit derselben bekannt. Der Oberrabbiner behandelte die ganze Sache mit großer Geringschätzung und stieß dadurch Alexander natürlich auf das äußerste ab. So erreichte er denn auch mit seinem Verfahren nichts und sah sich nur veranlaßt, über Alexander so lange die Amtssuspension zu verhängen, bis

er von der Gemeinde Weiteres gehört haben würde, um danach seine schließliche Entscheidung zu treffen.

„Das war die peinlichste Periode meines Lebens, und Satanas bot alle möglichen Mittel auf, um mich in Furcht zu jagen und zugleich Zweifel in mir zu erwecken. Diejenigen, welche mit der menschlichen Natur und mit den Nachwirkungen früherer Erziehung bekannt sind, werden leicht ermessen können, in einer wie schmerzlichen Lage ich mich befand. Wenn ich den Geboten meines Gewissens folgte, hatte ich nichts zu erwarten als den Verlust alles dessen, was mir in der Welt wert war: einer angesehenen, auskömmlichen Lebensstellung und der Liebe und Freundschaft aller, welche mir teuer waren. Gab ich aber dem Drängen meiner Freunde nach, dann verwundete ich mein Gewissen. Immer wieder traten diese Dinge als schreckende Bilder vor mich und dazu die Aussicht, in meinem ganzen weiteren Leben ein schweres Kreuz auf mich nehmen zu müssen. Ich befand mich in der unglücklichsten Gemütsstimmung, und wenn sich irgend etwas gefunden hätte, das mich mit meinen früheren Ansichten hätte versöhnen können, dann würde ich zugegriffen haben." Unter diesen inneren Kämpfen und infolge des unaufhörlichen Bittens seiner jüdischen Freunde kam es aber mit ihm dahin, daß er sich an die Synagogenvorsteher wandte und um Wiederanstellung in seinem bisherigen Amte bat. Doch bald darauf, so lesen wir in dem Berichte über seine Taufe, wurde er zur Erkenntnis seiner Thorheit und Sünde geführt. Ja er blickte jetzt mit bitterem Schmerz auf diese That zurück, die ihm sein Mißtrauen gegen den Gott offenbarte, der ihm so vielfache Beweise seiner Güte und Freundlichkeit gegeben hatte. „Wie einst bei Cranmer gab sein Glaube nach, aber nur für kurze Zeit, und von der Zeit ab gefiel es dem Geiste des Herrn, ihm bei allem Widerstreben, das er erfuhr, bei allen Vorwürfen und Schmähungen wie bei dem Verluste vieler zeitlichen Güter, die Dinge desto klarer und heller vor die Augen zu stellen, welche zum Himmelreich gehören."

Der Bericht fährt fort: „Er ist seit einigen Jahren manchen Freunden der Judenmission als ein nach der Wahrheit forschender Mann bekannt gewesen, und es thut wohl zu erfahren, daß seine Überzeugungen, obwohl noch nicht öffentlich vor seinen Brüdern ausgesprochen, doch nicht wenigen derselben bereits bekannt waren; denn man vermag es sich wohl zu denken, daß es ihm fast unmöglich war, vor denen, mit welchen er vertrauter stand, den Eindruck zu verbergen, welchen er in seinem Herzen empfangen hatte, daß kein anderer als Jesus von Nazareth der Messias sei, und ebenso, daß die Schrift des Neuen Testaments sowohl als die des Alten Testaments Gott zu ihrem Urheber, die Seligkeit des Menschen zu ihrem Endzweck und die Wahrheit ohne fremden Beisatz und Irrtum zu ihrem Inhalte habe. Längere Zeit hindurch hat er unter der Beobachtung christlicher Freunde gestanden, die voll lebendigen Interesses und herzlicher Teilnahme über ihm wachten und ihm mit ihrem Rat wie mit ihren Gebeten beistanden, die aber auch bereit sind, es öffentlich zu bezeugen, daß sie sowohl die Lauterkeit seiner Beweggründe als die Richtigkeit seiner religiösen Anschauungen kennen gelernt haben.“ Aber obwohl die Sache so stand, beeilte weder er selbst die Taufe, noch drängten ihn seine Freunde zu derselben. Vielmehr hat man es auf beiden Seiten längere Zeit in Erwägung gezogen, ob dieser Schritt jetzt schon geschehen solle, und darüber viel gebetet.

Endlich waren beide Teile zur Gewißheit gelangt, und so fand nun die Taufe am 22. Juni 1825 statt. Sie wurde durch Rev. John Hatchard an der St. Andrew-Kirche zu Plymouth in Gegenwart von mehr als tausend Personen vollzogen. Die Gebete verlas bei dieser Gelegenheit Rev. Robert Lampen von der St. Andreas-Kapelle in jener Stadt und erwählte nach der zweiten Schriftverlesung als Gebet den Lobpreis des Zacharias (Luk. 1, 68 f.): Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöset sein Volk. Am Schlusse des gewöhnlichen Gottesdienstes predigte Rev. Hatchard über Hos. 3, 4. 5:

Die Kinder Israel werden lange Zeit ohne König, ohne Fürsten, ohne Opfer, ohne Altar, ohne Leibrock und ohne Heiligtum bleiben. Danach werden sich die Kinder Israel bekehren und den Herrn, ihren Gott, und ihren König David suchen und werden den Herrn und seine Gnade ehren zu der letzten Zeit. Nach der Predigt erfolgte die Taufe vor der ganzen Gemeinde. Taufpaten waren Rev. B. B. Golding von Stonehouse, Captain Thicknesse und Mrs. Hatchard.

Die Predigt ist gedruckt worden, war aber nicht zu erlangen. Der Anhang enthielt den Bericht über die näheren Umstände, welche Alexander zur Annahme des Christentums führten; dieselben sind auch in die zwei Gedächtnispredigten aufgenommen worden, welche Rev. James B. Cartwright nach dem Tode Alexanders in der Kapelle von Palestine Place am 28. Dezember 1845 hielt (A. II).

Das Alte lag nunmehr hinter Alexander. In die Schule Gottes gerufen, hatte er demselben sein Ohr wohl geöffnet, aber ihm durchaus nicht sogleich ein „hier bin ich" geantwortet, sondern lange mit ihm gerungen, ob er nicht von ihm ablassen wolle. Ja er hatte sich einige Zeit hindurch ihm wieder entzogen, nachdem er sich von seiner Hand schon hatte ergreifen lassen. Deshalb kannte er auch aus eigener Erfahrung die Gefahr und Macht der Sünde und ebenso die unaussprechliche Treue und die Größe der Gnade. Darum war aber fortan der Wunsch seines Herzens lebenslang darauf gerichtet, vor allen andern seinen Brüdern nach dem Fleische dieses beides zu verkündigen, und dieser sein Wunsch ist ihm gewährt worden; er erhielt hierin seine Lebensaufgabe. Wie er dann in derselben alle seine Kräfte darangesetzt, wie er sie hier auch entfaltet und wie er in derselben gestorben ist, wird das Folgende zu erzählen haben.

II.

Im Missions- und Lehramt.

---

1. Die Vorbereitungszeit.

Der Taufe und Aufnahme in die Kirche Christi folgten ernste Tage. Alexander sollte es nun beweisen, ob die Überzeugungen, zu denen er sich bekannt hatte, ihn auch trügen, und dies haben sie sogleich in den Stunden der Versuchung gethan, welche ihm die Feindschaft der Juden bald bereitete. Als er von der Taufe nach Hause zurückkehrte, fand es sich, daß die Juden die ernstesten Anstalten gemacht hatten, um seine Frau von ihm mit Gewalt hinwegzuführen. Nur sein Dazwischentreten verhinderte dies im letzten Augenblicke, und er führte nun die Gattin sogleich aus Plymouth hinweg nach Exeter, wo beide von der befreundeten Frau Grove liebreich aufgenommen wurden. In diesem Hause gelangte auch Frau Alexander wieder zu der ihr geraubten Gemütsruhe; sie trat freiwillig in den christlichen Unterricht und wurde sechs Monate nach ihrem Gatten durch denselben Prediger Hatchard, der ihren Mann getauft hatte, in die Kirche aufgenommen. Um so freudiger waren jetzt die Gatten gestimmt, wo auch der gemeinsame Glaube sie vereinigte, und da sie überdem von christlicher Seite her viele Freundlichkeit erfuhren, faßten sie für die Zukunft guten Mut.

Für Alexander fand sich bald einige Missionsarbeit unter den Juden. Bereits 1826 unterrichtete er in Exeter zwei der-

selben, von denen der eine durch Rev. M. Vicars in Exeter und der andere durch Rev. M. R. Wish in Bristol die Taufe empfing. Doch kam es in Exeter nicht zu einer stetigen Beschäftigung, und so konnte er hier nicht bleiben. Nach Beratung mit seinen Freunden begab er sich deshalb nach Dublin, um sich hierselbst als Lehrer des Hebräischen sein Brot zu erwerben. Infolge seines lauteren Wandels und seines bescheidenen Wesens erwarb er sich auch an diesem Orte bald die Achtung vieler. Besonders wollte ihm der anglikanische Erzbischof von Dublin, D. Magee, wohl. Durch ihn ermuntert beschloß Alexander Theologie zu studieren und begab sich sogleich eifrig an das Werk. Man forderte aber von ihm kein langes Studium, denn schon am Trinitatissonntage 1827 wurde er zugleich mit dem früher erwähnten Michael John Mayers vom Erzbischofe zum Diakon ordiniert und ihm ein kleines pastorales Amt in Dublin übertragen. Aber obwohl sich ihm das Pfarramt geöffnet hatte, zog es ihn doch in die Mission. Er bot deshalb der Londoner Judenmissionsgesellschaft seine Dienste an und wurde von derselben angenommen. Zuvor jedoch erklärte sich der Bischof von Kildare bereit, ihm die Priesterordination zu erteilen, und vollzog dieselbe an ihm unter dem Beistande des Erzbischofs von Dublin.

Damals waren Ordinationen von Proselyten für den Missionsdienst eine vollkommene Neuerung und erst in dem Falle des Missionar Solomon von der Londoner Gesellschaft geschehen. Aber man hatte mit diesem Manne ernste Erfahrungen gemacht und fühlte sich deshalb nicht ermutigt, weitere Ordinationen dieser Art zu gewähren. Erst durch Alexander gewann man hierfür wieder das Vertrauen, und so ist durch ihn erst eigentlich die Bahn für die Ordination von Judenmissionaren in der Kirche von England gebrochen worden; jedenfalls aber hat hernach mit ihm die Reihe der evangelischen Missionsbischöfe aus Israel begonnen. Proselyten, welche im 18. Jahrhundert die Ordination

in der evangelischen Kirche erhalten haben, sind wohl in den allgemeinen Kirchendienst eingetreten, aber kein einziger von ihnen ist Missionar unter seinen eigenen Volksgenossen geworden.

Seine erste Predigt hielt Alexander in der Sandfordkirche nahe bei Dublin am Abend seines Ordinationstages über Ps. 51, 17: „Herr, thue meine Lippen auf, daß mein Mund deinen Ruhm verkündige." Unter den Gottesdienstbesuchern dieser Kirche hatte er schon manche liebe und gütige Freunde gefunden. Am 8. Juli 1827 hielt er seine erste Predigt in der Missionskapelle auf Palestine Place über Röm. 1, 16: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen." Die Wahl dieses Textes entsprang einem Herzensbedürfnis, und bei diesem Spruch verweilte er stets mit besonderer Vorliebe. Der Berichterstatter sagt hierbei: „Er schämte sich des Evangeliums von Christo nicht, als er, von der jüdischen Gesellschaft ausgestoßen, seine Last auf den Herrn warf und in die christliche Kirche aufgenommen wurde. Er schämte sich seiner nicht, als er von seinen ungläubigen Brüdern des Abfalls beschuldigt wurde, obgleich er für die ihm wiederholt gemachten bitteren Vorwürfe ein lebhaftes Gefühl hatte. Er schämte sich des Evangeliums nicht, als er ein Prediger in England wurde. Er schämte sich seiner nicht, als er zu der hohen Würde eines Bischofs unserer Kirche in der heiligen Stadt erhoben wurde. Es war ihm stets die Kraft, selig zu machen."

2. Auf dem deutschen Missionsfelde.

Im Laufe des Jahres 1827 trat Alexander von dem ihm übertragenen kleinen Pfarramt in den Dienst der Londoner Judenmissionsgesellschaft über. Bald darauf sehen wir ihn vereint mit dem bekannten Proselyten Joseph Wolf die Sache der Gesellschaft

in der Grafschaft Lancashire auf der Kanzel und in Versammlungen vertreten. Dann aber wurde er berufen, mit Rev. W. Ayerst als Missionar der Gesellschaft auf dem Festlande unter den Juden zu wirken. Er besuchte mit demselben Düsseldorf und das in der Nähe gelegene Institut des Grafen v. d. Recke, in dem Proselyten und jüdische Taufkandidaten Aufnahme fanden. Von Düsseldorf gingen sie nach Elberfeld und freuten sich über das geistliche Leben daselbst. Dann aber wandten sie sich nach Berlin, wo sie gleichfalls mit den Missionskreisen in Verbindung traten und der Taufe einer Jüdin beiwohnten. Auf ihrer Weiterreise lernten sie die Missionsschule für jüdische Kinder in Posen kennen. Alexander war es wunderbar zu Mute, als er die Provinz wieder betrat, in welcher er geboren war. Er selbst schreibt darüber: „Ich kann mein Gefühl nicht beschreiben, als ich mich wieder in meiner Heimat befand und über die wunderbaren Wege des Herrn mit mir, seitdem ich diese Stätte vor neun Jahren verlassen, nachdachte. Ich war damals ein Schaf, das von der Herde seines Hirten verirrt dahinlief, ging in Finsternis und im Schatten des Todes einher und wußte nichts von dem Herrn, der mich erkauft hat. Wie hat er mich gesucht, den Blinden auf dem Wege, den ich nicht kannte! Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes; besonders wenn ich daran denke, daß ich jetzt gebraucht werde, als ein geringes, ja ganz unwürdiges Werkzeug, die frohe Botschaft von der Erlösung zu verkündigen und vor meinen Zuhörern zu bekennen, was der Herr an meiner Seele gethan hat. Wenn aber meine Aussichten auf Erfolg dunkle sind, dann schaue ich auf den Herrn und spreche: „Deine Kraft ist in mir Schwachen mächtig."

Er durfte aber auch die Freundlichkeit des Herrn auf dieser Reise des Jahres 1827 schmecken. Hiervon erzählt er: „Der Herr gab mir ein anderes freundliches Zeichen seiner Gnade in Posen. Ich schrieb an meinen Bruder, der Rabbiner einer

großen Gemeinde zwölf Meilen von Posen ist, benachrichtigte ihn von meiner Ankunft und bat ihn um ein Zusammentreffen, hatte aber wenig Hoffnung auf die Erfüllung meiner Bitte, da er seit meiner Taufe gegen mich sehr bitter gewesen war. Dennoch sprach er in seinem Briefe den Wunsch aus, daß wir uns auf dem halben Wege von Posen treffen möchten. Ich brach sofort auf und hatte die unaussprechliche Genugthuung, meinen Bruder zu umarmen und zwar nicht als einen Feind um des Evangeliums willen, sondern voll brüderlicher Liebe und Zuneigung; er erkannte es auch selbst an, daß ich es aufrichtig meinte. Ich stellte ihm das Evangelium dar und nannte ihm den Grund der Hoffnung, die in mir lebt. Da gestand er mir, daß er über die Sache nicht genügend nachgedacht hätte, und versprach, es fortan zu thun. Dabei machte er vor mir die wichtige Bemerkung, daß ganz allgemein unter den Juden die Erwartung herrschte, das folgende Geschlecht von ihnen würde das Christentum annehmen, und daß unter ihnen selbst das Judentum immer mehr dahinschwände.

Die Zeit erlaubte es meinem Bruder nicht, länger mit uns zusammen zu bleiben, und wir schieden voneinander, zuvor aber beteten wir beiden Missionare gemeinschaftlich, der Herr wolle ihm die Augen öffnen, damit er seine Herrlichkeit sehe, wie sie sich in dem Angesichte Jesu Christi wiederspiegelt, und daß wir Brüder uns in seiner Liebe vereinigen und auch Brüder in Christo werden möchten. Seitdem habe ich einen freundlichen Brief von ihm erhalten, der mich zu der Hoffnung ermutigt, daß unser Zusammensein nicht vergeblich war."

In Danzig langten dann die Missionare am 22. Dezember 1827 an. In ihren freien Stunden trieben sie miteinander Deutsch, Griechisch und Hebräisch, indem einer die Kenntnisse des andern ergänzte, gingen aber vor allem eifrig an das Missionswerk. An den Sonntagen wurden zwei Missionsgottesdienste in deutscher und englischer Sprache gehalten, denen je 50 Personen bei-

wohnten. Sie machten Besuche bei einigen der ersten jüdischen Familien, die ihnen auch freundlich begegneten und selbst allerlei Unterstützung versprachen, dies aber freilich nicht aus einem für die Wahrheit erschlossenen Sinn, sondern im Interesse der Verbreitung moderner Bildung unter den Ihrigen thaten. Die Missionare eröffneten denn auch, wie sie dies in jenen Familien angekündigt hatten, eine Schule, die aber zunächst nur von christlichen und nicht von jüdischen Kindern besucht wurde. Das war die Folge eines heftigen Widerstandes, welchen der Rabbiner ihrem Unternehmen entgegensetzte. Da redete Alexander demselben ins Gewissen, daß er es verschulde, wenn seine Kinder ohne Unterweisung aufwüchsen, und infolgedessen stellte sich der Rabbiner gegen die Missionare etwas freundlicher. 14 Tage darauf starb er plötzlich. Alexander schreibt bei Mitteilung dessen: „Wie muß es uns treiben zu wirken, solange es Tag ist, wenn wir sehen, wie mancher vor unseren Augen von hinnen gerufen wird in die Ewigkeit, wo doch keiner angenommen wird, der nicht daselbst mit dem Kleide der Gerechtigkeit unseres Heilandes bekleidet erscheint. Wie sollten wir eine Gelegenheit verlieren, armen Sündern das zu verkündigen, wodurch sie allein Annahme vor dem heiligen und gerechten Gott erlangen können! Was uns auch entmutigen will, und wie verhärtet das Menschenherz sein mag, wir wissen es, der Herr kann ein jedes Wort der Wahrheit segnen, das einem Sünder zu seinem Heile verkündigt wird, und wir wissen, daß Freude im Himmel ist über jeden Sünder, der Buße thut." Später wurde übrigens das Warten und Hoffen der Missionare in der Schulangelegenheit belohnt. Die Juden fingen an, ihre Kinder in die Schule derselben zu senden, und bald stieg deren Zahl auf 29.

Von Danzig aus, das natürlich nicht ihre ganze Zeit in Anspruch nahm, machten dann Alexander und Ayerst Reisen zu den Juden in der Provinz. In Stargard erlaubte ihnen der jüdische Lehrer, an die Kinder seiner Schule eine Ansprache zu rich-

ten, und in einer andern Stadt gaben zwei erwachsene Juden mit Freuden ihren Kindern Neue Testamente, welche sie von den Missionaren gekauft hatten. Auch die Spuren der trefflichen Missionare der Berliner Mission, Ball und Händes, fanden die beiden wieder und konnten wahrnehmen, welchen Eindruck dieselben auf nicht wenige Juden gemacht hatten. Ein Rabbi zeigte ihnen Briefe, welche er von Händes erhalten hatte, die er als ein köstliches Andenken aufbewahrte. Den eigenen Verkehr Alexanders mit den Juden bestimmte besonders die Erkenntnis, daß es vor allem nötig sei, in ihnen das Bewußtsein ihrer Schuld und ihres natürlichen Verderbens zu erwecken, „das," wie er sagte, „ihnen fast völlig abhanden gekommen ist." Ayerst hebt noch hervor, daß Alexander ein großes Geschick im Verkehr mit den gebildeten Juden gezeigt habe und dies wohl daher, weil er selbst ihren Entwicklungsgang durchgemacht hatte.

Mit unwiderstehlicher Macht aber zog es Alexander nach seinem Geburtsort Schönlanke, dem er sich auf der diesmaligen Missionsreise näherte. Sein Begleiter Ayerst hat uns die Reise dahin und die Erlebnisse an jenem Orte selbst beschrieben (A. I). „Es war der Herbst 1828, und zwar die Zeit, wo die Juden das Laubhüttenfest feiern, als wir unsern Weg fortsetzten und viele Juden in den verschiedenen Ortschaften, durch die wir kamen, sahen und sprachen. Ehe wir Schönlanke erreichten, war das Fest vorüber, so daß wir an einem Zeitpunkte ankamen, der sich für ein Zusammentreffen Alexanders mit seinen Verwandten wohl eignete. Wir hatten eine Strecke Wegs zurückgelegt und fuhren mit zwei christlichen Freunden, welche gerade Gelegenheit hatten, eine Stadt in der Nachbarschaft zu besuchen, und sich freundlich erboten hatten, uns auf ihrem Wagen mit sich zu nehmen. Da wir auf den Hin- und Herfahrten unserer Freunde viele Orte besuchten, hatten wir oft Gelegenheit, auszuruhen und benutzten dies, um mit den Juden der Ortschaften zu verkehren. An dem Tage, wo wir Schönlanke erreichten, hatten wir bereits

eine lange Fahrt gemacht, und die Schatten eines schönen Herbstabends begannen alles ringsum in ihr Dunkel zu hüllen, was zu den ernsten Gefühlen wohl stimmte, die unsere Herzen erfüllten, als wir uns der ruhigen Stadt näherten. Wir beteten ernstlich um Segen für unser Vorhaben. Wenn ich (Ayerst) daran dachte, wie lange Zeit vergangen war, seitdem Alexander diesen Ort verlassen hatte, um in ein fremdes und fernes Land zu gehen, an die wichtigen Veränderungen, die in seinen Überzeugungen vorgegangen waren, und an die peinliche Ungewißheit darüber, welche Aufnahme wir wohl finden würden, überwältigten mich die stärksten Gemütsbewegungen. Ich hatte Alexander unter schmerzlichen Prüfungen seinen Herrn bekennen sehen und konnte nicht daran zweifeln, daß der Herr mit ihm sein werde. Indessen war es keine gewöhnliche Lage, in der wir uns jetzt befanden, und ich fühlte tiefen Dank in dem Bewußtsein, daß, was auch der Erfolg seiner Reise sein würde, Alexander selbst sich in dem rechten Geist auf den Ausgang vorbereitet hatte; denn er warf alle seine Sorge auf den Herrn und wußte, daß derselbe für ihn sorgte.

Da wir unter diesen besonderen und peinlichen Umständen keine Aufmerksamkeit erregen wollten, begaben wir uns nicht in das Wirtshaus, in welchem unsere Freunde mit ihrem Wagen einkehrten, sondern stiegen am Eingange der Stadt aus und gingen unbemerkt durch die Straßen. Wir kamen bei dem Hause vorbei, in dem Alexander geboren war und in dem seine Schwester mit einigen Verwandten noch wohnte. Da es bereits recht dunkel war, bemerkte uns niemand. Für Alexander dagegen war es noch hell genug, um jeden Fleck genau zu erkennen. Einen Augenblick blieben wir in der Nähe des Hauses stehen, das die Verwandten bewohnten. Welche Veränderungen waren vorgegangen, seitdem Alexander die Heimat seiner Jugend verlassen hatte! Welche Gefühle drängten sich seiner Seele auf, wenn er an alles das dachte, was er erlebt hatte! Der jüdische Lehrer,

ein Mann, der sich noch in den besten Jahren befand, ging vorüber. Er hatte Alexander den ersten Unterricht im Hebräischen erteilt, aber das abendliche Dunkel hinderte ihn, seinen Zögling wiederzuerkennen. Doch nun war es nötig, Vorkehrungen für unser Unterkommen zu treffen, und wir bedurften einiger Erfrischung. Der Besitzer des Gasthofes, welchen unsere Freunde bezogen hatten, war ein Jude; das ist in Posen und Westpreußen oft der Fall und ist ein Vorteil für den christlichen Missionar, welcher in einer Stadt einkehrt, um das Evangelium zu verkündigen. Denn diese Gasthäuser werden oft von andern Juden besucht, und man findet daher leicht die Gelegenheit, denen, welche man zu sprechen wünscht, zu begegnen. Man trifft sie gewöhnlich in dem Gastzimmer, woselbst sie sich gern nach den Fremden, welche ihre Stadt besuchen, erkundigen. Diese unschuldige Neugierde führt oft zu Unterhaltungen und vermittelt einen ungezwungenen Verkehr mit offenherzigen, geselligen und verständigen Leuten, wie es die Juden sind. Bei dieser Veranlassung jedoch war das, was unter andern Umständen ein Vorteil gewesen wäre, offenbar das gerade Gegenteil. Wir begaben uns daher nach dem einzigen christlichen Gasthofe der Stadt.

„Aber was soll nun jetzt geschehen?“ fragte Alexander. „Die Zeit ist kostbar. Welche Schritte soll ich thun, um mir eine Zusammenkunft mit meiner Schwester zu verschaffen?“ Weil es von der größten Wichtigkeit war, so viel als möglich Aufsehen zu vermeiden, um nicht durch die Bigotterie eines seiner Verwandten, welcher den andern in den Weg treten konnte, von jedem Verkehr abgeschnitten zu werden, berieten wir die Sache aufs eingehendste. Alexander hatte von seiner Schwester und seinem Schwager, die in Schönlanke wohnten, seitdem er zum Christentum übergetreten war, nichts gehört. Nur hatte er einmal vernommen, daß sie seinen Namen mit dem Ausdrucke des Hasses erwähnt und ihre Entrüstung über seinen Glaubenswechsel an den Tag gelegt hatten.

Der Plan, den Alexander zu verfolgen beschloß, war nun folgender. Er hatte drei Schwestern in dieser Stadt. Eine derselben, eine Witwe, war ihm in seinen Kindestagen und in seiner Jünglingszeit herzlich zugethan gewesen. Es stand zu erwarten, daß sie anfangs wenigstens eher als die beiden andern, denen die Gesinnung ihrer Männer Schwierigkeiten bereiten konnten, geneigt sein würde, sich mit ihm offen auszusprechen. Deshalb wurde dieser verwitweten Schwester die Nachricht zugeschickt, daß ein Herr aus England gekommen sei, welcher sie zu sprechen wünsche. Daraufhin kam sie sehr bald in das Gasthaus. Noch ehe sie kam, hatte Alexander das Zimmer verlassen und überließ es mir, die Unterredung mit ihr zu eröffnen. Ich fing an, ihr zu erzählen, daß ich kürzlich aus England gekommen wäre, ihren Bruder kennte, und es daher mein Wunsch gewesen sei, sie zu sprechen. Sobald ich den Namen ihres Bruders nannte, konnte ich es deutlich sehen, daß sie die Liebe zu ihm nicht verloren hatte. Ich frug sie daher: „Wünschen Sie von ihm zu hören? Wünschen Sie ihn zu sehen?“ — „Wenn es möglich wäre,“ antwortete sie, und zwar mit solcher Rührung, daß ich daraus bereits den Segen, welchen der Herr zu unserer Reise nach Schönlanke gegeben hatte, erkennen konnte. Augenblicklich erschien Alexander im Zimmer, und Bruder und Schwester bewillkommneten einander mit der größten Liebe und Zärtlichkeit. Sie unterhielten sich dann eine Zeit lang und hätten diese Unterhaltung noch gern weiter ausgedehnt; aber es entstand nun doch die Frage, was geschehen könne, um die andern zu sprechen, und man kam überein, zunächst den Mann der jüngeren Schwester herbitten zu lassen, welcher für weniger bigott als der ältere Schwager galt. Er kam und benahm sich sehr freundlich, sagte aber: „Nun, Alexander, deine Schwester und wir alle werden dich gern in meinem Hause begrüßen. Wir werden dort alle zusammenkommen und dich daselbst willkommen heißen. Aber merke wohl: hier bleiben kannst du nicht. Die Erregung wird

zu groß sein, die Parteiwut ist zu heftig, setze uns derselben nicht aus. Für den Augenblick können wir alle ruhig bei einander sein. Es ist Nacht. Niemand wird wissen, daß du hier gewesen bist. Reise morgen früh gegen 5 Uhr wieder ab, ehe jemand aufsteht, und alles wird gut verlaufen. Ich wiederhole, es wird uns allen eine große Freude sein, dich zu sehen, aber du darfst hier nicht bleiben." Das war schmerzlich, aber man konnte die aufrichtige Herzensfreundlichkeit, mit welcher der Schwager diese Worte aussprach, nicht verkennen.

Demgemäß kamen die drei Schwestern, die beiden Schwäger und einige jüngere Verwandte mit ihrem christlichen Bruder zusammen. Mir wurde die Freude, auch anwesend sein zu dürfen, und nie werde ich die Einfalt und Aufrichtigkeit vergessen, mit welcher unser Freund von seinen christlichen Überzeugungen sprach. Es wurde manches über Familienverhältnisse und den Übertritt Alexanders zur christlichen Kirche gesprochen. Der jüngere Schwager hatte bereits Unterhaltungen mit Missionaren gehabt und besaß auch einige, wenngleich unklare Vorstellungen vom Neuen Testament; aber zumeist war der Inhalt desselben allen Anwesenden so fremd wie der großen Menge der Juden. Der ältere Schwager war fast der einzige, welcher Einwürfe machte, und seine Anschauungen traten in einigen wenigen Fragen zu Tage, die er wiederholt ernstlich an Alexander richtete: „War nicht dein Vater ein frommer und verständiger Mann? hatte er nicht ein treffendes Urteil in Sachen der Religion? Ist es daher recht von dir, dich für weiser zu halten, als er war? Ich sehe es nicht gern," fügte er hinzu, „wenn jüngere Leute es sich einbilden, es besser zu wissen, als ihre Eltern." Einige der andern seufzten dann und wann, als Alexander einige auf sein früheres Leben bezügliche Umstände erzählte, und äußerten: „ach, es kann jetzt nicht mehr geholfen werden!" Aber im ganzen, muß man sagen, hörten sie, während sie zugleich ihre Liebe zu Alexander wiederholt an den Tag legten, mit großer Aufmerk-

samkeit das an, was sie doch nicht begreifen konnten. Die Vernünftigkeit und Notwendigkeit des Christentums war ein Gegenstand, über den sie noch nicht nachgedacht hatten, und viel mehr Zeit, als diese schmerzlich interessante Zusammenkunft gewährte, wäre erforderlich gewesen, um diesen Gegenstand gehörig erörtern zu können. Nachdem ein großer Teil der Nacht auf diese Weise verstrichen war, trennten wir uns und begaben uns zur Ruhe. Doch ehe wir das Haus des jüngeren Schwagers verließen, wiederholte dieser sehr nachdrücklich, daß Alexander doch seinem Rat, noch vor Anbruch des Tages abzureisen, folgen möchte, um Erregung zu vermeiden. Alexander versprach dies freilich nicht, wohl aber kehrte er voll Dankes für das Zusammenkommen mit den Seinigen in das Gasthaus zurück.

Nachdem wir beide dann die Frage, ob aufbrechen oder bleiben, erwogen hatten, sagte Alexander: „Mir kommt es vor, als beginge ich ein Unrecht, wenn ich den Ort so, wie es vorgeschlagen worden ist, vor Tagesanbruch verließe. Es könnte, und das würde mir von Herzen leid sein, den Eindruck machen, als ob ich dem Kreuze entfliehen wollte, das ich möglicherweise auf mich nehmen müßte, wenn ich mit den ehemaligen Nachbarn zusammenträfe. Ich will nicht so fortgehen, als ob ich mich dessen, was ich gethan habe, schämte und als wünschte ich ungesehen zu bleiben. Ich halte es für meine Pflicht, etwas länger zu verweilen und den Erfolg Gott zu überlassen.“ Wir standen also des Morgens nicht eher auf, als bis einige der Diener des Hauses ihr Tagewerk begonnen hatten, und einer der ersten Töne, die unser Ohr berührten, war das Klopfen, mit welchem der Schulklopfer der Juden nach der damals üblichen Weise zum Gebet in der Synagoge aufforderte. Es ist nämlich in Polen und vielfach im Osten Sitte, daß der Synagogendiener bei den verschiedenen jüdischen Häusern die Runde macht und an Thüren und Fenster klopft, um die Zeit des Gottesdienstes zu vermelden.

Da die Zahl der Juden in der Stadt eine sehr ansehnliche war, hielt dieses Klopfen an jenem Morgen natürlich lange an.

Bald darauf hörten wir unmittelbar unter dem Fenster des von uns bewohnten Zimmers ein lautes und eifriges Gespräch zwischen dem Schulklopfer und einem Nachbar, das sich offenbar auf unsern Besuch bezog. „Ich bin gewiß, er ist es,“ sagte der eine zum andern, und das mit einer Heftigkeit, welche es uns klar machte, daß alles, was der jüngere Schwager vorausgesagt hatte, in Erfüllung gehen werde.

Nachdem wir gefrühstückt hatten, war es nötig, über das, was wir zunächst vornehmen wollten, ins reine zu kommen. Die Lage, in welcher sich Alexander befand, war eine sehr schmerzliche. Er war vereinsamt in seiner Geburtsstadt und von dem Verkehr mit seiner eigenen Familie abgeschnitten, von teuren und nahen Verwandten umgeben und doch ein Fremder. Zu wem sollte er gehen? Was sollte er ferner thun? Man konnte freilich sagen, er hatte das, was er durch seinen Besuch in Schönlanke erreichen wollte, größtenteils erreicht; aber doch widerstrebte es ihm, wie heimlich von dannen zu ziehen. Nach weiterer Beratung entschloß er sich, dem evangelischen Ortsgeistlichen einen Besuch zu machen. „Ich fühle das Bedürfnis,“ sagte er, „einigen Verkehr mit Christen in meiner Geburtsstadt zu haben.“ Unterwegs zum Pfarrhause kamen wir bei der Kirche vorüber. „Wie oft,“ bemerkte er, „wenn ich bei diesem Gebäude vorüberging, habe ich meine Ohren zugehalten, um ja nicht etwa, weil ich selbst dies schon für eine Verunreinigung gehalten hätte, auch nur einen Ton der Orgel zu vernehmen, wenn dieselbe die Gesänge der Gemeinde zu Ehren dessen, den ich aus Unwissenheit verachtete, begleitete.“

Der Geistliche war Alexander ganz und gar fremd. Viele Jahre waren verflossen, seitdem er Schönlanke verlassen hatte, um sich in verschiedenen Wissensgegenständen auszubilden und alsdann eine Stelle als Privatlehrer in einer jüdischen Familie

anzunehmen. Der Geistliche empfing uns sehr höflich und sagte: „Vielleicht interessiert es Sie, die evangelische Kirche Ihres Geburtsortes zu sehen?" worauf er sich den großen Kirchenschlüssel bringen ließ und uns freundlich zu dem Gotteshause hin begleitete. Auf unserem Wege dahin fanden wir die Stadt buchstäblich im Aufruhr. Scharen von Kindern und Erwachsenen hatten sich, um unsere Bewegungen zu beobachten, versammelt. Da wir von dem Geistlichen begleitet waren, drangen sie nicht gerade roh auf uns ein, aber ihr Benehmen war nichts weniger als freundlich und höflich, und wir bemerkten, daß sich ihre Zahl fortwährend vergrößerte. Nahe bei der Kirche begegneten wir Alexanders erstem Lehrer, der abends zuvor in der Dämmerung bei uns vorübergegangen war, ohne seinen Schüler zu erkennen. Da derselbe nun aber Alexanders ansichtig wurde, erkannte er ihn sogleich und ließ sich mit ihm in ein freundliches Gespräch ein. Auch ein alter und inniger Freund von Alexanders verstorbenem Vater schloß sich uns an, und beide begleiteten uns und den Geistlichen in die Kirche. Hier hatten wir mit unsern jüdischen Begleitern eine Unterredung über die wichtigsten Gegenstände. Alexander erinnerte seinen früheren Lehrer in liebreicher und ernster Weise, daß er ihn nicht die einfache Wahrheit, wie sie in Gottes Wort enthalten ist, gelehrt und ihn dadurch, daß er ihm statt der Gebote Gottes stets Menschengebote eingeprägt hätte, irregeführt habe. Derselbe schien das Gewicht der gemachten Vorwürfe zu fühlen und wurde dadurch offenbar zur Anerkennung der Wichtigkeit weiteren Forschens in den Dingen der Religion geführt. Wir haben auch später von einigen Missionaren die Mitteilung erhalten, sie hätten bei mehreren Juden in Schönlanke freundliche Aufnahme gefunden; denn wiewohl dort viele bigotte und widerstrebende Juden wohnten, lebten doch auch bessergesinnte in der Stadt.

Als wir die Kirche verließen, fanden wir, daß der Pöbelhaufe, welcher draußen geblieben war, sich bedeutend vergrößert

hatte, und da dieselben nun sahen, daß der Geistliche nicht mehr in unserer Begleitung war, denn er hatte sich inzwischen in das Pfarrhaus zurückbegeben, so fingen sie an, sich sehr unschicklich zu benehmen, stießen Schimpfworte aus, schrien laut und drangen in gemeiner Weise auf uns ein. Da wir unter diesen Umständen unmöglich den Versuch machen konnten, mit den Leuten über Religionsangelegenheiten zu sprechen und auf diesem Wege etwas Gutes zu schaffen, entschlossen wir uns endlich die Stadt zu verlassen. Alexander ging zu seiner jüngsten Schwester, um von ihr Abschied zu nehmen. Einige Familienglieder waren anwesend, welche das Lärmen und Treiben des Pöbels sehr beunruhigte. Einer der Anwesenden weinte und sprach: „Siehe, welchen Verfolgungen hast du uns ausgesetzt? Wir werden das Ende des Tages nicht erleben. Schau hin, welchen Lärm sie vor unserm Hause machen." Mit milder und gedämpfter Stimme sprach der jüngere Schwager: „Du würdest besser daran gethan haben, diesen Morgen früh, wie ich es dir geraten habe, abzureisen. Da du aber geblieben bist, will ich in diesem Wirrwarr und Tumult nicht von dir Abschied nehmen. Außerhalb der Stadt werden wir uns treffen, und dort können wir ruhig miteinander reden, ehe wir uns trennen."

Wir sahen uns alsdann nach unsern Freunden um, welche in dem jüdischen Gasthofe geblieben waren, und bereiteten uns zum Aufbruch vor. Der Pöbel, welcher uns folgte, fing an, Traktate, Bibeln &c. von uns zu fordern, um unsere Schriftenverbreitung ins Lächerliche zu ziehen. Nur unter großen Schwierigkeiten erreichten wir den Wagen und schickten uns zur Abreise an.

Gerade vor unserer Abfahrt kam ein junger Mann, ein früherer Mitschüler Alexanders, welcher von seiner Anwesenheit Kunde erhalten hatte, um ihn zu besuchen. Das war ein angenehmer Gegensatz gegen die Roheit, welche die übrigen an den Tag legten. Denn ihn erfüllte ein ernstes Verlangen, die Be-

weggründe kennen zu lernen, welche seinen Freund zu einem so großen Wechsel seiner religiösen Überzeugungen geführt hätten. Als wir über den Marktplatz gingen, rief der Pöbel: „Gerechtigkeit errettet vom Tode“ — Worte, welche die Juden gewöhnlich bei der Begleitung ihrer Leichen zur letzten Ruhestätte sprechen. Sie behandelten Alexander als einen Toten und wollten ihm in dieser Weise es zu Gemüte führen, mit welchem Abscheu sie gegen ihn erfüllt wären. So tief dringt gar oft der Haß unter den Juden gegen die Ihrigen, wenn sie zur christlichen Kirche übertreten.

Allerdings aber darf man nicht vergessen, daß die dortigen Juden bis dahin nur sehr wenig von dem wahren evangelischen Christentum gesehen und gehört hatten. Der größte Teil der Bewohner der Stadt Schönlanke und ihrer Nachbarschaft sind römische Katholiken, und viele der Protestanten durch die Geistlichen ihrer Kirche gar zu sehr in die Irre geführt. Durch die Ausbildung, welche diese Geistlichen im verflossenen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts genossen haben, sind sie in den Rationalismus versunken. In jener Zeit hatten nur wenige Professoren der Theologie gesunde biblische Anschauungen über irgend eine der großen Lehren des Christentums, und obgleich sich diese Verhältnisse jüngst, besonders in Berlin, gebessert haben, so muß man es doch beklagen, daß unter dem Namen „theologische Wissenschaft“ in Deutschland vieles gelehrt wird, was durchaus der Bibel widerstrebt. Die traurigen Verfälschungen des Papsttums und die seelenverderblichen Spekulationen vieler, die des Namens Lutheraner, den sie zur Schau tragen, nicht wert sind, haben in Gemeinschaft mit der herrschenden Abneigung gegen die Juden dahin geführt, daß nur wenig geschehen ist, um den Schaden des alten Volkes Gottes zu heilen.

Seit unserem Besuch in Schönlanke aber wurden dort und in andern Gegenden viele Exemplare des Wortes Gottes verbreitet, und selbst die jüdische Gemeinde, welche sich an jenem

Tage, wo uns die thörichte Menge verfolgte, keineswegs in günstigem Lichte gezeigt hatte, hat sich hernach in höchst erfreulicher Weise bemüht, die Erziehung der Ihrigen zu fördern und denselben Moralität, Humanität und Duldsamkeit einzuschärfen.

Unser Besuch in Schönlanke war freilich unter den damaligen Umständen eine schmerzliche Prüfung für das Gemüt Alexanders, aber trotz dessen blieb er ruhig. Wohl mit bewegtem Herzen, aber doch in innerer Ruhe erklärte er seinem Begleiter Ayerst, warum ihm die Menge Sprüche 10, 2: „Gerechtigkeit errettet vom Tode" zugerufen habe. Der Schmerz seiner Verwandten und ihre Furcht vor Gewaltthätigkeiten, denen sie ausgesetzt werden könnten, gingen ihm tief zu Herzen; aber viel größer blieb es ihm, daß es ihm vergönnt worden war, die Liebe des Heilandes zu schmecken, der für ihn in den Tod gegangen war, und um seinetwillen war er auch zu leiden bereit."

So weit der Bericht von Ayerst. Mit demselben thun wir aus Anlaß des Besuches, den Alexander bei seinen Verwandten in Schönlanke gemacht hat, einen tiefen Blick in das Herz desselben. Der christliche Glaube war sein Lebenselement geworden, und überall war er sich jetzt der Pflicht, Jesum Christum vor den Menschen zu bekennen, bewußt. Lieber wollte er leiden, als in diesem Stücke irgend etwas verfehlen, und lieber setzte er sich der Mißbilligung, der Beleidigung, der Schmach und Schande der Menschen aus, als daß er sich einen Vorwurf in seinem Gewissen zugezogen hätte. Sein ganzes Wesen war, seitdem er sich zu Christo bekannt hatte, mit einem hohen Ernst erfüllt, zeigte aber nichts von Rauheit, Härte oder Bitterkeit, sondern zeigte eine mit unerschütterlicher Gewissenhaftigkeit gepaarte Milde. Das war aber nicht die Folge einer starken oder unempfindlichen Naturanlage — denn er war im Gegenteil von Natur sehr weich, er hatte ein überaus zartfühlendes Herz und ein großes Bedürfnis nach Liebe und Friede mit den Menschen —

sondern das alles war die Frucht des Glaubens, welcher von ihm Besitz genommen hatte.

Sehr zutreffend ist aber auch das Urteil von Cartwright, welches Ayerst bei dieser Gelegenheit aus der Gedächtnisrede auf Alexander (A. I) anführt, in der es heißt: „Wo und wann er mit Juden zusammentraf, war er darauf bedacht, ihnen irgend etwas, das zu ihrem Heil gereichen konnte, zu sagen oder zu erweisen, und selten wohl traf er mit einem Juden zusammen, der nicht irgend eine Bemerkung von ihm vernommen hätte, welche die ernsteste Aufmerksamkeit desselben zu wecken imstande war. Die tiefe Frömmigkeit aber, welche Alexander auszeichnete, machte oft den größten Eindruck auf die, welche der Heilsbotschaft zuhörten, die er ihnen zu predigen mit dem größten Ernst bemüht war. Sowohl große Scharen aus seinem Volk als auch eine bedeutende Zahl christlicher Freunde werden nie aufhören, das Andenken an einen Mann, der so große Achtung verdiente, in Ehren zu halten," und ferner: „Von dieser Art war die Treue, mit welcher er für seinen Herrn in der ersten Zeit seiner Missionsthätigkeit zeugte, und in der er bis ans Ende beharrte. War er in Preußen, oder in England, oder in Palästina, als Missionar, als Professor am King's College und als Bischof, überall und stets war er ohne Wandel und voll Eifers, die Wahrheit auszubreiten, welche er in seinem eigenen Herzen erfahren hatte. Wie viele hörten das Wort des Lebens von seinen Lippen und wie viele wurden durch sein Beispiel und durch seinen Zuspruch ermutigt, den Heiland zu suchen, welchem er diente und den er liebte."

Daß sein Besuch in Schönlanke übrigens seine guten Folgen hatte, wurde nicht bloß durch das oben Erzählte offenbar, sondern durfte Alexander auch kurze Zeit nach demselben erfahren. Bald nach seiner Rückkehr empfing er von Schönlanke einen Brief, welcher das Bedauern darüber aussprach, daß er sich bei ihnen nicht länger aufgehalten hatte, und der um baldige Wieder-

holung seines Besuches bat. Diese Bitte zu erfüllen sah sich aber Alexander außer stande.

In Danzig gewannen dann die beiden Missionsarbeiter an dem ersten Geistlichen der Stadt, D. Kniewel einen besonderen Freund. Derselbe hatte schon immer ein reges Interesse für die Judenmission bewiesen und war unter den Juden als ein Mann bekannt, der für sie ein warmes Herz hatte. Deshalb näherten sich ihm auch manche derselben, und mehrere hatte er bereits in Unterricht genommen oder getauft. Die Anregung, welche er durch Alexander und Ayerst erhielt, fachte nun seinen Eifer doppelt an, und die Missionare berichteten jetzt wiederholt erfreuliche Fälle von Bekehrungen unter den Danziger Juden, welche mit dem Zeugnis zusammenhingen, das Kniewel vor ihnen abgelegt hatte. Sie selbst nahmen es übrigens sehr ernst, wenn sie von Juden um die Taufe gebeten wurden; sie prüften die Geister sorgsam und wiesen jeden ab, bei dem sie Anlaß hatten, nur äußere Beweggründe für den Wunsch, ein Christ zu werden, anzunehmen.

Im Jahre 1829 besuchte Alexander Warschau und wurde dort besonders durch die ebenso eifrige wie erfolgreiche Thätigkeit von A. M'Caul in der Missionsarbeit mit neuem Mute für seine eigene Arbeit erfüllt. Damals traten beide Männer, die sich hernach so hoch schätzten und für ihr Leben wichtig wurden, einander näher. Seit jener Reise richtete auch Alexander auf die polnischen Juden sein Augenmerk, welche mit Getreide nach Danzig kamen. Er mietete in der Nähe ihres Lagerplatzes ein Zimmer und errichtete daselbst eine Schriftenniederlage, welche viele polnische Juden anlockte, so daß es zu einem regen Verkehr zwischen ihnen und den Missionaren kam. Um so schmerzlicher empfand er es, daß es ihnen nur wenig gelang, den Juden jener Stadt selbst näher zu kommen: „Ich flehe den Herrn täglich auf den Knien an, daß er meine Füße auf eine Bahn lenke, die mich nützlich werden läßt, und daß er mir die Gelegenheit

gebe, seine seligmachende Wahrheit denen zu verkündigen, zu denen wir gesandt sind. Denn das ist in der That die größte Schwierigkeit, zu den Juden in den deutschen Städten zu gelangen. Klopfer und Klingeln sind an allen Thüren, und man muß allerlei Höflichkeit anwenden, ehe man jemand zu sprechen bekommt. Hier aber (er meint die erwähnten polnischen Juden) haben wir ohne jedes Hindernis ein offenes Feld. Ich habe mit diesen letzteren schon die anregendsten Gespräche gehabt. Nie gehen wir aus, ohne eine Anzahl derselben um uns zu haben; denn sie sind voll Eifers, mit uns zu sprechen und unsere Bücher zu erhalten."

In Danzig selbst waren es vor andern jüdische Mädchen, welche den Frauen der Missionare Freude bereiteten. Frau Alexander und Frau Ayerst gaben ihnen Nähunterricht und fanden sie für Gottes Wort recht empfänglich. Besonders drangen sie in Frau Alexander, ihnen die Geschichte ihrer Bekehrung zu erzählen, und sie hörten dann, wenn ihrem Wunsche willfahrtet wurde, mit großer Teilnahme zu. Der größte Teil der jüdischen Stadtbewohner aber war gegen die Fragen der Religion sehr gleichgültig, und so sahen sich die beiden Missionare darauf angewiesen, auf Reisen ihre Hauptthätigkeit zu entfalten. Das thaten sie denn auch mit großer Treue. Für Alexander war und blieb es hierbei einesteils ein Vorteil, daß er aus eigener Erfahrung davon zeugen konnte, wie ein Sohn Israels zu Christo geführt wird; andrerseits aber hatte er auch mit viel größeren Vorurteilen als Ayerst zu kämpfen. Eben daher war es wohlgethan, daß ein jüdischer Proselyt und ein englischer Christ das Werk gemeinsam miteinander trieben: eine Erfahrung, die man vielfach auf dem Judenmissionsgebiete gemacht hat.

Wie überhaupt im Missionsdienst wechselten auch auf den Reisen die ermutigenden und die schmerzlichen Erfahrungen. In einer Stadt der Provinz forderte der Rabbi, ein interessanter und tüchtiger Mann, Alexander auf, ihn in sein Haus zu be-

gleiten, und derselbe nahm die Einladung gern an. Eine Anzahl Juden folgten ihm in das Haus des Rabbiners. Alexander durfte zu ihnen sprechen. Dann aber fing einer der Anwesenden furchtbar zu lästern an und wurde voll Zornes gegen Alexander, so daß, wenn der Rabbi ihn nicht beschützt hätte, der Mann gegen ihn Gewalt angewendet hätte. Der Rabbi begleitete später Alexander in das Gasthaus und bat ihn dort um ein Neues Testament. Der Missionar händigte ihm auch ein solches ein, mußte aber dem jüdischen Theologen zugleich das Versprechen geben, daß er ihn auf der Rückreise wieder besuchen würde.

1830 kam Alexander auf seinen Reisen in eine Hochburg des Judentums in Westpreußen. Wahrscheinlich will unter derselben M. Friedland verstanden sein, wo damals Rabbi Akiba Eger wirkte, welcher eine große Menge Schüler in diese Stadt zog. „Ich fürchtete mich," schreibt Alexander, „als ich dem Orte nahe kam. Denn was ich von dem Charakter des Rabbi und der Juden jener Stadt gehört hatte, ließ mich an Jerusalem und seine pharisäischen Bewohner denken. Aber der Herr stärkte und ermutigte mich, besonders, da ich an dem Pastor der evangelischen Gemeinde dieser Stadt, der erst vor kurzem in dieselbe gekommen war, einen Bekannten und christlichen Bruder hatte. Deshalb ging ich zuerst zu ihm, und nachdem wir miteinander Rat gepflogen und den Herrn um Licht gebeten hatten, kamen wir zu der Entscheidung, daß es das Beste für mich wäre, sogleich zu dem Rabbi zu gehen. Das that ich denn auch, wiewohl mit einigem Zittern. Der Herr aber beschützte mich wunderbar. Er wollte mir zeigen, wie viel größer er ist als alle unsere Furcht. Anstatt, wie ich erwartet hatte, einen zornigen, selbstgerechten, altorthodoxen Rabbi zu finden, traf ich einen höchst interessanten, freundlich gesinnten und bescheidenen Mann an. Ich brauchte auch nicht vieler Einführung, denn er erkannte mich sofort und verstand durchaus den Grund meines Kommens, wie er mich denn auch mit der größten Freundlichkeit empfing. Ich

fand ihn an der Thür seines Hauses mit mehreren Juden sprechend, die mit mir dann in das Zimmer eintraten, wo wir uns an seinen Tisch setzten, der mit rabbinischen Büchern bedeckt war. Ich blieb zwei Stunden bei ihm, und unsere Unterhaltung wandte sich alsbald dem Thema zu, um das es sich zwischen uns handelte. Der Rabbi war mit demselben auch wohl bekannt, aber er hing noch fest an seinem talmudischen System. Er und alle Anwesenden hörten jedoch mit offenbarem Interesse meiner Darstellung der Wahrheit des Evangeliums zu. Alle Prophezeiungen, von denen ich bewies, daß sie sich auf den Messias bezögen und in Jesu Christo erfüllt worden seien, demühte er sich dagegen nach seinen jüdischen Auslegern zu erklären, mit Ausnahme von Jes. 53. Dieses Kapitel schien den Rabbi doch in Verlegenheit zu bringen. Raschis Erklärung desselben befriedigte ihn nicht. Er sprach dann den Wunsch und sogar ein lebhaftes Verlangen aus, das Neue Testament hebräisch zu lesen, und ich versprach, ihm ein solches vor meiner Abreise zuzustellen. Während meines Verweilens bei ihm kamen mehrere Frauen mit Fragen der armseligsten und geradezu lächerlichsten Art. Ich zeigte ihnen, wie thöricht es sei, daß sie Zeit und Kraft auf das verwendeten, was doch kein Brot ist und nicht sättigen kann. Dazu führte ich ihnen Matth. 23, 24. 25, die Worte des Herrn vom Mückenseigen und Kameleverschlucken, von den Schüsseln und Bechern, die auswendig rein, inwendig aber voll Raubes und Fraßes sind, an. Der Rabbi aber antwortete: „Das gehört einmal zu unserer Religion.“ Alexander bricht darüber in die Worte aus: „Ach, daß diejenigen, welche auf dem Stuhle Mosis sitzen, ihre Verantwortlichkeit empfinden und erkennen möchten und sich bemühen wollten, ihre verirrten und zerstreuten Schafe in die Wege des Heils zu leiten, damit die arme Herde fragen lerne: was müssen wir thun, daß wir selig werden.“ Der Rabbi sprach zuletzt noch den Wunsch aus, den evangelischen Pastor der Stadt kennen zu lernen. Alexander teilte demselben

dies mit, und der Geistliche gab dem Missionar das Versprechen, daß er dem Verlangen des Rabbi bald nachkommen werde.

An demselben Orte hatte Alexander ein eingehendes Gespräch mit einem jüdischen Studenten. In dem Wirtshause, das er bewohnte, hörte er einen großen Lärm wie von vielen Kindern, die in der Schule laut lesen. Er frug die Wirtin darum, und diese antwortete ihm, der Lärm rühre von einem Studenten her. Alexander erbat es sich, denselben sehen zu dürfen, und die Frau brachte ihn durch mehrere Zimmer zu einem jungen Juden, welcher in das Studium des Talmud vertieft dasaß und dabei gewaltig rauchte. Von dem Rauch war das Zimmer so dunkel, daß man fast nichts sehen konnte. Der junge Mann, mit dem dann Alexander ein Gespräch anknüpfte, erwies sich als ganz unintelligent, aber voll rabbinischen Stolzes und wollte gar keine andere Quelle des Glücks als den Talmud anerkennen. Alexander sah sich da in die Tage seiner eigenen Unwissenheit zurückversetzt und konnte daher ein herzliches Mitleid mit dem armen blinden jungen Manne empfinden. Es war gerade das Fasten des Gedaljah. Dieser Fasttag bestimmte den jungen Mann, seine Zeit in der beschriebenen Weise zuzubringen; denn so vermeinte er Gott einen Dienst zu erweisen. Alexander sprach zu ihm sehr ernst und eindringlich, aber in herzlicher Liebe; der junge Mensch dagegen war darüber empört, daß ihm jemand sagte, das, was er thäte, wäre nicht der Weg zum Himmel. Dennoch ließ sich der Missionar nicht abweisen, sondern ermahnte den Talmudisten, zur Quelle des lebendigen Wassers zurückzukehren und Gott um Licht und Kraft zu bitten, daß er seinen Willen zu thun lernen möchte. Und während Alexander so sein Zeugnis vor dem jungen Menschen ablegte, betete er zugleich in seinem Herzen inbrünstig, daß dieses arme Schaf aus Israel, das niemals von etwas anderem als vom Talmud gehört hatte, zu der Erkenntnis des Heilandes gebracht werden möchte, der

uns allein wahres Leben geben und zu Erben des Himmels machen kann.

In einer andern Stadt ging Alexander in die Synagoge und fand in derselben etwa dreißig Juden versammelt. Still wartete er, bis der Gottesdienst beendet war. Unterdessen aber hatten sich die Augen der Juden auf ihn gerichtet, als wollten sie sprechen: „Was will uns dieser Lotterbube sagen?" Alexander näherte sich ihnen hernach und redete sie an: „Ihr Männer und Brüder, mein Herz weint um euch, wenn ich den Ernst und offenbaren Eifer ansehe, den ihr um Gott habt, der aber doch nicht nach der rechten Erkenntnis ist und der euch nach Gottes heiligem Wort an dem Tage der großen Rechenschaft nichts nützen wird. Denn es hilft euch nichts, wenn eure Gebete und euer Eifer nicht aus einem Herzen kommen, welches die Macht des heiligen Geistes umgewandelt hat, so daß ihr euer eigenes Nichts fühlt und es euch offenbar ist, daß euch die Gerechtigkeit fehlt, in der ihr vor Gott erscheinen könnt, und daß dieselbe allein in dem Messias gefunden werden kann, welcher ist Jehovah unsere Gerechtigkeit, Jerem. 23." Sie waren über diese Worte sehr erstaunt, ihre Aufmerksamkeit war erweckt, und sie wollten noch mehr hören. Deshalb fuhr Alexander fort: „Ich bin durch die freundliche Fügung Gottes zu euch gekommen, um euch die frohe Botschaft von der großen Freude zu bringen, daß Gott sein Volk heimgesucht hat. Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Da unterbrachen ihn einige und riefen aus: „Gott hat keinen Sohn." Alexander ermahnte sie, nicht zu hastig zu sein und etwas zu behaupten, was wider das Wort Gottes sei, und las ihnen unter anderen Bibelsprüchen den 2. Psalm vor, um ihnen zu beweisen, daß der Messias, den Gott zu senden verheißen hatte, in der Schrift der Sohn Gottes genannt

werde. Ein junger Bursche von fünfzehn Jahren, Schüler eines berühmten Rabbi, begann da zu disputieren und legte ebenso außerordentlichen Scharfsinn wie ungewöhnliche Kenntnis des Alten Testaments an den Tag. So gab er denn die gewöhnliche jüdische Erklärung des 2. Psalms zum Besten; aber Alexander wies sie ihm als eine irrige nach, und der Herr verlieh ihm die rechten Worte, um die Wahrheit mit Macht zu bezeugen und ihnen die Vergebung der Sünden durch Jesum und in ihm zu verkündigen. Sie hörten fast alle höchst aufmerksam zu, und es hatte beinahe den Anschein, als ob hier einer christlichen Versammlung gepredigt würde. Alexander war voll Freude, „daß der Herr ihm eine herrliche Gelegenheit gegeben hatte, seinen Namen fast einer ganzen Gemeinde in ihrer Synagoge zu predigen." Er verabschiedete sich von ihnen in der freundlichsten Weise und befahl sie zuletzt der Macht der Gnade, die allein solche Bemühungen zum Heil der Seelen wenden kann. Vor dem Auseinandergehen nahmen sie noch Traktate und Teile des Alten und des Neuen Testaments mit Dank an.

Aber er machte freilich auch bei einer ähnlichen Gelegenheit eine ganz andere Erfahrung. Als er am ersten Tage des jüdischen neuen Jahres in eine Synagoge kam, fand er dieselbe von dreihundert Juden besucht. Alle schauten mit verwunderten Blicken auf ihn hin, da er im Sommer vorher auch ihre Stadt besucht hatte. Beim Ausgang aus der Synagoge suchte er die Gelegenheit zu ergreifen, um mit einigen in ein Gespräch zu kommen, aber alle antworteten ihm grob und zornig. Da sie gefastet und fast den ganzen Tag gebetet hatten, waren sie in diesem Augenblicke voll Stolzes und Selbstgerechtigkeit und ließen daher den Missionar einfach stehen.

In Danzig traf Alexander mehrmals einen Juden an, der aus Schönlanke stammte. Bei einem Besuch, welchen derselbe dem Missionar machte, sprach dieser zu ihm einen ganzen Abend lang über das Eine, das not thut. Der Mann fühlte sich als

Jude nicht glücklich, seine Vorurteile gegen das Christentum waren auch vielfach geschwunden, und sein alter Glaube war jedenfalls durchaus erschüttert. Er teilte Alexander mit, daß ein Jude, der längere Jahre in Schönlanke gelebt hatte und allgemein wegen seiner Anhänglichkeit an das Judentum geachtet war, vor einigen Wochen die Stadt ganz plötzlich mit Frau und Kindern verlassen habe und nach Bromberg gegangen sei, wo er sich mit seiner ganzen Familie habe taufen lassen. Ebenso erzählte er ihm von einem näheren Freunde an demselben Orte, einem begabten jungen Manne, der im geheimen von der Wahrheit des Christentums überzeugt sei, aber noch nicht wisse, wie er sich von seinen Verwandten frei machen könne, die alle bigotte Juden seien, und wie seine Lage dadurch eine schwierige sei, daß er Frau und Kinder habe. Wie diesen Mann, so hielt aber überhaupt viele Juden jetzt nur die Furcht vor Verfolgungen und Verlust ihrer Lebensstellung davon ab, sich offen zum Christentum zu bekennen.

3. Auf dem englischen Arbeitsfelde.

So hatte nun Alexander mancherlei Erfahrungen als Missionar in Deutschland gesammelt, und dies kam ihm wohl zu statten, als er im April 1830 von der Londoner Gesellschaft nach England zurückgerufen wurde, um während der Abwesenheit von Reichardt unter den englischen Juden zu wirken.

Hier wartete seiner eine neue Thätigkeit. Zunächst beteiligte er sich an den in der Gesellschaftskapelle den Juden gehaltenen Predigten. Als er in derselben auftrat, erschienen die Juden zuerst in großer Zahl, und er nahm Anlaß, nach dem Abendgottesdienst besondere Besprechungen zu veranstalten, bei denen zwischen 20 und 30 Juden anwesend waren. Einige hörten seine Zeugnisse mit inniger Teilnahme und Bewegung an, andere gingen voll Unwillens hinweg, vielleicht auch, weil sie den Stachel des

Worts in ihren Herzen empfanden und von ihrer Sünde überführt worden waren. Einige blieben, um allerlei Einwürfe gegen die Lehre der Schrift zu erheben, und einige endlich fingen an, der Wahrheit mit rechtem Ernste nachzuforschen. Unter diesen Umständen lag es Alexander daran, einen regelmäßigen Gedankenaustausch mit seinen Brüdern herbeizuführen. Deshalb ließ er sie durch gedruckte Zettel einladen zu einer bestimmten Stunde am Nachmittage des Sonnabends in einem Zimmer mit ihm zusammenzukommen, damit er dort Ansprachen an sie richtete. Dasselbe Zimmer wurde auch am Sonntag eine Stunde vor und nach dem Abendgottesdienste in der Gesellschaftskapelle geöffnet, damit sich in demselben solche Juden einfinden könnten, die gewillt wären, mit dem Missionar zu sprechen. Daneben aber stand es auch den Juden frei, Alexander in seiner Wohnung zu besuchen, wenn sie es wünschten. Doch nur wenige folgten der Aufforderung, bei diesen Ansprachen in der Kapelle zu erscheinen oder ihn in seinem Hause aufzusuchen. Deshalb schlug er der Gesellschaft vor, daß, wie es auch sonst in der Mission geübt wurde, ein besonderes Zimmer in dem Hause des Missionars eingerichtet werden möchte, in dem Juden sich einfinden und untereinander besprechen könnten, zugleich aber, weil der Missionar ja zur Hand wäre, Gelegenheit hätten, sein Kommen zur Besprechung mit ihnen zu erbitten. Alexander wies dabei auf den Apostel Paulus hin, der zwei Jahre lang in Rom eine eigene Wohnung inne hatte, in welcher die Juden ein und aus gingen. Der augenblickliche Geldmangel aber gestattete der Gesellschaft nicht die erforderlichen Mittel zur Ausführung dieses Vorschlages zu bewilligen. Da sammelten Rev. C. S. Hawtrey und der Präsident der Gesellschaft, Sir Thomas Baring, die erforderliche Summe, und so vermochte Alexander seinen Plan ins Werk zu setzen. Zugleich hielt er in der Kapelle weiter seine Predigten vor Juden, aber ebenso auch vor Christen an verschiedenen Orten und unterrichtete die Studenten des Missions-

collegs der Gesellschaft. Vielen Juden war er ein Dorn im Auge, sie verleumdeten ihn und zeigten ihm ihre Verachtung auf allerlei Weise, so daß selbst manche Missionsfreunde an ihm irre zu werden drohten. Die Gesellschaft dagegen erkannte mit Recht in diesem Verhalten der Juden gegen Alexander, daß sie in ihm einen Jünger Jesu erblickten, der sie vor andern in ihrem Gewissen strafte. Man wird dies verstehen, wenn hier Proben aus Predigten mitgeteilt werden, welche er in der Missionskapelle hielt. Die erste stammt vom jüdischen Versöhnungstage 1830. Hier heißt es:

„Unter den verschiedenen Einrichtungen und Anordnungen des Alten Testaments giebt es keine von größerer Wichtigkeit als diejenigen, welche sich auf den Versöhnungstag beziehen. Wenn wir nur einigermaßen die Sünde in ihrer Argheit und Schrecklichkeit erkannt haben und bedenken, was das heißt, in der Gegenwart des heiligen Gottes erscheinen, der gesagt hat: Die Seele, welche sündigt, soll sterben (Hesek. 18, 4), dann werden wir auch das Gewicht und die ernste Wahrheit dieses Tages begreifen. Der bloße Name schon ist von hoher Bedeutung, und deshalb betrachtet auch unser Volk mit Recht diesen Tag als den größten und feierlichsten des ganzen Jahres. Nach meiner Meinung liegt auch ein Beweis dafür, daß jeder Mensch ein Sünder ist und daß er wenigstens einen Stachel der Sünde im Gewissen fühlt und ein Verlangen nach Vergebung der Sünde in sich trägt, in der Thatsache, daß viele unserer Brüder, die das ganze Jahr sich um Gott nicht kümmern und sein Gesetz mißachten, doch, wenn sich der Versöhnungstag naht, mehr oder weniger ein Gefühl der Furcht und des Bangens und das Bewußtsein, daß sie eine Vergebung ihrer Sünde nötig haben, an den Tag legen. Aber wir können deshalb nur mit Mitleid auf unser Volk im ganzen blicken, weil es bei der Beobachtung des Versöhnungstages von der Art so traurig abweicht, in welcher derselbe zur Zeit des Alten Testaments begangen wurde, und

wir bedauern es, daß sie noch immer an dem hängen, was doch nur der Schatten der zukünftigen Güter ist, das eigentliche Wesen dagegen verachten, daß sie sich an viele äußerliche Gebräuche streng halten und um derselben willen diesen Tag den Versöhnungstag nennen, während ihnen doch in Wahrheit alles fehlt, was die rechte Versöhnung ausmacht, nämlich das Mittel, Gnade und Versöhnung bei Gott zu erlangen. Denn, so frage ich euch, was war doch das hauptsächlichste Kennzeichen des Versöhnungstages? War es nicht an erster Stelle das Opfer? war es nicht der Hohepriester, der in das Allerheiligste mit dem Blute der Versöhnung einging, um die Versöhnung für sich selbst, für seine Familie und das ganze Israel zu erlangen? Wo ist der Bock, auf dessen Haupt das Volk seine Sünden bekannte, und der dann lebendig in die Wüste gesandt wurde? O daß ihr ernst und dringend nach dem Grunde fragen möchtet, warum denn das Wesentliche aufgehört hat. O daß ihr euch nicht bei der irrigen Vorstellung beruhigen wolltet, die Jahrhunderte hindurch eure Brüder betrogen hat, daß die bloße jährliche Wiederkehr des Versöhnungstages die Sünde entfernen könne! Das scheint wenigstens nicht der Gedanke der Männer gewesen zu sein, welche die Gebete verfaßt haben, welche für diesen Tag üblich sind. Wenn nur alle unsere Brüder die zahlreichen Gebete wirklich verstehen möchten, welche sie an diesem Tage wiederholen, so würde dies wohl dazu führen, ihnen diese irrigen Vorstellungen zu nehmen. Denn da hören sie voll Trauerns über den Verlust alles dessen, was dem Versöhnungstag seine Würde gab, in Worten wie die folgenden klagen: „Und nun zu dieser Zeit ist es offenbar und bekannt in deiner Gegenwart vor deinem himmlischen Throne, daß es bei uns nicht steht, wie in den früheren Tagen: wir haben keinen Hohenpriester, um das Opfer darzubringen; wir haben keinen Altar, um das Brandopfer zu opfern; keinen Aaron und seine Söhne, um das Volk zu segnen, und niemand von den andern, welche im Tempel dienten ꝛc.“ Ich

wünschte von Herzen, daß meine christlichen Brüder mit den Gebeten besser bekannt wären, welche den Gottesdienst für den heutigen Versöhnungstag bilden. Denn ich bin dessen gewiß, daß sie sich dadurch veranlaßt sehen würden, den mehr zu schätzen und dessen sich mehr zu freuen, der ihre Versöhnung und ihr Hoherpriester nicht nur einmal des Jahres ist, sondern derselbe gestern, heute und in Ewigkeit. Das würde sie denn auch veranlassen, für das Volk tiefer zu fühlen und inbrünstiger zu beten, von dem seine Herrlichkeit gewichen ist, und das im besten Falle nur den Schatten dessen hat, von dem sie das Wesen besitzen. Wir können nur bewundern den Reichtum beides der Weisheit und der Erkenntnis Gottes. O wie unerforschlich sind seine Gerichte und wie unbegreiflich seine Wege!

Aber eine wie große Zahl der Beweise für die Wahrheit des Christentums bietet selbst der gegenwärtige jüdische Versöhnungstag! Während die Kinder Israel, deren Augen noch gehalten sind, daß sie nicht sehen können, und deren Ohren verstopft sind, daß sie nicht hören können, über die Leiden und Nöte klagen, welche über sie gekommen sind, weil das Opfer und das Priestertum von ihnen genommen sind, freut sich die christliche Kirche des Besitzes derselben. Aber wir können uns nicht an der Bewunderung der Güte des Herrn und seiner wundervollen Wege genügen lassen, sondern es ist unsere Pflicht, unsern Brüdern zu sagen, was der Herr an uns gethan hat, und ihnen immer wieder das Lamm zu zeigen, welches der Welt Sünde trägt. Wie bei Paulus, so muß es bei uns des Herzens Wunsch und Gebet zu Gott sein, daß Israel gerettet werden möchte, wenn wir sehen, daß es noch immer um ihn eifert, aber mit Unverstand.

Zu allen Zeiten, meine Brüder, ist es der große Gegenstand unserer Predigt an euch und der meinige an diesem Abend insbesondere, es euch zu zeigen, 1. daß das große Ziel und der große Zweck des Gesetzes und der Propheten Christus als der Messias ist, und 2. daß Jesus von Nazareth dieser Messias ist."

Aus der Abhandlung über diese beiden Stücke folge nur ein Auszug: „Wir finden bei Moses und den Propheten viele Aussprüche, den Messias betreffend, und zwar solche, die davon handeln, daß er das fehllose Opfer für die Sünden der Menschen sein sollte. So: Unsere Sünde ist auf ihn gelegt, damit wir durch seine Wunden geheilt würden (Jes. 53). Die größte und wichtigste Wahrheit war vollauf in Vorbildern und Abschattungen des Gesetzes bekannt gemacht. Die verschiedenen Opfer, welche dargebracht und deren Blut an den Altar gesprengt wurde, sollten die große Lehre einschärfen, daß es ohne Blutvergießen keine Vergebung der Sünde gebe; wie es ja ausdrücklich 3. Mos. 17, 11 heißt, wo geschrieben steht: das Blut ist die Versöhnung für das Leben . . . Sie sollten auf die Annahme des Blutes des Messias vorbereiten, welches von allen Sünden reinigt. Der Versöhnungstag mußte jedes Jahr mit besonderer Genauigkeit gehalten werden, um eindringlich an die Notwendigkeit der Versöhnung zu erinnern, und um den großen Versöhnungstag vorzubilden, da der Messias sein Leben als ein Lösegeld für viele dahingeben sollte. Am Versöhnungstag durfte allein der Hohepriester in das Allerheiligste mit dem Blut der Besprengung und Weihrauch eingehen. So sollte der Messias viele Völker besprengen (Jes. 52, 15) und ein für allemal in das Allerheiligste mit seinem Blut eingehen, um für sein Volk den Zugang zu eröffnen. Der Hohepriester aber, der für sie einträte, sollte von ihrem Geschlecht abstammen.

Der bedeutsamste Brauch an diesem Tage jedoch war der, welcher sich mit dem Bock abspielte. Zwei Böcke wurden herbeigebracht. Der eine wurde als Opfer für den Herrn geschlachtet, und der andere lebendig hinfortgeschickt, nachdem der Priester die Sünden des Volkes über seinem Haupte bekannt hatte. Das sollte den Tod und die Auferstehung des Messias vorbedeuten. . . Wenn er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hätte, würde er Samen haben und in die Länge leben, und des Herrn Vor-

nehmen würde durch seine Hand fortgehen (Jes. 53, 10). Hier sehen wir also, der Messias sollte seine Seele als Sündopfer darbringen und doch wieder leben, um Samen zu sehen und in die Länge zu leben. Das sind Vorbilder des Werkes der Erlösung, welches durch den Messias vollbracht werden sollte, und dieselben mußten daher mit seinem Kommen aufhören. Auch die Rabbinen scheinen mehr oder weniger dieser Meinung gewesen zu sein. So lesen wir, daß der Messias am Versöhnungstage als Gegenbild alles dessen, was dieser Tag vorgebildet hätte, erscheinen sollte. So bekennt Daniel (9, 24—27) klar, daß, nachdem der Messias ausgerottet worden ist, aber nicht um seiner selbst willen, werde das Opfer aufhören und die Stadt und das Heiligtum zerstört werden. Nun ist aber alles dies bald nach der Ankunft Jesu von Nazareth in Erfüllung gegangen. Der Tempel ist von den Römern zerstört worden, die levitischen Opfer haben aufgehört. Ist es also nicht ganz klar, daß er der wahre Messias gewesen ist? Ja, meine Brüder, der große Versöhnungstag ist längst gekommen, der alle dem, was vorangegangen ist, ein Ende gemacht hat. Hört es, und möge der Geist Gottes es euren Herzen nahe bringen, damit unter dem Hören eure Herzen aufleben: Jesus von Nazareth ist in der That der, welcher alle Opfer des Alten Testaments und besonders des Versöhnungstages vorbilden sollte. Er ist das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt . . . Von ihm haben alle Propheten gezeugt, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen. Das Gesetz, welches nur der Schatten der zukünftigen Güter war, ist durch Mosen gegeben, aber die Gnade und Wahrheit, die Summe und das Wesen aller früheren Offenbarungen ist durch Jesum Christum geworden.

O daß ich die Macht und das Geschick hätte, vor euch diese große und herrliche Wahrheit in ihrer ganzen Bedeutung zu entfalten; aber das steht nicht in dem Vermögen eines mensch-

lichen Wesens. Wir werden, bis wir zu jenem herrlichen und ewigen Stande der reinen Weisheit und Erkenntnis gelangen, den ganzen Plan und Rat der Offenbarung Gottes mit den Menschen nicht völlig verstehen. Und selbst das Teil göttlicher Erkenntnis, welches wir hier zu unserer Seligkeit besitzen müssen, kann nur durch den heiligen Geist und die Gnade Gottes unsern Herzen nahe gebracht und unserm Geist eingeprägt werden. Auf den Beistand desselben mich verlassend will ich mich denn bemühen, euch

2. einige der besonderen Umstände aufzuzeigen, welche mit dem Versöhnungstage in Verbindung stehen, und die in äußerst merkwürdiger Weise ihre Erfüllung in Christo Jesu gefunden haben, so daß sie im höchsten Grade geeignet sind, ihn als den Messias zu erweisen, auf den sich alle Vorbilder des Alten Testaments bezogen. Die eine große Thatsache, daß diese Vorbilder seit der Erscheinung Christi auf Erden aufgehört haben, wird hinreichen, diese Wahrheit zu beweisen. Aber ihr werdet vielleicht mit Beziehung auf den Versöhnungstag sagen: Das alles hat nicht aufgehört, denn wir beobachten es noch ein jedes Jahr an diesem Tage. Aber wir antworten, daß gerade die Thatsache einer Beobachtung dieses Tages in der Gegenwart, bei welcher die wesentlichsten Bestimmungen Gottes nicht inne gehalten werden, es klar beweist, daß die Zeit, welche Gott für die Feier des Tages festgesetzt hat, längst aufgehört hat, und daß die Art, wie ihr ihn jetzt begeht, nicht nach dem Sinne und Willen Jehovahs ist. Es giebt eine bemerkenswerte Überlieferung, die allgemein unter unsern Brüdern geglaubt wird, und die ein Licht auf diesen Gegenstand wirft. Wenn der Bock in die Wüste gesandt wurde, so heißt es in dem betreffenden Kapitel, dann soll der Priester auf ihn alle ihre Sünden legen. Das Verschwinden des Bockes in der Wüste war für die Kinder Israel ein Zeichen, daß ihre Sünden gesucht und nicht gefunden werden sollen, nach Jer. 50, 20. In späteren Jahren hatten sie die Gewohnheit, einen Lappen von einem scharlachroten Kleide an

die Hörner des Bockes zu binden und einen andern an die Thür des Tempels. Man schloß alsdann, daß, wenn der letztere weiß wurde, und sie behaupten, daß dies gewöhnlich geschehen sei, die Sünde Israels vergeben war nach dem Worte Jes. 1, 18: „Wenn eure Sünde blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie gleich ist wie Rosinfarbe, soll sie doch wie Wolle werden." Aber sie fügen hinzu, daß vierzig Jahre vor der Zerstörung des Tempels in Jerusalem durch die Römer, also gerade um die Zeit des öffentlichen Auftretens Christi, das scharlachrote Kleid seine Farbe nicht mehr verändert habe. Dies mag man als ein schönes Bekenntnis von ihrer Seite betrachten, daß, nachdem sie das Wesen verworfen haben, ihnen der Schatten länger nichts nützt.

Nichts als das Blut des Opfers konnte das Volk von seinen Sünden reinigen. Das hatte auch wieder auf nichts anderes als auf das Blut des Messias Bezug, das für die Sünde der Welt vergossen werden sollte, und der Messias wieder ist kein anderer als Jesus von Nazareth, der für die Sünden der Welt starb. Darum wer an ihn glaubt, soll nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Zu ihm blickt denn hin mit einem gläubigen Herzen, zu ihm, der das Ende des Gesetzes ist, die Summa und das Wesen, mit dem wir die Versöhnung und die Annahme bei Gott erlangen.

Mein Text aber erinnert uns alle, alle ohne Ausnahme, sie tragen einen Namen, welchen sie wollen, sie seien Juden oder Christen, daß wir früher oder später vor dem Herrn erscheinen und daß wir von aller unserer Sünde und Befleckung gereinigt sein müssen, um in seine Nähe treten zu dürfen. Aber er weist uns zugleich auf das Heilmittel hin: An diesem Tage wird der Priester eine Versöhnung stiften, euch zu reinigen, daß ihr rein sein sollt von allen euren Sünden vor dem Herrn.

Wir haben gesehen, wer der Priester ist: kein anderer als Jesus Christus, der ewige Sohn Gottes. Er allein kann uns von unsern Sünden reinigen und uns fehllos vor Gott dar-

stellen. Laßt uns also diese Wahrheit bedenken, laßt uns bei uns selbst nachforschen und zuerst lernen, daß wir von Natur befleckte und verlorene Sünder sind, die in sich selbst keine Hoffnung haben, vor den Augen des heiligen, Sünden hassenden Gottes ihm selbst zum Wohlgefallen zu erscheinen, und laßt uns zu dem Quell gehen, welcher für die Sünde und Unreinigkeit geöffnet ist (Sach. 13, 1) und uns in denselben ganz eintauchen. Laßt uns uns selbst, Leib, Seele und Geist ganz in die Hände des Heilandes befehlen, der allein unsere Versöhnung ist, daß, wenn wir vor unserm Gott erscheinen, Rechenschaft von allem abzulegen, was wir bei Leibes Leben gethan haben, wir als ihm wohlgefällig erfunden werden — wahrlich nicht in unserer Gerechtigkeit, wohl aber in der Gerechtigkeit dessen, der uns geliebt und sich selbst für uns dahingegeben hat. Ihm und dem Vater und dem heiligen Geiste, dem Gott unseres Heils, sei Ehre und Preis immer und ewiglich. Amen."

Der Ertrag dieser Predigt war für arme, verlassene Juden bestimmt.

Noch aus einer andern der von ihm in der Missionskapelle gehaltenen Predigten geben wir einen Auszug. Er hat dieselbe am 6. Februar 1831 über 1. Mos. 45, 5 gehalten und hier Joseph als Vorbild des Messias behandelt.

In der Einleitung heißt es u. a., nachdem er darauf hingewiesen hat, wie denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, und wie das Haus Jakobs durch Joseph erhalten worden ist: „In der Geschichte Josephs sehen wir noch etwas Höheres, nämlich von Anfang bis zu Ende das Vorbild dessen, der wie Joseph durch Leiden und Erhöhung der Wiederhersteller und Erhalter der Menschen werden sollte.

Wenn ich euch, meine lieben Brüder aus dem Hause Israel, predige, muß ich mich, ehe ich auf diesen wichtigen Punkt näher eingehe, bemühen, euch einiges zu erklären, was mir sonst als Schwierigkeit im Wege liegen bleiben würde. Die Lehre von

den Vorbildern ist nämlich unter unsern jüdischen Brüdern der Gegenwart nur wenig bekannt und anerkannt, obgleich sie von den alten jüdischen Auslegern wohl verstanden wurde; man kannte sie unter denselben unter der Bezeichnung ברמזה, was dem in der theologischen Sprache üblichen „Typus" entspricht. Unter „Typus" verstehen wir das Vorbild von etwas Zukünftigem. Wir glauben, daß Gott seine großen Gnadengedanken mit der Welt in der Zeit des Alten Testaments unter den Bildern verschiedener Personen und Dinge, sei es direkt oder indirekt, sei es ausführlicher oder nur dunkel und andeutungsweise, bekannt gemacht hat. So erblicken wir denn, da die Ankunft des Messias das Ende aller Offenbarungen bildet, in allen den großen Charakteren sowohl als in den mancherlei Gebräuchen und Gesetzen, immer etwas, das vorbildlich auf den Messias hindeutet. Von einigen der auffallendsten ist auch direkt im Neuen Testamente geredet, z. B. von Adam, Noah, Abraham, Melchisedek, Aaron, Moses ꝛc. Manche andere, die ebenso auffallend sind, werden nicht erwähnt, sondern es bleibt ihre Verwendung als Vorbild der Ausübung unserer Erkenntnis und unseres Glaubens überlassen; so Joseph. Desselben ist im Neuen Testament nirgends direkt Erwähnung gethan. Aber wenn wir die Geschichte Josephs mit der des Messias vergleichen, welche das Neue Testament enthält, dann müssen wir glauben, daß er eines der deutlichsten Vorbilder sein sollte."

Der Prediger redet dann davon, daß dem Christen das Licht solcher Erkenntnis durch den heiligen Geist aufgegangen sei, und fährt hierauf fort: „Aber ihr, meine Brüder, die, wie wir fürchten, noch nicht zu dieser Erkenntnis gelangt seid, werdet natürlich nicht geneigt sein, diese Wahrheit anzunehmen. Wir glauben jedoch und beten darum, daß durch die auffallende Ähnlichkeit zwischen Joseph und dem Messias, die uns euch nachzuweisen der Herr fähig machen wolle, wenigstens eure Aufmerksamkeit erregt werden und dies euch zu weiterem Fragen nach

der alles überwiegenden Wahrheit, die zum Seligwerden notwendig ist, leiten kann. Wir vergleichen also die Geschichte unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und die des Joseph 1. in ihren Leiden, 2. in ihrer Erhöhung und 3. in der Erhaltung des Volkes als dem Ergebnis beider.

Joseph, der geliebte Sohn des Vaters, wurde von ihm ausgesandt, seine Brüder zu besuchen. Er kam mit einer Botschaft des Friedens, aber als sie ihn kommen sahen, verschworen sie sich miteinander ihn zu töten. Sie verhöhnten ihn wegen seiner Träume, in denen er ihnen seine zukünftige Größe vorherverkündigt hatte, sie verachteten und haßten ihn und warfen ihn in eine Grube, wo er dem Tode geweiht sein sollte. Als aber bald darauf einige heidnische Kaufleute vorbeizogen, verkauften sie ihn an dieselben für dreißig Silberlinge. Er wurde dann nach Ägypten gebracht, wo auch seine Leiden sehr groß waren, aber wo er auch durch die Gnade Gottes gestärkt wurde, die schlimmsten Versuchungen zu überstehen. Wie ähnlich war die Behandlung, welche Jesus von Nazareth erfuhr. Er kam zu seinen eigenen Brüdern, von dem Vater aller Gnade gesandt und mit dem Auftrage, ihnen die Segnungen des ewigen Friedens zu bringen, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Sie waren ebenso empört über die Erklärung, die er von seiner Würde gab, und sprachen: Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche. Sie verachteten und haßten ihn. Das ist der Erbe, sprachen sie, laßt uns ihn töten! Er wurde ebenso für dreißig Silberlinge verkauft und in die Hände der Heiden übergeben. Der grausamste Hohn und Spott wurde über ihn gehäuft, bis sein Leib zuletzt denen preisgegeben wurde, die ihn geschlagen hatten. Wie Joseph wurde er unter die Übelthäter gerechnet, und hier müssen wir besonders auf ein merkwürdiges Zusammentreffen achten. Joseph sagte einem der beiden Gefangenen, mit denen er verurteilt war, den Tod und dem andern das Leben voraus. So sprach Christus zu einem der beiden Schächer, zwischen denen er

gekreuzigt wurde: „Heute sollst du mit mir im Paradiese sein.“ Und wenn wir weiter die mancherlei Voraussagungen von den Leiden des Messias betrachten, dann haben wir allen Grund zu glauben, daß es die Absicht Jehovahs war, diese geheimnisvolle, aber staunenswerte That seiner Gnade nach einigen ihrer wichtigsten Züge in der Geschichte Josephs vorzubilden. In den Psalmen Davids finden wir zahlreiche Stellen, die von den Leiden des Messias, des Sohnes Davids reden. „Ich bin fremd geworden,“ sagt er Ps. 69, 9, wo er seine Leiden prophetisch beschreibt, „ich bin fremd geworden meinen Brüdern und unbekannt meiner Mutter Kindern.“ Und in Ps. 109, 3. 5: „Sie reden giftig wider mich allenthalben und streiten wider mich ohne Ursache. Sie beweisen mir Böses um Gutes und Haß um Liebe.“ Bei verschiedenen Propheten wird der Leiden des Messias Erwähnung gethan, aber in Jes. 53 sind sie alle unter dem Gesichtspunkte zusammengefaßt: „Er war der verachtetste und unwerteste unter den Menschen.“ Aber weder Joseph noch Christus litten wegen ihrer Vergehungen. Josephs Leiden waren nötig, insofern sie zu seiner Erhöhung und zur Erhaltung des Volkes dienten. Christus trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Er ward um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen, damit wir durch seine Wunden heil würden.

2. Joseph ein Vorbild des Messias in seiner Erhöhung. Wir sehen ihn in wunderbarster Weise aus dem Stande der Leiden und des Todes zur höchsten Ehre erhöht werden. Er wurde ein Herr in Ägypten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, alle wurden aufgefordert, vor ihm ihre Kniee zu beugen. Allen Ägyptern wurde befohlen, zu Joseph zu gehen, und was er sagte, sollten sie thun. Welch ein erstaunlicher Wechsel war dies! Vorher war er ein Knecht und ein Sklave, jetzt ein Vicekönig und ein Herrscher. Kurz vorher gehaßt und verachtet, jetzt geehrt und gesucht. Vorher arm und abhängig als ein

Diener, ist ihm jetzt auf einmal alle Gewalt gegeben. Seine eigenen Brüder, die ihn haßten und verkauften, weil er ihnen seine Größe zuvor verkündigt hatte, sind, und das ist einer der bemerkenswertesten Züge in der Geschichte, ohne es zu wissen, gezwungen, herbeizukommen, um ihm zu huldigen.

Meine Brüder, ist nicht eine ähnliche, ja noch größere Erhöhung von den Propheten für den Messias vorausgesagt, und haben sich nicht schon viele ihrer Weissagungen auffallend an unserm Herrn und Heiland Jesus Christus erfüllt? Es ist von dem Messias geweissagt, daß er erhöht und sehr erhaben sein werde, daß auch Könige den Mund vor ihm schließen sollten. Die Zeit würde fehlen, um alle die Prophezeiungen von seiner Erhöhung aufzuzählen. Ihr seid ja auch ganz geneigt, meine Brüder, diesen Punkt zuzugeben. Ach ja, infolge der beständigen Erwähnung der Größe des Messias im Alten Testament übersieht unsere Nation seine Erniedrigung gänzlich, und eben dies war einer der hauptsächlichsten Gründe ihrer Verwerfung des Jesus von Nazareth, daß er in Niedrigkeit zu ihnen kam. Aber bei dem geringsten Grade von Aufmerksamkeit auf die Worte des Moses und der Propheten würde es sich zeigen, daß der Messias zuerst wie Joseph leiden sollte, ehe er herrschen und erhöht werden konnte.

Doch da wir jetzt bei der Vergleichung beider stehen, müssen wir noch einige hierher bezügliche Weissagungen hinzufügen, welche in Ps. 72 betreffs der von uns genannten Punkte enthalten sind. In V. 8 heißt es: „Er soll herrschen von Meer zu Meer und vom Strom bis an die Enden der Erde.“ Das hat sich in seinem höchsten Sinne nicht an dem Könige Salomo erfüllt, obwohl die Psalmen den Königssohn erwähnen, und muß sich deshalb auf den König Messias beziehen, welcher dem Fleisch nach der Sohn des Königs David sein sollte. Wieder in V. 9 heißt es: „Vor ihm werden sich neigen die in der Wüste, und seine Feinde werden Staub lecken.“ V. 11: „Alle Könige

werden ihn anbeten, alle Heiden werden ihm dienen.“ V. 15: „Er wird leben, man wird ihm vom Golde aus Reich Arabien geben und man wird immerdar vor ihm beten, täglich wird man ihn loben.“ Ps. 110, 1: „Der Herr sprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten.“ Der Messias spricht durch den Propheten Jesaia: „Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig aller Welt Ende.“ Diese und ähnliche Weissagungen sind in dem Herrn Jesu Christo erfüllt worden. „Ihn hat Gott erhöht zu einem Fürsten und Heilande, zu geben Israel Buße und Vergebung der Sünde.“ „Er ist in die Höhe gefahren, er hat das Gefängnis gefangen geführt und hat Gaben für die Menschen empfangen.“ „Ihm ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Nachdem er sein Leben als ein Lösegeld für die Sünden der Welt dahingegeben hat, ist er triumphierend auferstanden und hat sich gesetzt zur Rechten der Majestät in der Höhe und wartet hinfort, daß alle Feinde zum Schemel seiner Füße gemacht werden sollen. „Denn dazu ist Christus auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er der Herr sei über die Lebendigen und die Toten“ (Röm. 14, 9). Als solcher ist er anerkannt von Hunderttausenden und Millionen seines Volkes. Er ist der König seiner Kirche, wie Joseph ist er über dieselbe als Herr gesetzt. Alle Völker werden zu ihm hingewiesen, er ist der Offenbarer der Geheimnisse, selbst der geheimsten Dinge Gottes. Gott hat ihn hoch erhöht und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller Kniee, wie sich die Kniee vor Joseph beugten.

3. Joseph als Vorbild des Messias in den Wohlthaten, die er seinem Volke erweist. „Gott hat mich vor euch hergesandt, euer Leben zu bewahren.“ Wenn es nicht durch die Leiden Josephs dahin gekommen wäre, daß er zu seiner Erhöhung gelangte, würden alle Bewohner jener Länder vor Hunger umgekommen sein. Gott aber hat ihn in seiner unendlichen Gnade

und Liebe mit Weisheit und Verstand begabt, und leitete alle Ereignisse, die in sich selbst so geheimnisvoll und dunkel waren, zur Erhaltung des Volkes und seiner eigenen Hausgenossen. Wahrlich, für die gab es länger keinen Mangel, die zu Joseph kamen, während doch in allen Ländern Mangel herrschte. Er hatte eine Fülle von Vorräten, und vom Messias ist geweissagt, daß er Gaben für die Menschen empfangen würde. Er sollte den Elenden erretten, wenn er schrie, und den Armen, der keinen Helfer hat. So ist Jesus Christus der Retter der Welt und dies durch seine Leiden und seine Erhöhung danach. Er ist um unserer Sünde willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt. Und, meine Brüder, die Wohlthaten, welche Jesus Christus den Menschen erwiesen hat, sind weit größer als die Josephs; denn sie geschehen nicht bloß für die Erhaltung des Leibes, sondern, was viel wertvoller ist, für die der Seele. Wenn schon der natürliche Hunger, welcher den Leib mit Zerstörung bedroht, schrecklich ist, um wie viel mehr das Darben der Seele, das, wenn es nicht gehoben wird, in einem ewigen Verderben endigen muß. Nun, in diesem Zustande befinden wir Menschen uns nach Adams Fall. Wir sind von Natur Kinder des Zornes, unter die Sünde verkauft, und liegen unter dem Fluch des Gesetzes, und wenn es nicht Gott gewesen wäre, der in seiner unaussprechlichen Barmherzigkeit und Liebe den eingeborenen Sohn in die Welt gesandt hätte, uns zu erlösen, dann würde es keine Hoffnung für uns geben. Aber Jesus Christus ist das Brot des Lebens, das vom Himmel kam. Er kam, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, und wer an ihn glaubt, soll nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Er hat das Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht. Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über die da wohnen im Lande des Todes, scheint es helle.

Im eigentlichsten Sinne des Wortes ist er gekommen, das

Leben zu erhalten. Selbst in zeitlichen Dingen ist es von allen anerkannt, daß der Welt durch Jesum Christum die größten Wohlthaten zugeflossen sind. Viele Länder und Nationen, in denen jetzt das Licht des Christentums scheint, befanden sich früher in einem Zustande von Barbarei und grausamer Tyrannei; aber wo die Religion Jesu Christi bekannt wird, und wenn es auch nur dem Namen nach geschieht, herrschen wenigstens äußere Ordnung und Anstand. Aber alles das läßt sich nicht mit den geistlichen Wohlthaten vergleichen, welche der genießt, der an Christum glaubt. Was würde es uns nützen, wenn wir die ganze Welt gewönnen und nähmen Schaden an unserer Seele? Was kann ein Mensch geben, um seine Seele zu lösen? Reicht doch die ganze Welt mit allen ihren Reichtümern nicht zu, um von dem ewigen Verderben zu erretten. Es kann kein Bruder den andern erlösen, noch Gott jemand versöhnen. Das hat Jesus Christus für uns gethan. Er hat die Wand niedergebrochen, welche die Sünde zwischen dem die Sünde hassenden Gott und uns errichtet hat, und fortan giebt es keine Verdammnis mehr für die, welche in Christo Jesu sind. Aller Segen der Rettung ist den Sündern durch ihn gesichert; die Thür der Gnade steht immer offen, der Weg ist zugänglich und leicht gemacht. Alle Dinge, zeitliche und geistliche, sind ihm in Christo gesichert. Hat Gott seines einigen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns nicht mit ihm alles schenken!

Ja, meine Brüder, wer an Christum glaubt, der erhält alle Dinge reichlich zu genießen. Er hat die Verheißung seines Herrn und Meisters, daß er ihn nie verlassen und versäumen wolle, und solange er auf dieser Verheißung ausruht, so lange macht er auch die Erfahrung ihrer Wahrheit. Er ist nie in Not. Wohl mag er zu Zeiten in äußerlich schmerzliche Umstände und Zustände geführt werden; er kann an dem, was die Welt Reichtum nennt, arm sein, aber dann trägt er in sich selbst die

Kraft zur Ergebung und zur Zufriedenheit und zum Vertrauen, die mehr wert sind, als aller Reichtum und alle Größe der Welt. Und wenn es zum Schlimmsten kommt, dann ist die Hilfe bereits zur Hand, nämlich der Trost, daß er von seinem gnädigen und besten Helfer nicht verlassen ist — die jungen Löwen mögen darben und Hunger leiden, aber die den Herrn suchen, haben keinen Mangel an irgend einem Gut.

So sind, vom zeitlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, die Wohlthaten sehr groß, die der Messias seinem Volke erweist; aber die geistlichen Wohlthaten sind unzählbar. Wen dürstet, der komme zum Wasser, und wer kein Geld hat, komme, kaufe und esse, er komme und kaufe Wein und Milch ohne Geld. Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gedrungen ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben.

Aber, meine Brüder, ihr werdet vielleicht sagen: Wir haben oder können alle diese Vorrechte, von denen du redest, ohne Jesum Christum besitzen. Wir erkennen auch einen Gott der Vorsehung und der Gnade an; wir brauchen auch täglich dieselben Worte, welche du aus den Psalmen angeführt hast; wir räumen auch die Herrlichkeit der Einladung der Gnade bei Jesaia ein und freuen uns derselben. Aber das müssen wir leugnen, daß sich alle diese Worte auf Jesum Christum beziehen. Darum höret: Ihr mögt immerhin diese Worte gebrauchen; ihr mögt euch schmeicheln, daß ihr in denselben gemeint seid; ihr mögt euch selbst so betrügen, daß ihr glaubet, ihr seid die Lieblinge Gottes, weil ihr seine besondere Fürsorge erfahren habt — und ohne Zweifel lullt euch Satanas in verderbliche Sicherheit ein. Aber ihr werdet euch doch schließlich in einem furchtbaren Selbstbetrug begriffen finden. Denn Gott außer Christo ist ein verzehrendes Feuer. Wohl läßt er in der Welt seine Sonne aufgehen über die Guten und über die Bösen, aber an dem großen Tage der Rechenschaft werden allein diejenigen, welche sich auf den von

ihm selbst erwählten Wege haben erlösen und versöhnen lassen, der Gegenstand seiner Liebe sein, während alle andern unter seinem ewigen Zorn bleiben. In diesem Leben allerdings ist er allen nahe, aber merkt es wohl, nur solchen, die ihn in der Wahrheit anrufen, und durch Jesum Christum allein, welcher ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, können wir zu ihm kommen; durch ihn allein gefällt es ihm auch, seinem Volke alle die wahren Segnungen seiner Vorsehung und Gnade zu erweisen. Das beweist die Bibel von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende.

Nun aber ist noch ein wichtiger Punkt, vielleicht der wichtigste in der Geschichte des Joseph zu beachten, nämlich, wie sich derselbe seinen Brüdern zu erkennen giebt. Da lernen wir genauer die Wege kennen, auf denen Sünder zur Erkenntnis Jesu Christi gebracht werden. 1. Sehen wir Josephs Brüder durch die Not getrieben zu ihm gehen, den sie gehaßt und verkauft hatten. Verschiedene Umstände erhöhen den Kummer ihres Herzens, und obwohl sie nicht die geringste Ahnung davon haben, daß der, vor dem sie jetzt stehen, Joseph ist, sind sie dennoch in ihren Gewissen so geschlagen, daß ihr früheres Verbrechen gegen ihn mit Gewalt vor ihre Seele tritt, sie zur tiefsten Reue führt und ausrufen läßt: „Das haben wir an unserm Bruder verschuldet." Das zeigt uns aufs deutlichste, wie der Sünder zu Christo kommt. Und im eigentlichsten Sinne des Wortes tragen alle, trägt jeder Sünder ohne Unterschied, Juden wie Heiden an seinen Leiden mit die Schuld; denn die Sünden der Menschen haben ihm diese alle verursacht. So wurde er in der That von seinen Brüdern verkauft; denn es hatte ihm gefallen, unsere Natur anzunehmen. Die Not ist es aber, welche die Sünder zu ihm treibt. Wenn wir das Darben und den Hunger unserer Seele inne werden und dann ernstlich fragen und forschen, werden wir zu Christo gewiesen, bei dem viele Vergebung ist. 2. Joseph kannte seine Brüder, aber sie kannten ihn nicht, und obwohl ihm sein Herz brannte, so daß er die Thränen nicht zu-

rückhalten konnte, hielt er es für nötig, um ihres geistlichen Heiles willen in ihren Herzen eine noch größere und tiefer gehende Reue zu wecken. So kennt uns Christus, obwohl wir ihn nicht kennen, und ehe er sich als unser wahrhaftiger Befreier kund thut, braucht er verschiedene Mittel, um in uns wahrhaftige Reue wachzurufen. Er macht uns unsere Sünde fühlen und über dieselbe klagen. Als aber Joseph die ersehnte Reue und aufrichtigen Schmerz in den Herzen seiner Brüder hervorgerufen hatte, hören wir ihn 3. in die liebreichsten und herzlichsten Worte ausbrechen, V. 4: „Und Joseph sprach zu seinen Brüdern: tretet doch her zu mir. Und sie traten herzu. Und er sprach: ich bin Joseph, euer Bruder, den ihr nach Ägypten verkauft habt." O was müssen sie da gefühlt haben! Sie konnten ihm nicht anworten, denn sie waren in seiner Gegenwart verwirrt. Aber diese Verwirrung muß doch eine mit Freude vermischte gewesen sein; denn wir sehen ihn gleich darauf Balsam in ihre Wunden gießen und sie trösten: „Bekümmert euch nicht und denket nicht, daß ich darum zürne, daß ihr mich hierher verkauft habt; denn um euretwillen hat Gott mich vor euch hergesandt;" und V. 8: „Ihr habt mich nicht hergesandt, sondern Gott." O meine Brüder, wie völlig ist dies die Erfahrung eines Christen. Als ein Sünder mit einem wahrhaft reumütigen Herzen wagt er kaum, sich seinem Heilande zu nähern; denn er fühlt sich ganz unwürdig und völlig verloren; aber derselbe treue Joseph, welcher diese Reue und Betrübnis des Herzens gewirkt hat, spricht zu dem verwundeten Gewissen das Friedenswort: „Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben." Du hast mich wohl in die Hände der Heiden verkauft, deine Sünden haben mich klagen gemacht; aber Gott hat mich gesandt, dein Leben durch eine große Erlösung zu retten. „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Ich bin Jesus, ich bin dein Heiland; bekümmert euch nicht, daß ihr mich hierher verkauft habt. Gott hat mich gesandt, euer Leben zu erhalten.

Und als Josephs Brüder zu ihm kamen, sie und ihre Familien, gab er ihnen Besitz im besten Teil des Landes. So wird, wer an Jesum Christum glaubt, in Gemeinschaft mit ihm selbst gebracht und genießt die größten Vorrechte. Er erlangt ein Erbe, das unbefleckt und unverwelklich ist und das nie vergeht, sondern für ihn im Himmel aufbewahrt ist. Für die Wahrheit dessen appelliere ich an die Erfahrung meiner christlichen Brüder und Schwestern, von denen, wie ich glaube, etliche meinen Worten zuhören. Die wahren Nachfolger des Herrn Jesu Christi werden es aus Erfahrung bezeugen, daß dies der Weg war oder jedenfalls ein ähnlicher, auf dem sie der Herr zu sich geführt hat. Ist irgend einer in dieser Versammlung, der zur Reue und Buße gebracht ist, der die Verderbtheit seiner Natur und die Schuld seiner Sünde empfindet, und der nicht wüßte, wo das Heilmittel zu finden ist, den weisen wir geradeswegs zu dem Heilande, dem Gegenbilde Josephs, welcher einen Reichtum von Gnade und Leben hat, und der keinen verstoßen will, der zu ihm kommt.

Aber, meine Brüder aus Israel, euch müßte das alles mit der höchsten Macht in eurem Innern ergreifen; denn ihr seid buchstäblich die Brüder Jesu nach dem Fleisch. Durch euch, oder ich will sagen, durch uns, nämlich durch unsere Vorfahren haben wir ihn im eigentlichsten Sinne des Wortes verkauft. Aber es fehlt auch nicht an dem klarsten Beweise dafür, daß er gerade hierdurch der Erretter der Menschen geworden ist. Viele Tausende von unsern Brüdern haben den Hunger ihrer Seele gefühlt, wie die Brüder Josephs, und sind zu ihm gegangen. Es hat ihm gefallen, sich ihnen als ihren Heiland und Erlöser kund zu thun. Und aus der Schrift der Wahrheit erfahren wir und dürfen daran nicht zweifeln, daß die Zeit kommen wird, wo er, vielleicht auf eine wunderbare Weise, sich unserer ganzen Nation offenbaren wird, und viele, welche ihn gehaßt und verachtet haben, wahrhaftige Reue empfinden werden, wenn sie den anblicken

werden, in den sie gestochen haben, und um ihn von Herzen klagen. Er aber wird dann wie Joseph sie trösten und sprechen: „Bekümmert euch deshalb nicht und denket nicht, daß ich euch zürne, daß ihr mich hierher verkauft habt; denn Gott hat mich vor euch hergesandt, um euer Leben zu erhalten.“ Dann wird sich ihr Trauern in Freude verwandeln, und die Erlösten des Herrn werden kommen und wiederkommen nach Zion mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihren Häuptern sein, und Schmerz und Seufzen werden weg sein müssen.“ Dann werden sie überzeugt sein, daß der Jesus, den ihre Väter verachtet und verworfen haben, kein anderer ist, als der wahrhaftige Messias, von dem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, und dessen Vorbild Joseph gewesen ist. Aber da dies eine Wahrheit von der höchsten Bedeutung für jedes menschliche Wesen ist, so ermahne ich auch euch alle, meine Brüder, in Jesu das Lamm Gottes zu erblicken, das der Welt Sünde trägt, und zu ihm mit dem Verlangen zu gehen, einmal die Wahrheit zu erfahren. Und ich weiß, wer so kommt, der wird finden, daß, wie Joseph durch seine Leiden und seine Erhöhung der Erhalter seiner Brüder war, so Jesus durch sein Leiden und Sterben und durch seine Erhöhung der Heiland der Welt geworden ist, damit, wer an ihn glaubt, nicht verloren werde, sondern das ewige Leben habe.

Aber gedenket daran, ich bitte euch, daß, wenn Josephs Brüder nicht zu ihm gegangen wären, sie vor Hunger umgekommen sein würden. So müssen alle unvermeidlich und ewig untergehen, welche nicht zu Jesu in der angenehmen Zeit und an dem Tage des Heils gehen; denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den sie können selig werden.“

So viele Unvollkommenheiten im einzelnen man auch in diesen Predigten finden kann, dennoch wird jedermann erkennen, daß dieser Sohn Israels der Schrift in das Herz geblickt hat. Er hat den Kern und Stern derselben, Jesum Christum, ge-

funden und alles in der Schrift sieht er sich um diesen sammeln. Was er aber selbst erfahren hatte, das trieb ihn der innerste Drang des Herzens, auch seinen Brüdern nach dem Fleisch lehrend und mahnend, lockend und ladend zu Gemüte zu führen.

Alexander war indessen durch seine Missionsthätigkeit in England ziemlich bekannt geworden, und so entstand in vielen der Wunsch, seine Kräfte auch noch auf einem andern Felde als dem der Mission zu verwerten. Sein hebräisches Wissen zumal hatte die Aufmerksamkeit erregt, und daher richtete man nun von einer Stätte der Wissenschaft her auf ihn die Augen.

1832 wurde Alexander berufen, eine Professur des Hebräischen und der rabbinischen Litteratur am King's College in London zu übernehmen. Er folgte der ehrenwerten Aufforderung und hielt am 7. November jenes Jahres seine Inaugural-Vorlesung, die auch im Druck erschienen ist.

Im Eingange seiner Vorlesung bittet er, daß ihm, dem Fremden, doppelt die Nachsicht zu teil werden möchte, welche alle seine Kollegen im Amt zuerst für sich in Anspruch genommen hätten, und spricht dann dem Professorenkonzilium den Dank dafür aus, daß es ihm den Lehrstuhl für hebräische und rabbinische Litteratur übertragen habe. Bei der Größe der ihm gestellten Aufgabe aber finde er nur darin Beruhigung, daß er durch die Leitung Gottes an diesen Ort berufen worden sei, und daß er sich auf seinen Beistand verlassen könne.

Er wolle nun in dieser Antrittsvorlesung über die Wichtigkeit der hebräischen und rabbinischen Litteratur sprechen und deshalb hier eine kurze Skizze ihrer Geschichte geben, um alsdann zu dem Nutzen derselben überzugehen.

Die hebräische Sprache müsse in den zwei Perioden, einer lebendigen und einer nur noch geschriebenen Sprache betrachtet werden. Er wolle nicht die Streitfrage zu entscheiden versuchen, ob das Hebräische schon von den Stammeltern der Menschen gesprochen sei; aber manches begünstige diese Annahme, wie be-

sonders die Namen der ersten Menschen ꝛc. Die Juden hielten ihre Sprache ja für die von Gott für seine Offenbarungen erwählte, und ebenso manche christliche Theologen wie Lightfoot. Gesenius u. a. aber bestritten das hohe Alter der Sprache, da die Vollkommenheit ihrer Ausbildung in den ältesten Büchern der Bibel den Beweis dafür liefere, daß sie eine jüngere Sprache sei. Der Redner dagegen erklärt, daß Gott dem Menschen sogleich eine vollkommene Sprache auf den Weg habe geben können. Sehr möglich sei es, daß das Hebräische die Ursprache der Menschen vor der Sprachverwirrung bei Babel gewesen sei. Nicht bloß der Jude Aben Esra, sondern auch der Christ Lightfoot nehme dies an. Phönizisch, Kanaanitisch und Hebräisch seien jedenfalls dieselbe Sprache, wie es die Namen der Bibel bewiesen. Mit den Bewohnern Kanaans verstanden sich die Nachkommen Abrahams, mit den Ägyptern nicht, auch das Chaldäische war ihnen fremd. Von Moses bis Hiskia dauerte die goldene Periode des Hebräischen.

Mit der Invasion der fremden Heere und der Gefangenschaft der Juden beginnt eine neue Periode ihrer Sprache. Sie fangen an, die fremde Landessprache auch unter sich zu sprechen. Selbst in die heiligen Schriften dringt das Chaldäische ein. Wohl wurde der heilige Text in seiner ursprünglichen Sprache verlesen, aber Dolmetscher mußten ihn in die Landessprache übertragen. Nach dem Talmud mußte unter zehn gottesdienstlich versammelten Juden der achte ein Dolmetscher sein. Die besten Interpretationen behielt man, sie sind unter dem Namen der Targumim oder der chaldäischen Paraphrase bekannt und zeigen uns den Stand der jüdischen Auslegung der Schrift vor Christo.

Nach der Rückkehr aus Babel hatte also die hebräische Sprache aufgehört eine lebendige zu sein. Zuerst bestand dieselbe nun noch ohne ein grammatisches oder lexikographisches System, und ihre Kenntnis pflanzte sich nur durch die Gelehrten traditionell fort. Damals erhob sich das Beth-Hamidrasch und die

Jeschibah, die Stätten der Gelehrsamkeit, des Studiums der hebräischen Sprache und der Überlieferungen. Diese Überlieferungen wurden dann in ein System gebracht; sie bilden den Talmud, der in Mischna und Gemara, Text und Kommentar zu demselben, zerfällt, oder das mündliche Gesetz, welches sich auf dem Wege mündlicher Überlieferung von Mose an fortgepflanzt haben soll, und an das der Jude gebunden ist.

Die Gemara weist bereits einige Spuren grammatischer Arbeit auf, die aber in der Masorah vollständiger vorliegt. Masorah heißt Überlieferung. Die Masoreten verglichen die Manuskripte der Bibel. Die nach ihrer Meinung besseren Lesarten des gewöhnlichen Textes setzten sie an den Rand; dieselben erhielten den Namen Chetib. Übrigens giebt es eine größere und eine kleinere Masorah.

Im Anschluß hieran behandelt der Redner die Frage der hebräischen Vokale, die bald auf die göttliche Inspiration, bald auf die gelehrte Arbeit der Rabbinen zurückgeführt würden. Elias Levita hat zuerst ihre Autorität angegriffen. Jedenfalls geben sie wohl die ursprüngliche Aussprache der Wörter wieder, und wenn sie auch nicht gebraucht sein mögen, solange das Hebräische eine lebendige Sprache war, ist ihre Anwendung doch von großer Wichtigkeit geworden, nachdem die Sprache zu einer bloßen Schriftsprache herabgesunken ist. Hinsichtlich der Konsonanten sei, nach den mancherlei Ausführungen im Talmud, wohl anzunehmen, daß die jetzt so genannten chaldäischen Schriftzeichen die ältesten seien.

Traurigerweise ist das Studium des Hebräischen in der Kirche vielfach sehr vernachlässigt worden, was der Vortragende an der Hand der Geschichte nachweist. Erst die Reformation hat hier eine Besserung gebracht, und Luther hat auch hierzu besondere Anregung gegeben. Seitdem ist in England, Deutschland und Holland zeitweise ein großer Eifer für die hebräische und

rabbinische Litteratur erwacht, und dies gleicherweise unter Juden wie unter Christen.

Der Nutzen dieser Studien leuchtet denn auch ein. King's College solle stiftungsgemäß gesunde Religion und nützliches Wissen fördern; eben dies gelte denn auch für sein Fach. Da müsse er denn betonen, daß die künftigen Träger des Amtes nicht bloß die Sprache der profanen, sondern auch die der heiligen Schriftsteller kennen sollten, und immerhin sei es ein Mangel, wenn dieselben die hebräische Sprache und ihre Litteratur nicht verstünden.

Den Wert dieser Studien finde er in fünf Punkten: 1. Da die Schrift über allen Büchern stehe, so müsse man sie auch in ihrer Ursprache kennen lernen; denn erst dann könnte man von ihr den ganzen und vollkommenen Nutzen haben. 2. Die rabbinische Litteratur aber habe auch eine gewisse Bedeutung für die Erklärung der heiligen Schrift, und deshalb sei das Studium derselben zu empfehlen. 3. Streitige Auslegungen der Schrift könnten nur durch Zurückgehen auf den Urtext geschlichtet werden. 4. Um Angriffen auf die Lehre der Kirche zu begegnen, sei dieses Studium gleichfalls von großer Wichtigkeit. Um die Juden zu überwinden und zu gewinnen, sei die Kenntnis der hebräischen Sprache und der talmudischen Litteratur von der größten Bedeutung. 5. Ein ernst eindringendes Studium des Wortes der Schrift fördere auch das innere Leben aufs mächtigste.

Das alles gebe ihm den Mut, die Studenten zu fleißigem Studium des Hebräischen und Rabbinischen aufzufordern. Würden sie in der Furcht Gottes und mit Ausdauer dasselbe treiben, so würden sie davon den größten Gewinn haben.

Läßt uns diese Dissertation den damaligen Stand der wissenschaftlichen Bildung Alexanders erkennen, so muß hierbei in Betracht gezogen werden, daß er bis dahin gar nicht in der Lage gewesen war, das theologische Studium mit größerer Energie weiter verfolgen zu können. Sodann aber wurden zu jener Zeit

an einen Professor des Hebräischen und der rabbinischen Litteratur in England viel geringere Anforderungen als heutigestags gestellt. Die jungen englischen Theologen hatten gar nicht nötig, das Hebräische zu erlernen, und jedenfalls war ihre Vorbereitung im Hebräischen eine sehr geringe, so daß man mit ihnen ziemlich beim Elementaren beginnen mußte. Das Rabbinische aber war nach dem Aufschwunge, welchen das Studium desselben bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts genommen hatte, fast in der ganzen evangelischen Kirche sehr vernachlässigt. Erst die Judenmission hat wieder einiges Interesse für dasselbe erweckt. Der kritischen, und nicht bloß dieser, sondern auch einer gesund geschichtlichen Behandlung des Alten Testaments aber schenkte man damals in England noch wenig Interesse, und so wurde auch in diesem Punkte von Alexander nicht verlangt, was heute von einem Professor erwartet wird. Die Vorbereitung, welche er für sein neues Amt genossen hatte, war freilich auch nicht eine streng wissenschaftliche gewesen, sondern er hatte sich teils an dem Talmudismus der jüdischen Schule, teils an der altprotestantischen Theologie Englands herangebildet, wissenschaftliche Selbständigkeit aber besaß er nicht, sondern er stand auf den Schultern anderer, die sein Vertrauen gewonnen hatten. Überdem hing ihm, wie es nicht bloß diese Dissertation, sondern auch seine Folgezeit erkennen läßt, der Mangel an geschichtlichem Sinn an, welcher für die nachchristlichen Juden charakteristisch ist. Aber nicht vor allem aus diesem Grunde hat er sich mit der kritischen Richtung auf seinem Gebiete möglichst wenig beschäftigt, sondern auch durch die Erkenntnis bestimmt, daß dieselbe in lauter Willkürlichkeiten ausartete. Doch beschäftigten ihn auch in seinem Fache allerdings viel weniger die wissenschaftlichen Fragen und Probleme, als die Sorge um die Förderung des geistlichen Lebens der Studenten, und dies war er da heilsam zu beeinflussen wohl imstande, wo man von ihm nicht die Einführung in ein tiefer dringendes Studium der Wissenschaft verlangte.

Neun Jahre lang, bis zum November 1841, hielt er diese Professur inne. Später finden wir ihn auch mit dem Titel eines Doktors der Theologie (DD) geschmückt, und es ist wohl anzunehmen, daß er denselben vom King's College erhalten hat. Von der wissenschaftlichen Thätigkeit Alexanders verdienen am meisten seine Arbeiten auf dem hebräischen Gebiete hervorgehoben zu werden. So wurde ihm die Revision der von der Londoner Missionsgesellschaft veranstalteten Ausgabe der hebräischen Bibel übertragen, bei welcher Arbeit er durch M'Caul und Missionar Reichardt unterstützt wurde. Ebenso wurde ihm die Revision der von Czerskier in Warschau gelieferten hebräischen Übersetzung des englischen Common Prayer Book übertragen, die dann zum ersten Male am 5. Februar 1837 im Gottesdienst der Missionskapelle auf Palestine Place gebraucht wurde. M'Caul verlas sie, Alexander aber predigte bei dieser Gelegenheit über Röm. 11, 14: „Ich möchte die, so mein Fleisch sind, zu eifern reizen, und ihrer etliche selig machen." Dem Gottesdienst wohnten Proselyten und englische Christen bei. Den Berichterstatter veranlaßt das an das Apostelwort zu erinnern: „Christus ist unser Friede, der aus beiden eins gemacht hat und hat abgebrochen den Zaun, der dazwischen war, indem daß er durch sein Fleisch wegnahm die Feindschaft (Eph. 2, 14)." Jeden Sonntag nachmittag um drei Uhr wurde fortan diese Liturgie in der genannten Kapelle und später auch in Jerusalem gebraucht.

Mit den beiden vorher erwähnten Missionaren der Gesellschaft und dem Proselyten Hoga hat er endlich auch in den Jahren 1836—1838 die Revision der hebräischen Übersetzung des Neuen Testaments, welche von der Londoner Mission ausgegangen ist, übernommen. Dieselbe bezeichnete einen entschiedenen Fortschritt gegen die frühere, wenngleich sie unsern heutigen Ansprüchen und den Bedürfnissen der Mission noch nicht genügte. Delitzsch, der sich zu einer verbesserten Übersetzung veranlaßt sah, nennt dennoch die durch Alexander geschehene „eine verdienstliche."

Bedeutenderes aber hat Alexander auf wissenschaftlichem Gebiete nicht geleistet und bemerkenswertere litterarische Erzeugnisse nicht hinterlassen. Was wir von solchen besitzen, sind außer der vorhin erwähnten Vorlesung nur mehrere Predigten und Ansprachen. Wir nannten solche bereits. Hier seien noch angeführt: „The Hope of Israel," Ansprache, gehalten am 2. Oktober 1831, London 1831. „The Glory of Mount Sion," Predigt im Advent 1838 gehalten, London 1839. Die Abschiedspredigt, welche er in der Missionskapelle, wo auch die zwei soeben angeführten vorgetragen waren, am 8. November 1841 gehalten hat: „Farewell Sermon," London 1841. Eine Gedächtnispredigt, zum Andenken an seine Tochter Sarah unter dem Titel: „The Flower fadeth" gehalten, ist in 2. Auflage 1842 in London erschienen.

Seine Stärke lag also nicht auf wissenschaftlichem Gebiete. Immerhin aber nahm er als Professor eine Stellung ein, welche ihm den Weg für das höhere Amt bahnte, zu dem er hernach berufen wurde, und das ihm seine besondere Bedeutung verliehen hat.

Während Alexander seine Lehrthätigkeit ausübte, gab er aber die Verbindung mit der Londoner Missionsgesellschaft nicht auf, sondern wirkte in derselben und für sie mit großem Eifer und Treue weiter fort. Insbesondere nahm er auch an den Konferenzen teil, welche zwischen Christen und Juden gehalten wurden. Im November 1832 ließ man ein Cirkular ausgehen, welches Glieder der hebräischen Nation jeden Sonnabend nach Aldermanbury 18 einlud, um dort die Beweise dafür anzuhören, daß Jesus von Nazareth der wahre Messias sei, und um den Anwesenden die Gelegenheit zu geben, ihre gegenteiligen Meinungen zu äußern. Jedesmal, ehe diese Versammlungen stattfanden, vereinigten sich die christlichen Freunde in einem Zimmer zum Gebet, in welchem sie den Segen des Herrn für die Zusammenkünfte erflehten. Darauf begann man die Konferenz

mit Verlesung von Ps. 80 hebräisch und englisch und dem Vaterunser. Der Vorsitzende berief sodann den christlichen Redner zum Vortrage über das Thema des Abends, und hierauf kamen Juden und Christen abwechselnd zum Wort. Gewöhnlich sprachen auf christlicher Seite Rev. J. B. Cartwright, A. S. Thelwall, A. M'Caul, J. C. Reichardt und Alexander. Die Zahl der Anwesenden wuchs nach und nach beträchtlich; Juden waren im Durchschnitt 40—50 anwesend. Dabei traten die Juden als die Angreifer, die Christen als die Verteidiger auf; man antwortete den erschienenen Israeliten in sachlicher und freundlicher Weise. Schließlich aber artete das Benehmen der Juden so sehr aus, daß man den Versuch, auf diesem Wege zu den Herzen und Gewissen einer größeren Zahl von ihnen zu gelangen, aufgeben mußte, wenngleich es gelungen war, einzelnen derselben die christliche Wahrheit näher zu bringen. Die Hauptbedeutung dieser Vorträge aber lag darin, daß sie dem D. M'Caul Anlaß gaben, seine auf diesen Konferenzen gehaltenen Vorträge erweitert und vermehrt herauszugeben. Sie erschienen unter dem Titel „Nethiwoth Olam" oder „Old Paths" und sind, in verschiedene Sprachen übersetzt, hernach von der größten Bedeutung für die Mission geworden. Denn sie haben in hervorragendstem Maße dazu beigetragen, den Glauben an das rabbinische und talmudische System weithin unter den Juden der allerverschiedensten Länder zu erschüttern.

Das Erscheinen und Auftreten Alexanders auf diesen Konferenzen versetzte jedesmal die Juden in die furchtbarste Erregung. Sobald er zu sprechen anfing, gerieten sie in Zorn. Obwohl er sie in der freundlichsten und gewinnendsten Art anredete, überschütteten sie ihn mit Beleidigungen und warfen ihm stets aufs neue vor, daß er nicht aus Überzeugung, sondern von niedrigen Beweggründen geleitet, Christ geworden sei. Gerade weil er früher ein eifriger Verfechter des rabbinischen Judentums gewesen war, wurde er ihnen zu einem Stachel in ihren Herzen, und

durch gemeine Verdächtigungen hofften sie am ehesten diesen Stachel sich ausziehen zu können. In den Angriffen, welche sie unausgesetzt lange Zeit hindurch gegen ihn richteten, trat es aber auch zu Tage, daß sie das Gewicht seiner Person fühlten, und ohne es zu wollen, legten sie gerade durch ihr Auftreten gegen ihn ein bemerkenswertes Zeugnis für seine Bedeutung ab. Alexander aber verlor bei allem ihrem Toben und Wüten gegen ihn die Ruhe nicht, sondern hielt ihnen, dem Beispiele des von ihnen bitter gehaßten und verfolgten Paulus folgend, nur vor, wie er zur Erkenntnis Jesu Christi gekommen sei, wie sich in der Person Jesu alles erfüllt habe, was die Prophezeiung vom Messias vorhergesagt habe, und wie Jesus allein sein aufgewachtes Gewissen habe stillen können, während ihn das Judentum in seiner Seelenangst habe vergehen lassen. So redete er zu ihnen, und das Übermaß des Hasses, welches sie über ihn ausschütteten, führte schließlich nur zu dem entgegengesetzten Erfolg. Als einmal wieder bei einer solchen Gelegenheit allerlei Gift gegen Alexander ausgespritzt wurde, trat ein achtbarer Jude und Freund des Oberrabbiners auf und erklärte, er fühle sich gedrungen, seinen Glaubensgenossen entgegenzutreten und sie auf der Stelle zu widerlegen. Vor der ganzen Versammlung müsse er erklären, daß er den Oberrabbiner oft mit der größten Achtung von der Gewissenhaftigkeit, mit welcher Alexander seine Pflichten als jüdischer Lehrer erfüllt hätte, habe reden hören. Um so ruhiger ertrug Alexander die ihm zugefügten Beleidigungen und benutzte die Gelegenheit jener Versammlungen nur, um in der Liebe, welche das Verirrte sucht und zurückbringen will, vor seinen Brüdern Zeugnis von Jesu Christo abzulegen. Mochten sie seine Worte zu überschreien versuchen, wie sie es mit Stephanus gethan hatten, so konnten sie es doch nicht hindern, daß er ihnen durch seine Person und sein Verhalten den Beweis dafür lieferte, wie ein Jünger Jesu seinen Feinden sanftmütig begegnet und sich auch durch allen Unglauben und alle Herzenshärtigkeit in der Liebe nicht er-

schüttern läßt, die alles hofft. Die anwesenden Christen haben denn auch gerade bei diesen Gelegenheiten den tiefsten Eindruck von der christlichen Persönlichkeit Alexanders empfangen und über denselben in den christlichen Kreisen ihr Zeugnis abgelegt.

Unter den Ansprachen, welche Alexander auf den Aldermanbury-Konferenzen hielt, sei die über die eherne Schlange nach 4. Mos. 21, 9 gehaltene besonders erwähnt.

In seiner Glaubenszuversicht nur gestärkt trat er jetzt in christlichen Versammlungen und bei den Jahresfesten der Gesellschaft als Redner auf. 1836 rief er der letzteren zu: „Laßt etwas von dem Geiste in euch sein, welcher in den ersten christlichen Juden lebte, welche Länder durchzogen, Wüsten durchwanderten und ihr Leben allen Gefahren aussetzten, ja auch dem Tode in das Angesicht sahen, um nur Jesum Christum den Völkern zu predigen. Wir wissen, daß der, welcher Israel zerstreut hat, es wieder sammeln und weiden wird, wie ein Hirte seine Herde. Darum wollen wir es für unser Vorrecht halten, daß wir uns an seinem herrlichen Werke beteiligen dürfen, und wollen auf die Autorität Christi hin daran festhalten, daß keiner, der sich in dieses Werk begiebt, einen Segen für sich vermissen, sondern daß er vielmehr wie ein Stern am Firmament scheinen wird; denn er soll sich an die Verheißung, welche dem Abraham gegeben wurde, erinnern: „Ich will segnen, die dich segnen.“ Dieser Glaube erhielt Alexander der Judenmission treu, auch wo er scheinbar keinen Lohn erntete, und wo er sich an seiner andern ehrenvollen Lebensstellung hätte genügen lassen können.

Es fehlte ihm aber auch nicht an erquicklichen Erfahrungen in seiner Arbeit unter den Juden. 1837 hatte er für die Gesellschaft in Birmingham gepredigt. In dem Hause des Rev. W. Marsh, bei dem er zu Gaste war, sprach dann eine Frau vor, die meldete, daß ihr Mann, ein Jude, dem Tode nahe sei und entweder Marsh oder einen andern christlichen Freund sprechen wolle. Alexander begab sich zu dem Kranken und

brachte bei ihm zwei Stunden zu. Die christliche Wahrheit hatte denselben schon lange beschäftigt. Er war streng jüdisch erzogen worden, hatte aber gleichzeitig auch eine gute Ausbildung genossen. Zum Christentum hatte er sich freundlicher gestellt, seitdem ihn Marsh einmal auf der Straße angeredet und damals den ersten Samen des göttlichen Wortes in sein Herz gestreut hatte. Doch waren es zunächst nur Vernunftgründe, die ihn das Christentum freundlicher betrachten ließen; ernstere Regungen dagegen, die in seinem Herzen und Gewissen erwachten, unterdrückte er. Aber als er elend daniederlag, sehnte er sich nach Frieden, und deshalb war er für den Zuspruch Alexanders recht zugänglich. Er wurde von diesem auf den Mann gewiesen, durch dessen Wunden wir heil werden, und erschloß sich mit begierigem Herzen dem Trost des Evangeliums. Unter den Worten Alexanders rief er zuletzt aus: „Ich bin glücklich, ich bin glücklich, und wenn es Gott gefällt, mich von hinnen zu nehmen, dann sagen Sie es meinen Brüdern, daß ich im Glauben an den Herrn Jesus Christus gestorben bin." Alexander war tief ergriffen. Aber bei diesem Krankenlager und unter der Erfahrung, daß Christi Evangelium die Kraft hat, jeden, der an dasselbe glaubt, selig zu machen, trat das Los der Juden desto schmerzlicher vor seine Seele, die ohne die gewisse Hoffnung des ewigen Lebens sterben, und er betete und flehte in seinem Herzen, daß Israel selig werden möchte. Noch einmal besuchte er den Sterbenskranken. Bei seinem Eintritt fand er die Frau in Thränen, und er glaubte deshalb, ihr Mann wäre gestorben; aber dies war nicht der Fall. Alexander trat bei demselben ein; der Kranke rang nach Atem. Zwanzig Minuten stand Alexander still an seinem Bette. Da hörte er denselben leise sprechen: „Ich bin glücklich, es wird bald mit mir besser werden," und in der That erholte der Kranke sich darauf etwas. Jetzt erkannte er Alexander. Da bekannte er vor demselben seinen festen Glauben an den Heiland und pries Gott für die ihm

widerfahrene Gnade. „Gerade ehe Sie kamen, dachte ich über den köstlichen Gegensatz zwischen meinem glücklichen Zustande und dem des Rabbi Jochanan Ben Zakkai nach, der, als es mit ihm zum Sterben kam, voller Zweifel und Furcht war, so daß er weinen mußte." Der Kranke wußte mehrere Sprüche aus dem hebräischen Alten Testament auswendig und sagte sie mit feierlicher Betonung auf. Dann fügte er hinzu: „Ich bin in den Willen meines himmlischen Vaters ganz ergeben; sollte er mich aber für meine Familie wiederherstellen wollen, dann würde ich mit David sagen: Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Wort verkündigen. Der Herr züchtigt mich wohl, aber er übergiebt mich nicht dem Tode. Thut mir auf die Thore der Gerechtigkeit, daß ich da hineingehe und dem Herrn danke. Das ist das Thor des Herrn, die Gerechten werden da hineingehen" (Ps. 118, 17—20).

Er hatte nun den Wunsch, getauft zu werden, und da Rev. Marsh für mehrere Tage abwesend war, die der Kranke kaum zu überleben die Hoffnung gab, Alexander aber in einer Stunde aufbrechen mußte, so war mit der heiligen Handlung nicht zu zaudern. Er fragte deshalb den Kranken, ob er getauft zu werden wünsche, worauf derselbe antwortete, daß gerade dies sein herzliches Verlangen sei, und daraufhin taufte ihn Alexander in Gegenwart der Seinigen. Nach der Taufe fühlte er sich sehr gestärkt. Er besprach noch mit Alexander die Zukunft seiner Kinder und bat ihn, einen christlichen Freund zu benachrichtigen, daß derselbe ihn besuchen möchte. Das ist denn auch geschehen. Einige Zeit darauf erhielt Alexander die Nachricht, daß der Getaufte noch lebe und sich etwas besser befinde.

Nicht lange darauf bewegte das Zeugnis Alexanders einen Rabbi Wolf, bei ihm in Unterricht zu treten, und überhaupt machte er jetzt die Erfahrung, daß, als es den Juden nicht gelungen war, ihn von seinem Werke unter ihnen abzuschrecken, sie im Gegenteil seinem Worte je länger desto mehr Gehör schenkten.

Mit treuer Liebe nahm er sich des Operative Jewish Converts' Institution der Londoner Mission an, das Taufkandidaten und Proselyten die Gelegenheit bietet, sich für einen Beruf vorzubereiten, in dem sie sich ihr eigenes Brot erwerben können. Das lebhafteste Mitgefühl für seine Brüder aber legte er an den Tag, als man 1840 aus Anlaß der Ermordung eines Pater Thomas die Juden in Damaskus beschuldigte, daß sie denselben geschlachtet hätten, um sein Blut für rituelle Zwecke zu gebrauchen, und darüber viele Juden jener Stadt in große Not gerieten. Da rief er im Verein mit M'Caul die in England wohnenden Proselyten auf, gegen diese Beschuldigung ihrer Volksgenossen Einspruch zu erheben. Er verfaßte einen Protest, der folgenden Wortlaut hatte:

„Wir, die Unterzeichneten, Glieder der jüdischen Nation, die bis zu den Jahren ihrer männlichen Reife in dem Glauben und in den Sitten des modernen Judentums gelebt haben, nun aber durch die Gnade Gottes Glieder der christlichen Kirche sind, erheben einen feierlichen Widerspruch dagegen, daß wir, sei es direkt oder indirekt, jemals etwas gehört oder gar etwas von einer Gewohnheit, Christen zu töten und ihr Blut zu gebrauchen, unter den Juden kennen gelernt hätten, und erklären vielmehr, daß wir diese Beschuldigung, welche früher so oft gegen die Juden erhoben wurde, für eine ebenso thörichte als satanische Lüge halten."

Dieser Protest erschien nach wenigen Tagen von 57 Proselyten unterzeichnet in der Öffentlichkeit und erregte die Aufmerksamkeit vieler. Alexander aber ahnte es damals noch nicht, daß ihm die Juden des Orients in noch ganz anderer Weise die Gelegenheit bieten sollten, ihnen seine Liebe zu beweisen. Für seine Brüder nach dem Fleische im Orient hatte er seine Stimme erheben können; bald sollte er in ihrer Mitte selbst erscheinen und unter sie als Prediger des Evangeliums treten. Bisher hatte er vor Juden und Christen Englands und Deutschlands

den Namen, welcher über alle Namen ist, erhöht. Fortan wurde er berufen, dies noch in einem andern als in dem Missions- oder dem Lehramt und an einer andern Stelle zu thun.

Alexander war zur Erfüllung einer schwereren Aufgabe herangereift, aber dieselbe war derart, daß sie dem innersten Triebe seines Herzens entsprach. Denn wie gern wäre er vor sein ganzes Volk Israel hingetreten und hätte es zu dem Heilande gerufen, der ihm selbst das wahre Heil gebracht hatte. Und nun wurde er an einen Ort gerufen, wo er, wie es sonst nirgends der Fall gewesen wäre, die Augen seines ganzen Volkes auf sich zog, und von dem aus sein Zeugnis besonders eindringlich zu ihren Herzen redete. Er wurde in das Land Israel und in die Stadt Jerusalem geführt daß er dort Christen und Juden das Evangelium predigte, welches gerade an dieser Stätte seit Jahrhunderten in seiner Reinheit nicht gepredigt, sondern unter allerlei Menschenlehre fast verstummt und unter Kreaturvergötterung beinahe untergegangen war. Er sollte daselbst die Botschaft verkündigen: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, als allein der Name Jesu Christi.“

III.

Im Bischofsamt.

1. Die Errichtung des Bistums.[1])

Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte von Jugend auf ein lebhaftes Interesse für die Stadt, von welcher das Evangelium seinen Ausgang genommen hat, empfunden und war entschlossen, als König für dieselbe zu thun, was in seiner Macht stünde. Dazu kam, daß die politischen Verhältnisse neue Verbindungen zwischen Preußen und dem Orient herbeiführten, und die Handelsbeziehungen beider miteinander sich mehrten. Es hatte sich als angezeigt herausgestellt, einen preußischen Generalkonsul für Syrien mit dem Sitz in Beyrut, einen Konsul für Palästina in Jerusalem und einen Vicekonsul in Jaffa zu ernennen. Preußische und deutsche Gelehrte traten überdem durch wissenschaftliche Aufgaben in mancherlei Beziehungen mit dem Orient, und so kam vielerlei zusammen, was die Aufmerksamkeit des Königs auf das Morgenland hinlenkte.

Vor allem aber fühlte er es sehr schmerzlich, daß die Mohammedaner an der Wiege des Christentums ihre traurige Herrschaft ausübten, und die unwürdige Lage, in welcher sich

---

[1]) Die Litteratur über die Errichtung des Bistums siehe Anhang Nr. 3 (A. III).

die Christen daselbst befanden, lag ihm wie eine schwere Last auf der Seele. Deshalb hatte er den Gedanken schon lange hin und her bewegt, wie dem abgeholfen werden könne. Dazu kamen die traurigen Zustände, welche in den alten christlichen Kirchen Jerusalems herrschten und die selbst den Mohammedanern vielfach ein Greuel waren. Die geistliche Verfassung der alten Kirchen in jenen Gebieten war ihm wohl bekannt, und die vielhundertjährige Geschichte derselben hatte es ihm gezeigt, daß von ihnen eine Erneuerung des Orients nicht zu erwarten war. Deshalb regte sich nun ein zweifacher Wunsch in seinem Herzen, einmal, daß die türkische Herrschaft im heiligen Lande aufhören oder jedenfalls ihre Gewalt wesentlich beschränkt werden möchte, damit für die Christenheit daselbst freier Raum geschafft würde, und auf der andern Seite, daß dort die evangelische Kirche Gelegenheit fände, ihre Lebensmacht zu entfalten.

Darum begrüßte er auch das Missionswerk, welches die Londoner Missionsgesellschaft unter den Juden in Jerusalem und Palästina begonnen hatte, mit Freuden, und das Unternehmen derselben, auf dem Berge Zion eine evangelische Kirche zu errichten, rief seine lebhafte Teilnahme wach. Hier bahnte sich etwas Neues an, und dem Könige stand es fest, daß die evangelischen Christen die Pflicht hätten, dasselbe zu unterstützen und zu fördern. Überdem hatten sich jetzt gerade die politischen Verhältnisse der Türkei so gestaltet, daß eine viel größere Aussicht als jemals früher vorhanden war, von der Pforte für die evangelische Kirche auf diesen Gebieten und besonders in Palästina eine Stellung zu erlangen, welche eine Aussicht bot, daß die Pläne des Königs verwirklicht werden konnten.

Mehemed Ali von Ägypten hatte dem Sultan Mohammed II. Syrien und Cilicien abgerungen. Unter Mohammeds Nachfolger Abdul Medschid aber traten Rußland, England, Preußen und Östreich für die Pforte ein. Mehemed Ali wurde 1840 besiegt, und durch den Londoner Vertrag vom 15. Juli 1841 er-

langte die Türkei unter der Vermittlung jener Mächte die Rückgabe der beiden verlorenen Provinzen. Allen Vorgängen auf dem orientalischen Felde war Friedrich Wilhelm IV. mit stets wachsender Aufmerksamkeit gefolgt. Da war es ihm nun wunderbar, daß er gerade in diesem Zeitpunkte den Thron Preußens hatte besteigen müssen. Er sah dies als einen deutlichen Fingerzeig Gottes an und fühlte deshalb tief die Pflicht, jede sich darbietende Gelegenheit zu ergreifen, um das Beste des Morgenlandes zu fördern und dem Reiche Gottes hierselbst zu dienen. Noch ehe darum der Londoner Vertrag zum Abschluß kam, hatte er schon am 30. März 1841 dem General v. Radowitz einen Aufruf an die europäische Christenheit diktiert, der, wenn es möglich wäre, eine Vereinigung der vier Mächte zu gunsten Palästinas und zur Verbesserung der Lage der Christen im Orient herbeiführen sollte. Dies gelang jedoch nicht. Daher wollte nun der König wenigstens den Londoner Vertrag bestmöglich zur Förderung der Interessen des heiligen Landes und der Christenheit überhaupt ausnützen.

Hatte Friedrich Wilhelm IV. zunächst den politischen Weg beschritten, um die Ausführung seiner alten Pläne für den Orient anzubahnen, so war er nun aber doch nicht der Meinung, daß demselben durch die Mittel der Politik allein geholfen werden könne. Die Politik sollte ihm nur die Bahn für ein Werk ebnen, das die Belebung des Morgenlandes von innen heraus ins Auge faßte. Neues, inneres Leben allein könne wie allen andern so auch jenen Ländern das wahre Heil bringen, das stand dem Monarchen fest, und auf dem religiösen Wege wollte er ihnen deshalb am meisten geholfen wissen.

Hier aber die Hand anzulegen, erschien ihm nicht bloß als ein preußisches oder als ein deutsches, sondern als ein allgemein protestantisches Interesse, für welches die ganze evangelische Christenheit erwärmt werden müsse. Es fragte sich aber, an welcher Stelle er hierbei ansetzen, und von welchem

Punkte er ausgehen müsse. Da sagte er sich, daß es an das Vorhandene anzuknüpfen gelte. Vorhanden aber war nur ein Werk der Londoner Judenmission in Jerusalem, und dort eine Kirche auf dem Berge Zion im Entstehen. Hier setzte der König ein, und er war überzeugt, daß es der Wille Gottes sei, in den so gebahnten Wegen weiterzugehen.

In Jerusalem bestand ein von englischen Christen ins Leben gerufenes evangelisches Judenmissionswerk, das hier seit über zwei Jahrzehnten unter unsäglichem Ringen und Kämpfen Wurzel zu fassen suchte und sich durch keine Widerwärtigkeit von seinem Posten hatte vertreiben lassen. Diesem wollte der König zu Hilfe eilen, um von hier aus die Arbeit in größerem Umfange aufzunehmen. Mit den Engländern sollten nun auch Preußen und Deutsche, mit der anglikanischen die preußische Landeskirche zu gemeinsamer Arbeit sich die Hand reichen. In der Seele des Königs erwachte der Gedanke, daß sich jetzt recht eigentlich die Gelegenheit böte, beide Kirchen zu einer Art Union in gemeinsamer Glaubens- und Liebesthätigkeit auf dem Boden des heiligen Landes zu verbinden. In seinem lebhaften Geiste sah er eine solche Union sich bereits anbahnen und aus derselben die allergrößten Folgen erwachsen. Deshalb ging er mit dem brennendsten Eifer an das Werk: der Berg Zion sollte der Mittelpunkt vereinigter Arbeit der preußischen und englischen Kirche werden.

Zur Ausführung seiner Gedanken wählte der König, weil ihm die Sache ungemein am Herzen lag und er für dieselbe nur eine ihm ganz passende Persönlichkeit brauchen zu können glaubte, nicht den Gesandten, sondern den Geheimrat Ch. C. Jos. Dr. v. Bunsen,[1]) und sandte denselben in besonderer Mission nach London, um dort für die Ausführung seiner Pläne zu wirken. Aus der unter dem 8. Juni 1841 für denselben ausgestellten Instruktion erfahren wir die ganze Richtung der Ge-

[1]) Siehe Anhang Nr. 3 (A. III).

danken des Königs. Hier heißt es: „Der außerordentliche Gesandte soll in einer ganz vertraulichen Form durch Besprechungen mit dem Erzbischof von Canterbury als dem Primas von England und mit dem Bischof von London als dem unmittelbaren Haupte der einzelnen auswärtigen Gemeinden der englischen Kirche zu ermitteln suchen, in welcher Art die englische Landeskirche, welche sich bereits im Besitz eines Pfarrgebäudes auf dem Berge Zion befindet und daselbst den Bau einer Kirche begonnen hat, geneigt sein dürfte, der evangelischen Landeskirche Preußens eine schwesterliche Stellung im gelobten Lande einzuräumen . . . Das evangelische Christentum im Orient und namentlich im gelobten Lande hat keine Hoffnung auf volle und dauernde Anerkennung und auf segensreiche und bleibende Wirkung und Ausbreitung, wenn sich dasselbe nicht in jenen Gegenden möglichst als eine Einheit darstellt . . . Regierungen und Volk sind dort von je her gewöhnt, diejenigen, welche sie als Glaubensgenossen anerkennen, in ihren geistlichen Angelegenheiten als eine Körperschaft mit gemeinsamer Zucht und Ordnung auftreten zu sehen . . . Wollte nun die evangelische Christenheit diesen gegenüber zugleich als bischöflich-englische, als lutherische . . . u. dgl. auftreten und Anerkennung fordern, so würde die türkische Regierung gewiß Bedenken tragen, diese Anerkennung zu gewähren. Denn eine solche Anerkennung schließt für die Vorsteher der Körperschaften die höchsten politischen Rechte in sich. Ehe nun die Pforte ein solches Ansehen und eine solche Macht auch nur aussichtsweise den verschiedenen evangelischen Gemeinden zu erteilen sich entschließt, wird sie gewiß nach der Zahl und dem Stande ihrer Unterthanen fragen, welche Mitglieder jener Körperschaften sind, und nach den Garantien, welche eine solche Gemeinschaft überhaupt für ihr Bestehen bieten könnte. — Nun aber können alle evangelischen Gemeinschaften zusammen in diesem Augenblicke nirgends mehr als einige vereinzelte Eingeborene aufweisen, die zu ihnen übergetreten sind . . . In ihren Bedenken aber würde

die Pforte ohne Zweifel durch den Einspruch der schon bestehenden religiösen Körperschaften bestärkt werden.

Abgesehen hiervon, in welchem Nachteile müßte bei einer solchen Zersplitterung die evangelische Christenheit den alten Kirchen gegenüberstehen! Was diesen auch an innerem Leben fehlen mag, sie bilden doch eine feste, durch Kirchenzucht, Liturgie und das apostolisch-bischöfliche Ansehen ihrer Sitze zusammengehaltene Masse und wirken durch die Kraft der kirchlichen Einheit noch mehr als durch den Vorteil uralten Besitzes.

Dies sind die politischen Gründe, welche Se. Majestät zu der Überzeugung gebracht haben, daß in dieser Angelegenheit Einheit beim Auftreten die erste und unerläßliche Bedingung des Gelingens für die evangelische Kirche sein muß.

Allein die Überzeugung Sr. Majestät, daß bei der gegenwärtigen Veranlassung die evangelische Kirche als eine Glaubenseinheit auftreten müsse, beruht wesentlich noch auf Gründen höherer Art. Die gegenwärtige, offenbar nicht ohne göttliche Leitung herbeigeführte Gestaltung der türkischen Angelegenheiten und namentlich die politische Stellung Englands und Preußens zu denselben haben der evangelischen Christenheit zum erstenmal die Möglichkeit gegeben, in der Wiege des Christentums und in dem gelobten Lande neben den uralten Kirchen des Morgenlandes und gegenüber der römischen als ebenbürtiges Glied der allgemeinen christlichen Kirche eine ebenbürtige Stellung zu fordern, um dem Evangelium freie Verkündigung, den Bekennern der evangelischen Wahrheit freies Bekenntnis und gleichen Schutz zu sichern. Dieser Augenblick ist ein weltgeschichtlich wichtiger. Nach seiner Beachtung und Benutzung oder Mißachtung und Versäumung wird die evangelische Kirche von der Geschichte und Gott gerichtet werden. Se. Majestät kann nicht zweifeln, daß die evangelische Kirche es sich selbst und ihrem Herrn schuldig sei, in einem solchen Augenblicke, auf einem solchen Schauplatze nicht das Ärgernis ihrer Uneinigkeit und Getrenntheit, sondern

vielmehr das gute Beispiel ihrer Einigkeit im Glauben und ihrer Verbundenheit im Handeln zu geben . . . Sie will ihre Sendung der Welt ankündigen, nicht als ein Werk des Hasses und der Eifersucht, sondern als eine Botschaft des Friedens, der Liebe und der Eintracht . . . Sind nicht schon ihre Missionare wie der Pulsschlag ihres gemeinsamen Lebens so auch das Zeugnis der Schwierigkeit, in solcher Vereinzelung und Getrenntheit und bei solchem Mangel kirchlicher Leitung eine eigentliche Kirche zu gründen, christliche Nationen zu bilden und zu erhalten! Und wo würde dieser innere Schaden trauriger hervortreten als in jenem Lande, bei jener Zusammendrängung aller christlichen Gegensätze, gegenüber den drei Patriarchaten und der Rabbinerkolonie, im Angesicht der Moschee Omars und der Grundmauern des Tempels von Jerusalem? Sollte es also nicht vielmehr im Ratschlusse Gottes liegen, daß sich in den Missionen das Gefühl der inneren Einheit und Verbundenheit aller Glieder der evangelischen Christenheit auf dem Erdkreis entzündete? Sollte insbesondere im gegenwärtigen Augenblick der Liebesgedanke des Herrn der Kirche nicht der sein, daß in dem alten Lande der Verheißung, an der Stätte seines irdischen Wandels nicht nur Israel zur Erkenntnis des Heils geführt werde, sondern auch die einzelnen auf dem ewigen Grunde des Evangeliums und auf dem Felsen des Glaubens an den Sohn des lebendigen Gottes gegründeten evangelischen Kirchen, ihrer Spaltungen vergessend, ihrer Einheit sich erinnern, an der Wiege und an dem Grabe des Erlösers sich die Hand des Friedens und der Einigkeit reichen möchten? . . .

Se. Majestät tragen kein Bedenken in dem Sinne apostolischer Katholizität und in der Erwartung ähnlicher Gesinnung seitens der englischen Kirche Ihre Bereitwilligkeit auszusprechen, in allen Missionsländern, wo ein Bistum dieser Kirche besteht, den Geistlichen und Missionaren Ihrer Landeskirche zu erlauben, sich an dasselbe anzuschließen und sich auch zu diesem Zwecke die

bischöfliche Ordination zu erwerben, welche die englische Kirche für die Zulassung zum Amte fordert . . .

Die englische Kirche ist im heiligen Lande im Besitz einer kirchlichen Stiftung auf dem Berge Zion, und Se. Majestät hält es für die Pflicht aller evangelischen Fürsten und Gemeinschaften, sich an diese Stiftung als den Anfangs- und Mittelpunkt eines gemeinsamen Handelns anzuschließen . . . Es würde so auf die einfachste Weise ein neutraler christlicher Boden gewonnen, der über die Grenzen beschränkender Nationalität hinweggerückt ist, und auf welchem unter Gottes Segen durch gemeinsames Wirken gläubiger Liebe eine fortschreitende Vereinigung der evangelischen Christen mit größerer Leichtigkeit als unter andern Umständen angebahnt werden könnte.

Natürlich kann es aber nicht in der Absicht Sr. Majestät liegen, bei einem solchen Anschluß die Selbständigkeit der Nationalkirche Ihres Landes aufzuopfern oder zu gefährden . . . Jede Landeskirche hat ohne Zweifel wie das Volk, welches ihr angehört, auch einen eigenen Beruf in der großen Ordnung und Entfaltung des Reiches Gottes . . .

Die oben angeregte vertrauliche Besprechung mit der englischen Kirche muß also gleichmäßig von zwei leitenden Grundsätzen beherrscht werden. Der eine ist: möglichste Einheit des Wirkens und Handelns beider Kirchen im türkischen Reiche und besonders im gelobten Lande. Der andere wird sein müssen: Rücksicht auf die Selbständigkeit der evangelisch-deutschen Kirche und auf die Eigentümlichkeit des deutschen Volkes.

Als Anfangspunkt eines gemeinsamen Wirkens sehen des Königs Majestät es an, daß die englische Kirche ein eigenes Bistum in Jerusalem errichte . . .“

Einen besonderen Einblick in die Gedanken und Bestrebungen des Königs lassen noch zwei Briefe desselben an Bunsen aus dieser Zeit thun. Derselbe ging auf die Pläne Friedrich Wilhelms IV. mit großem Eifer ein, war aber für eine gesunde

Ausgestaltung derselben keineswegs der geeignete Mann. Denn während schon dem edlen, christlichen Idealismus des Königs, seinem lebendigen, evangelischen Sinn und seinem freudigen Glauben an die Verheißungen der Schrift das Gegengewicht der praktischen Erkenntnis und Beurteilung der Wirklichkeit fehlte, während er über den Hoffnungen für die Zukunft die herrschenden und treibenden Mächte der Gegenwart übersah, war Bunsen ein noch mehr in Phantasien sich ergehender Mann, ohne doch von der Kraft des Schriftwortes und des Schriftglaubens in ähnlicher Weise wie sein Monarch getragen zu sein. Daher besaß er noch viel weniger als dieser die Fähigkeit, ein kirchliches Werk so zu fundamentieren, daß es von dauerhafter Art sein konnte. Was gesund und echt evangelisch in den Plänen war, die jetzt ausgeführt werden sollten, stammt jedenfalls von dem Könige und nicht von Bunsen her; dieser hingegen hat seinen Fürsten nur in allen Überschwenglichkeiten der Pläne desselben bestärkt. Anzuerkennen ist aber, daß Bunsens große Geschicklichkeit und Geschmeidigkeit die Verhandlungen in England zu dem von dem Könige gewünschten Ziele führte.

Bunsen war der Überzeugung geworden, daß Friedrich Wilhelm IV. noch anderes beabsichtigte, als er bisher ausgesprochen und kund gegeben hatte. Deshalb wollte er den König weiter drängen und zur völligen Entfaltung seiner Pläne veranlassen. Er that dies in Briefen, welche er an den Monarchen richtete. Hierauf antwortete ihm derselbe unter dem 12. August 1841: „Indem ich Ihnen auf das allerinnigste für Ihre unsäglich merkwürdigen und erfreulichen Briefe danke, umarme ich Sie als einen, dessen Worte und Aufträge Gott segnet. Aber lassen Sie uns jetzt behutsam gehen und vermeiden wir sorgfältig alles, was zu einem Staub der Mißgunst oder des Mißverständnisses führen könnte.“ Darauf wünscht der König von einer in Bethlehem zu stiftenden Kirche zu schweigen und noch nicht zu Beiträgen für die Kirche in Jerusalem aufzufordern, ehe

nicht der Ausgang der Verhandlungen Englands in Konstantinopel bekannt sei. Später aber müsse man die Kirche in Jerusalem um der Wahrheit willen eine englische heißen . . . Um Gottes willen und um des Heiles der heiligen Schrift willen: gently!

Bunsens Gedanken gingen allerdings über die des Königs hinaus, und er hatte offenbar mit Bethlehem etwas mehr im Sinne, als er in seinem Briefe andeutete. In seiner Lebensbeschreibung lesen wir S. 195, daß Bunsen, als ihm die erste Kunde von der durch den König geplanten Errichtung eines Jerusalemer Bistums zugegangen sei, gemeint habe, daß sich später um Jerusalem ein Netz von Bistümern bilden müsse. Der erste Bischof könne ein englischer sein, später könne die Wahl wechseln, oder Preußen einen Bischof in Nazareth oder in Bethlehem einsetzen. Er ging eben auf der phantastischen Bahn, wie man dies in seinem Leben nachlesen kann, noch viel weiter als der König, hat aber, wenn die Pläne mißlangen, alle Schuld auf den Monarchen geschoben und sich den Schein retten wollen, daß er viel mehr als dieser auf die Ehre der deutschen Kirche bedacht war. Thatsächlich ist dies nicht im mindesten der Fall gewesen.

Unter dem 26. Aug. 1841 fügte dann Friedrich Wilhelm IV. für Bunsen seiner Denkschrift eine Erläuterung hinzu. „Aus den Worten der Denkschrift könnte man schließen, ich bezweckte durch die vorgeschlagene Gründung der Kirche auf dem Zion 1. die Wiederherstellung des jüdischen Volkes, 2. die Vereinigung der Kirche im katholischen Episkopat. Gott im Himmel weiß, daß solche Hoffnungen mir in tiefinnerster Seele vorschwebten; nachdem ich aber mich gewissenhaft geprüft und mich vor Gott gefragt habe: Hast du wirklich die Zwecke gehabt, die Bunsen dir zuschreibt, habe ich „nein“ antworten müssen.

Meine Absicht war 1. durch Errichtung des Bistums Jerusalem die diplomatischen Bemühungen, um den Evangelischen

im Orient eine anerkannte Existenz zu schaffen, zu krönen, indem der neu anerkannten Kirche das für die Türken unumgängliche, sichtbare Oberhaupt derselben innerhalb der Reichsgrenzen gegeben wird, und sie so in den Augen der Türkei gleichberechtigt und ebenbürtig neben die alten Kirchen des Orients gestellt werden kann; 2. durch Agglomeration einer deutsch-evangelischen Gemeinde, so viel an mir war, das große Ärgernis von Türken, Juden und Christen des Orients zu vermeiden, welches das gleichzeitige Auftreten vieler getrennten protestantischen Kirchen oder Sekten den genannten geben mußte; 3. aber und gewiß hauptsächlich, um mir sagen zu können, ich hätte nichts versäumt zur Stiftung einer Kirche beizutragen, die so liegen wird, daß sie wohl einst das Centrum der Judenchristen und einer großen Vereinigung der evangelischen Bekenntnisse werden dürfte, wenn das im Willen des Herrn liegen sollte, das aber in Geduld und Demut abzuwarten. Die Absicht muß Gottes sein, nicht der Menschen. Die Könige aber müssen trachten, die rechte Zeit zu treffen für die Einrichtungen, die sie dann vor den Herrn hinstellen und warten, ob er sich dazu bekennen wolle, wie es uns ahndet . . . In seligem Erstaunen habe ich erst gesehen, wie der Gedanke für Israel aufgefaßt und in den Plan als Grund und Zweck verwebt ist. Ja, ich sage Ihnen, beim Lesen Ihrer Briefe war ich versucht, mich in den Staub zu werfen vor Gott, so providentiell und ungeahndet schien mir sich alles zu fügen. Das giebt große Freudigkeit und Zerknirschung zugleich. Aus beiden aber entsteht mir unaufhörlich der Ruf: Still, keine Worte!"

Der König hat in diesem Schreiben noch deutlicher als in der Instruktion einen Punkt berührt, welcher für den Charakter des nach seinen Gedanken in Aussicht genommenen Bistums von besonderer Wichtigkeit ist, und der jedenfalls zeigt, welche Hoffnungen sich mit seinen Plänen verbanden. Bei Abeken heißt es denn auch ganz richtig S. 54: „Der eigentliche Charakter des Bistums war wesentlich durch den Zusammenhang mit der schon

bestehenden Missionsgesellschaft zur Bekehrung der Juden bedingt. Diese zur Grundlage des Ganzen zu machen, lag, wie dies die Instruktion zeigt, in dem ursprünglichen Plan des Königs. Der Anfrage der englischen Bischöfe an die Gesellschaft, wozu der Vorschlag des Königs die Veranlassung gab, kam diese auch mit der größten Willigkeit entgegen. Sie erklärte sich bereit, ihre ganze dortige Anstalt unter den Bischof zu stellen, ihn geradeswegs zum Haupt der dortigen Mission zu machen, ihm die Kirche und eine Wohnung im Missionshause zu bauen, seinen Kaplan zum Direktor der von ihr schon lange beabsichtigten Unterrichtsanstalt zu ernennen und als solchen zu besolden, auch außerdem noch zwei Geistliche als Lehrer an der Anstalt und Missionare und einen Arzt mit Gehilfen zu unterhalten. Bei etwaigen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Bischofe und der Gesellschaft beschloß diese, nach dem Vorgange der kirchlichen Missionsgesellschaft die Entscheidung dem Erzbischof von Canterbury und den übrigen Bischöfen zu überlassen. Auf diese Weise war dem Bischofe ein würdiges Verhältnis zu der Gesellschaft gesichert, welcher sich unterzuordnen seine Stellung nicht erlaubt hätte, während doch seine Teilnahme an der Missionsthätigkeit durch die Natur der Dinge geboten war. Denn nicht den einheimischen Christen, auch nicht zuerst den Türken und andern Mohammedanern, unter denen er nicht wirken darf, wenn er nicht die erste Bedingung seiner geistlichen Aufnahme verletzen, ja vernichten will, hat er das Evangelium zu predigen, sondern vor allen den Kindern Israel, deren Bekehrung kein äußeres Hindernis im Wege steht, nnd gegen welche den Christen in Jerusalem die nächste und heiligste Pflicht obliegt."

Allerdings aber tritt es an dieser Stelle besonders deutlich zu Tage, daß auch der König keine wirklich klare Vorstellung von dem, was er beabsichtigte, besaß. Es griffen bei ihm Erwägungen mannigfaltiger Art ineinander, von denen je nach dem Anlaß oder auch nach der augenblicklichen Stimmung bald die

eine, bald die andere in den Vordergrund trat, ohne daß eine derselben zu der wirklich bestimmenden wurde. Um so weniger konnte es bei der Errichtung dieses Bistums durch die Vereinigung Preußens und Englands zu einer einheitlichen, in ihren Zwecken und Zielen klaren Schöpfung kommen. Die Folgezeit hat dies bewiesen.

Waren es allerlei ideale Erwägungen, welche dem Könige den Plan der Errichtung des Bistums eingaben, so wurden aber von dem Monarchen doch auch bestimmte praktische Punkte aufgestellt, über welche eine wirkliche Verhandlung stattfinden konnte. Der König schlug die Errichtung eines Bistums der anglikanischen Kirche in Jerusalem vor, das in allen Stücken ganz die Art der andern Bistümer dieser Kirche tragen solle, und zu dessen Etablierung, Erhaltung und Förderung Preußen nur hilfreiche Hand bieten wollte, wofür demselben einzelne Rechte, die Person des Bischofs betreffend, zugestanden werden sollten. Der König stellte auch, um die finanzielle Vorfrage leichter zu gestalten, sofort für die Fundierung des Bistums ein Kapital von 100 000 Thalern zur Verfügung, dessen Zinsen im Betrage von 4000 Thalern jährlich im voraus gezahlt werden sollten, mit der näheren Bestimmung, daß dies so lange geschehen solle, bis das Kapital in Palästina selbst vorteilhaft angelegt werden könne. Das Kapital aber blieb glücklicherweise in der preußischen Dispositionskasse zu Berlin, was für die Folge von Wichtigkeit geworden ist.

Mit diesem Anerbieten und der Instruktion versehen traf Bunsen am 19. Juni 1841 in London ein und wurde von der Königin wohl aufgenommen. Das gerade jetzt an die Stelle des Ministeriums Lord Melbourne tretende Ministerium Robert Peel ging auf den Plan einer Vereinigung Englands mit der ersten protestantischen Macht auf dem Festlande in Angelegenheiten der evangelischen Kirche des Morgenlandes bereitwillig ein, und ebenso ermutigten der Primas von England, Erzbischof von

Canterbury, D. Howley, der Erzbischof von York, D. Vernon Harcourt und der ebenso begabte als thatkräftige Bischof D. Blomfield von London sowie der damalige Lord Ashley, später Earl of Shaftesbury von der evangelischen Partei der Staatskirche und dessen Freunde das Unternehmen. Jene drei Bischöfe wurden dann, als das Projekt der Errichtung des Bistums zur Ausführung gelangte, vom Könige Friedrich Wilhelm zu Kuratoren des durch ihn gestifteten Kapitals ernannt und Lord Ashley samt vier andern Herren zu Kuratoren des englischen Anteils an dem Kapital zur Ausstattung des Bistums. Denn die von Friedrich Wilhelm gestifteten 100000 Thaler bildeten nur die Hälfte der für die Errichtung des Bistums nötigen Summe, und es galt also noch, die andere Hälfte aufzubringen. Die Londoner Judenmissions-Gesellschaft überreichte hierzu in höchst anerkennenswerter Weise 60000 M. und eröffnete eine Subskription für die Beschaffung der weiteren Mittel, mit der so lange fortgefahren werden sollte, bis der Zweck erreicht wäre. 1882 belief sich dann die in Großbritannien gesammelte und als Kapital angelegte Summe für die Erhaltung des Bistums auf 400000 M. Bestimmt wurde, daß stets die Zinsen des Kapitals an den Bischof ausgezahlt werden sollten. Jedenfalls aber nahm man von vornherein ein Jahreseinkommen von 24000 M. für den Bischof in Aussicht, ein Betrag, welcher bei den ihm obliegenden Verpflichtungen kein hoher war.

Die nun auf Grund der oben angeführten Vorschläge eingeleiteten Unterhandlungen führten schnell zum Ziele, und der Inhalt derselben wurde darauf öffentlich bekannt gemacht. Aus den Publikationen ersieht man, welche Gestalt das Projekt endgültig angenommen hatte. Zunächst ist hier die öffentliche Bekanntmachung von Wichtigkeit, welche der Erzbischof unter dem 9. Dezember 1841 über die inneren Verhältnisse des Bistums in Jerusalem erließ. Er teilt in derselben zuerst kurz die Verhandlungen mit, welche zur Errichtung des Bistums geführt

hatten, ferner die Konsekration Alexanders und die Fundierung des Bistums, dann aber geht er auf die Bedeutung desselben über. Hier hebt er hervor, wie wichtig es sei, daß Briten und Deutsche einen kirchlichen Halt in Jerusalem besäßen, daß die Gegenwart des Bischofs ihnen denselben verleihen, daß aber auch die Arbeit für die Bekehrung der Juden dadurch eine neue Förderung erfahren werde. Im Ferneren geht er ein „auf die Hoffnung, daß dieses Bistum unter Gottes Segen die wesentliche Einheit der Disciplin und Lehre zwischen unserer eigenen und den weniger vollkommen eingerichteten protestantischen Kirchen Europas anbahnen werde, und zwar nicht auf dem Wege Roms, während es das Mittel werden könne, zwischen der Vereinigten Kirche von England und Irland und den alten Kirchen des Orients Freundschaftsverbindungen anzuknüpfen, welche diese gegen die Anmaßungen des päpstlichen Stuhles stärkten und den Weg zu ihrer Reinigung teils von bedenklichen Irrtümern, teils von jenen Unvollkommenheiten vorbereiteten, welche jetzt ihre Wirksamkeit als Zeugen und Vertreterinnen der Wahrheit des Evangeliums wesentlich hinderten. Zu gleicher Zeit wird das Schauspiel einer von jenen Irrtümern und Unvollkommenheiten befreiten, mitten in der heiligen Stadt errichteten Kirche, die den reinen Glauben in der Einheit des Geistes und des Friedens aufrecht erhält, natürlich die Aufmerksamkeit der jüdischen Nation in der ganzen Welt auf sich ziehen und die Anstrengungen; die bisher zu ihrer Bekehrung gemacht worden, gleichsam centralisieren. Es ist fürwahr unmöglich, in den merkwürdigen Ereignissen, welche kürzlich im Orient stattgehabt haben, die Hand der Vorsehung zu verkennen, da sie Christen, und besonders in unserer eigenen Nation, die zur Herbeiführung jener Ereignisse auf so ausgezeichnete Weise mitwirkten, eine Thür zur Förderung des Reiches unseres Heilandes und zur Wiederherstellung des alten Gottesvolkes in sein geistliches Geburtsrecht öffnet.

Während die römische Kirche beständig und gerade in diesem

Augenblicke besonders daran arbeitet, die Mitglieder der evangelischen Kirchen zu verführen und sie unter die Herrschaft des Papstes zu bringen, wobei sie keine Künste und Intriguen spart, vor keiner falschen Darstellung zurückschreckt, Uneinigkeit und Unordnung unter dem übel berichteten Volke stiftet und die Jurisdiktion über dasselbe beansprucht, welche die alten Kirchen des Orients immer so tapfer abgewehrt haben, gründen die zwei größten protestantischen Mächte Europas mitten unter ihnen eine Kirche, deren Bischof den speciellen Auftrag erhalten hat, den geistlichen Rechten und Freiheiten jener Kirchen nicht zu nahe zu treten, sondern sich auf die geistliche Pflege derjenigen zu beschränken, über welche jene Kirchen eine rechtliche Jurisdiktion nicht beanspruchen können, und mit ihnen einen freundschaftlichen, hilfsbereiten Verkehr zu unterhalten, ihnen in dem Werke christlicher Erziehung beizustehen, soweit sie einen derartigen Beistand wünschen, und ihrer Beachtung das Muster einer Kirche darzustellen, die in ihrer Lehre wesentlich schriftgemäß und in ihrer Zucht apostolisch ist, ohne sie jedoch zur Annahme derselben zu zwingen.

Der Bischof der Vereinigten Kirche von England und Irland in Jerusalem soll abwechselnd von der Krone England und Preußen ernannt werden, jedoch so, daß der Erzbischof das absolute Recht des Veto in Beziehung auf die von der preußischen Krone ernannte Person hat. Der Bischof wird unter dem Erzbischof von Canterbury stehen als seinem Metropolitan, bis die lokalen Verhältnisse seines Bistums sich so gestaltet haben, daß es nach der Meinung der Bischöfe der Vereinigten Kirche thunlich ist, ein anderes Verhältnis eintreten zu lassen. Seine geistliche Gerichtsbarkeit wird sich über die anglikanische Geistlichkeit und über die englischen Gemeinden erstrecken sowie über alle, welche sich mit seiner Kirche verbinden und sich unter seine bischöfliche Autorität in Palästina und für jetzt auch in Syrien, Chaldäa, Ägypten und Abessinien stellen möchten. Diese wird gemäß den Gesetzen, Canones und Gebräuchen der Kirche Eng-

lands ausgeübt. Der Bischof hat jedoch die Macht, mit Zustimmung seines Metropolitans besondere Regeln und Anordnungen nach den eigentümlichen Verhältnissen seiner Untergebenen einzuführen. Seine Missionsthätigkeit wird vorzüglich auf die Bekehrung der Juden und auf ihre Erziehung zu nützlichen Beschäftigungen gerichtet sein.

Er wird, soviel an ihm liegt, eine Verbindung christlicher Liebe mit andern Kirchen anknüpfen und aufrecht erhalten, die in Jerusalem vertreten sind, besonders mit der griechisch-orthodoxen Kirche, zugleich aber es sich angelegen sein lassen, sie zu überzeugen, daß die Kirche von England sie weder zu stören noch zu zertrennen oder zu verdrängen sucht, sondern daß sie bereit ist, im Geiste christlicher Liebe ihnen solche Freundschaftsdienste zu erweisen, welche sie anzunehmen gewillt sein möchten.

Unter der bischöflichen Aufsicht wird ein Kollegium in Jerusalem errichtet werden, und der Kaplan des Bischofs wird der Vorsteher dieser Anstalt sein; doch wird der Bischof ermächtigt sein, Drusen und andere Proselyten aus den Heiden in dieselbe aufzunehmen, und wenn die Mittel des Kollegiums ausreichen, können auch orientalische Christen zugelassen werden. Mitglieder des Klerus der griechisch-orthodoxen Kirche werden jedoch nur mit der ausdrücklichen Zustimmung ihrer geistlichen Oberen in die Anstalt aufgenommen werden. Der Religionsunterricht, welcher in derselben erteilt wird, soll mit der Lehre der Vereinigten Kirche von England und Irland aufs strengste übereinstimmen und unter Leitung und Oberaufsicht des Bischofs stehen.

Gemeinden, die aus Protestanten deutscher Zunge bestehen, die in den Grenzen der Gerichtsbarkeit des Bischofs wohnen und geneigt sind, sich ihm zu unterwerfen, werden unter der Seelsorge von deutschen Geistlichen stehen, die er zu diesem Zwecke ordiniert. Sie werden den Gottesdienst in deutscher Sprache verwalten, gemäß den Formen ihrer nationalen Liturgie, die aus den alten Liturgien zusammengetragen ist und in allen Lehrpunkten mit der

Augenblicke besonders daran arbeitet, die Mitglieder der evangelischen Kirchen zu verführen und sie unter die Herrschaft des Papstes zu bringen, wobei sie keine Künste und Intriguen spart, vor keiner falschen Darstellung zurückschreckt, Uneinigkeit und Unordnung unter dem übel berichteten Volke stiftet und die Jurisdiktion über dasselbe beansprucht, welche die alten Kirchen des Orients immer so tapfer abgewehrt haben, gründen die zwei größten protestantischen Mächte Europas mitten unter ihnen eine Kirche, deren Bischof den speciellen Auftrag erhalten hat, den geistlichen Rechten und Freiheiten jener Kirchen nicht zu nahe zu treten, sondern sich auf die geistliche Pflege derjenigen zu beschränken, über welche jene Kirchen eine rechtliche Jurisdiktion nicht beanspruchen können, und mit ihnen einen freundschaftlichen, hilfsbereiten Verkehr zu unterhalten, ihnen in dem Werke christlicher Erziehung beizustehen, soweit sie einen derartigen Beistand wünschen, und ihrer Beachtung das Muster einer Kirche darzustellen, die in ihrer Lehre wesentlich schriftgemäß und in ihrer Zucht apostolisch ist, ohne sie jedoch zur Annahme derselben zu zwingen.

Der Bischof der Vereinigten Kirche von England und Irland in Jerusalem soll abwechselnd von der Krone England und Preußen ernannt werden, jedoch so, daß der Erzbischof das absolute Recht des Veto in Beziehung auf die von der preußischen Krone ernannte Person hat. Der Bischof wird unter dem Erzbischof von Canterbury stehen als seinem Metropolitan, bis die lokalen Verhältnisse seines Bistums sich so gestaltet haben, daß es nach der Meinung der Bischöfe der Vereinigten Kirche thunlich ist, ein anderes Verhältnis eintreten zu lassen. Seine geistliche Gerichtsbarkeit wird sich über die anglikanische Geistlichkeit und über die englischen Gemeinden erstrecken sowie über alle, welche sich mit seiner Kirche verbinden und sich unter seine bischöfliche Autorität in Palästina und für jetzt auch in Syrien, Chaldäa, Ägypten und Abessinien stellen möchten. Diese wird gemäß den Gesetzen, Canones und Gebräuchen der Kirche Eng-

lands ausgeübt. Der Bischof hat jedoch die Macht, mit Zustimmung seines Metropolitans besondere Regeln und Anordnungen nach den eigentümlichen Verhältnissen seiner Untergebenen einzuführen. Seine Missionsthätigkeit wird vorzüglich auf die Bekehrung der Juden und auf ihre Erziehung zu nützlichen Beschäftigungen gerichtet sein.

Er wird, soviel an ihm liegt, eine Verbindung christlicher Liebe mit andern Kirchen anknüpfen und aufrecht erhalten, die in Jerusalem vertreten sind, besonders mit der griechisch-orthodoxen Kirche, zugleich aber es sich angelegen sein lassen, sie zu überzeugen, daß die Kirche von England sie weder zu stören noch zu zertrennen oder zu verdrängen sucht, sondern daß sie bereit ist, im Geiste christlicher Liebe ihnen solche Freundschaftsdienste zu erweisen, welche sie anzunehmen gewillt sein möchten.

Unter der bischöflichen Aufsicht wird ein Kollegium in Jerusalem errichtet werden, und der Kaplan des Bischofs wird der Vorsteher dieser Anstalt sein; doch wird der Bischof ermächtigt sein, Drusen und andere Proselyten aus den Heiden in dieselbe aufzunehmen, und wenn die Mittel des Kollegiums ausreichen, können auch orientalische Christen zugelassen werden. Mitglieder des Klerus der griechisch-orthodoxen Kirche werden jedoch nur mit der ausdrücklichen Zustimmung ihrer geistlichen Oberen in die Anstalt aufgenommen werden. Der Religionsunterricht, welcher in derselben erteilt wird, soll mit der Lehre der Vereinigten Kirche von England und Irland aufs strengste übereinstimmen und unter Leitung und Oberaufsicht des Bischofs stehen.

Gemeinden, die aus Protestanten deutscher Zunge bestehen, die in den Grenzen der Gerichtsbarkeit des Bischofs wohnen und geneigt sind, sich ihm zu unterwerfen, werden unter der Seelsorge von deutschen Geistlichen stehen, die er zu diesem Zwecke ordiniert. Sie werden den Gottesdienst in deutscher Sprache verwalten, gemäß den Formen ihrer nationalen Liturgie, die aus den alten Liturgien zusammengetragen ist und in allen Lehrpunkten mit der

Liturgie der englischen Kirche übereinstimmt und von dem Bischof mit Zustimmung des Metropolitans für den besonderen Gebrauch jener Gemeinden genehmigt worden ist. Um von dieser Liturgie in deutscher Sprache Gebrauch zu machen, sollen nur Deutsche, die zur Pflege solcher Gemeinden bestimmt sind, nach dem Ritual der englischen Kirche ordiniert werden und die Artikel dieser Kirche unterschreiben. Damit sie aber von den Gesetzen Deutschlands nicht als unfähig zur Amtsverwaltung in deutschen Gemeinden erachtet werden, müssen sie vor ihrer Ordination dem Bischof ein Zeugnis vorweisen, daß sie vor der kompetenten Behörde das Augsburgische Glaubensbekenntnis unterschrieben haben. Der Ritus der Konfirmation soll vom Bischof an den Katechumenen der deutschen Gemeinden nach der in der englischen Kirche üblichen Form vollzogen werden."

Was hier der Erzbischof über das Verhältnis der deutschen Gemeinden in dem Jerusalemer Bistum in England bekannt gegeben hatte, teilte er in einem Schreiben vom 18. Juni 1842 dem König von Preußen mit. Friedrich Wilhelm IV. übersandte das Schreiben dem Minister der geistlichen Angelegenheiten unter dem 28. Juni 1842 und fügte demselben folgendes hinzu: „Sie werden daraus entnehmen, daß der genannte Prälat den Gemeinden des deutsch-protestantischen Bekenntnisses in Palästina den Schutz und die oberhirtliche Fürsorge des englischen Bischofs von Jerusalem zusichert, ohne andere Bedingungen zu machen als solche, welche die Ausübung dieses Schutzes selbst erfordert. Eine Veröffentlichung dieser Vorschläge wird am geeignetsten sein, die Mißverständnisse Wohlmeinender zu beseitigen und die Verdrehungen und Verleumdungen Böswilliger unschädlich zu machen. Wenn sich auch zur Zeit noch keine deutschredenden Gemeinden in Palästina befinden, sondern die Bildung derselben unter dem Einfluß der sie begünstigenden Umstände erst noch erwartet werden muß, so werden doch schon jetzt Kandidaten der deutsch-protestantischen Kirche, welche das wachsende Interesse an dem

Werke der Mission zur Bekehrung der Juden nach Palästina führt, es für wünschenswert halten, von den in dem Schreiben des Erzbischofs von Canterbury enthaltenen Anerbietungen Gebrauch zu machen, mittelst des dort angebotenen Schutzes und der Fürsorge des Bischofs der Vereinigten Kirche von England und Irland in Jerusalem ihrer Wirksamkeit eine freiere Bahn und einen segensreichen Erfolg zu bereiten. Ich bin gern bereit, Kandidaten dieser Art, wenn sie von ihren Behörden geprüft und als tauglich erachtet worden sind, insbesondere aber ihr Gegründetsein in dem evangelischen Glauben nach dem Lehrbegriff der Augsburgischen Konfession zuvor nachgewiesen haben, in angemessener Weise zu unterstützen, und trage Ihnen auf, mir dergleichen zu bezeichnen."

Endlich ist noch das in griechischer Sprache verfaßte Empfehlungsschreiben von Wichtigkeit, welches der Erzbischof von Canterbury dem Bischof Alexander zur Überreichung an den griechischen Patriarchen und die orientalischen Bischöfe in Jerusalem mitgab:

„Unsern hochwürdigsten Brüdern in Christo, den Prälaten und Bischöfen der alten und apostolischen Kirchen in Syrien und den anliegenden Ländern unsern Gruß in dem Herrn.

Wir William, durch die Gnade Gottes Erzbischof von Canterbury, Primas von ganz England und Metropolitan, empfehlen auf das angelegentlichste Unsern Bruder, den hochwürdigen M. S. Alexander, Doktor der Theologie, den Wir, seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit wohl versichert, zum Amt eines Bischofs der Vereinigten Kirche von England und Irland geweiht haben, nach den Gebräuchen unserer heiligen und apostolischen Kirche, und den Wir nach erfolgter Zustimmung Unserer Souveränin, der Königin, nun nach Jerusalem gesandt haben, mit der Macht, geistliche Gerichtsbarkeit über die Gemeinden unserer Kirche auszuüben, welche jetzt oder später in den oben erwähnten Ländern errichtet werden. Aber um jedes Mißver-

ständnis Unseres Vorhabens zu verhindern, halten Wir es für recht, Ihnen bekannt zu machen, daß Wir obengenanntem Bischof, Unserm Bruder, untersagt haben, sich auf irgend eine Weise in die Gerichtsbarkeit der Bischöfe oder geistlichen Würdenträger, welche die Herrschaft über die Kirchen des Orients ausüben, zu mischen, sondern ihnen die schuldige Achtung und Ehre zu erweisen und bereit zu sein, bei allen Gelegenheiten und mit allen in seiner Macht stehenden Mitteln ein gegenseitiges Verhältnis der Achtung, Höflichkeit und Freundschaft herbeizuführen. Wir haben guten Grund zu glauben, daß Unser Bruder willens ist und im Gewissen sich für verpflichtet halten wird, dieser Unserer Weisung zu folgen, und bitten Sie im Namen unseres Herrn Jesu Christi, ihn als einen Bruder aufzunehmen, und ihm, soviel sich die Gelegenheit dazu bietet, mit Ihren guten Diensten beizustehen.

Wir sind dessen gewiß, daß Ew. Heiligkeit diese Empfehlung als ein Zeichen Unserer Achtung und Zuneigung und Unseres herzlichen Wunsches, den freundschaftlichen Verkehr mit den alten Kirchen des Ostens zu erneuern, aufnehmen werden, einen Verkehr, der so lange Zeit unterbrochen worden ist und der nun wiederhergestellt unter Gottes Segen die Wirkung haben wird, der Zertrennung ein Ende zu machen, welche der Kirche Christi das traurigste Unheil bereitet hat. In dieser Hoffnung und mit dem Gefühl der höchsten Achtung vor Ew. Heiligkeit haben Wir Unser erzbischöfliches Siegel diesem Briefe zugefügt, der mit Unserer eigenen Hand im Lambeth Palast geschrieben ist am 23. Tage des November im Jahre unseres Herrn 1841."

In diesen Dokumenten tritt uns als das treibende Element der ganzen Angelegenheit der König von Preußen entgegen. Dieselben legen aber auch, und das will zuvörderst hervorgehoben sein, ein Zeugnis für den wahrhaften großen Sinn Friedrich Wilhelms IV. ab. Wenige Monarchen haben ihre Aufgabe als christliche Fürsten so hoch aufgefaßt, wenige ein solches Maß

evangelischer Weitherzigkeit an den Tag gelegt, wenige die Pflicht und Aufgabe der evangelischen Kirche in dem Ganzen des Reiches Gottes so tief gefühlt, wenige einen so lebendigen Missionssinn gezeigt. Noch kleiner ist die Zahl der Männer, welche an so hervorragender Stelle die Bedeutung der Judenmission und des Volkes Israel für die weitere Entfaltung des Werkes Gottes auf Erden so deutlich erkannt haben. Bei dieser Gelegenheit trat es besonders klar zu Tage, daß sich dieser Fürst Licht und Rat für alle fernere Gestaltung des Lebens der Völker und der Kirche allein bei der heiligen Schrift holen wollte. Ebenso bemerkenswert ist es auch, mit wie scharfem Auge er in diesem Falle die Wichtigkeit des Augenblicks für die Sache des Reiches Gottes erkannte, und mit wie rascher Entschlossenheit er denselben benutzte. Er hat auch an der rechten Stelle eingesetzt; denn nur in Verbindung mit England konnte es gelingen, die Stätte zuzubereiten, auf welcher die evangelische Kirche des Morgenlandes eingepflanzt werden sollte. Ebenso wird man nicht leugnen können, daß bei der damaligen Lage der Verhältnisse ein durch die beiden Mächte England und Preußen errichtetes Bistum wohl geeignet war, das evangelische Christentum im Orient einzubürgern. Denn ganz richtig erkannte der König, daß die evangelische Kirche erst dann ein Faktor im geistlichen Leben jener Länder werden konnte, wenn sie unter den Mohammedanern ebenso wie die übrigen Kirchen durch eine starke politische Macht geschützt war. Das war aber in der That am ehesten der Fall, wenn England und Preußen gemeinsam hinter derselben standen. Auch die persönliche Spitze eines Bischofs verlieh wenigstens für die erste Zeit ihrer Gründung der evangelischen Kirche in jenen Gegenden ein höheres Ansehen, und unter einer solchen Ordnung konnte es den beiden Kirchen wohl gelingen, Fuß im Orient zu fassen. Für den Anfang des evangelischen Werkes daselbst war also die Errichtung des Bistums in Jerusalem ein wohlbegründeter Schritt.

Ob dagegen dasselbe auch in der Folgezeit den erhofften Gewinn bringen und insbesondere die von Friedrich Wilhem IV. vorausgesetzte engere Verbindung der beiden Kirchen herbeiführen würde, war eine andere Frage. Der preußische König war der Überzeugung, daß gerade unter der Form eines durch Preußen unterstützten anglikanischen Bistums das evangelische Christentum in steigendem Maße zu einer Lebensmacht im Orient heranwachsen würde. Darin hat er sich geirrt, und das ist geschehen, weil er bei seinem glühenden Herzen die Dinge übersah, welche der Erfüllung seiner Hoffnungen entgegenstanden und die dann doch allem eine von den königlichen Gedanken völlig abweichende Gestalt und Art aufgeprägt haben.

Denn eine schwesterliche Stellung, wie sie Friedrich Wilhelm erhoffte, hat die preußische Kirche neben der anglikanischen in Jerusalem nie eingenommen, und sie konnte es auch nach dem Abkommen nicht, das in London getroffen war. Der König aber hatte dafür gar keinen Blick und keine Empfindung. Preußen trat von Anfang an ja völlig in den Hintergrund. Der Bischof beider Kirchen mußte in jedem Falle Glied der englischen Staatskirche sein, und selbst gegen den von Preußen vorgeschlagenen Anglikaner konnte der Erzbischof sein Veto einlegen. Das Bistum war einfach und ausschließlich ein englisches Bistum, und im Sprengel desselben galten nur die englischen Gesetze. Streitig ist die Frage, ob von den deutschen Geistlichen, die sich dem Bischof unterstellten, auch die Unterzeichnung der 39 Artikel der englischen Kirche gefordert werden konnte. Nach dem erzbischöflichen Schreiben steht die Sache so; nach dem Bericht Abekens dagegen wären unter den vom Erzbischof genannten „Artikeln der Kirche von England“ in diesem Falle nur die drei alten kirchlichen Bekenntnisse zu verstehen. Den preußischen Behörden habe es dann freigestanden, ihrerseits die deutschen Geistlichen auf das Augsburgische Glaubensbekenntnis zu verpflichten. Bunsen betont noch besonders, daß bei den Verhandlungen von einer

Reordination bereits ordinierter deutscher Geistlichen nicht die Rede gewesen sei, und thatsächlich kam auch eine solche nicht in Frage. Aber der Ausweg, welchen man wählte, war der für Preußen denkbar ungünstigste. Man kam nämlich damals überein, daß kein Ordinierter von Preußen nach Palästina gesandt werden sollte, so daß damit freilich die Frage gegenstandslos wurde; thatsächlich und im Princip behielt mithin auch hier die anglikanische Kirche die Oberhand. Bei der Konfirmation wurde dem Bischofe der letzte abschließende Akt der Handauflegung vorbehalten; erst durch diese aber wurde die Handlung überhaupt gültig, und wieder behielt so die englische Kirche das Feld. Man hat sich glücklicherweise in Preußen später an dieses Abkommen praktisch nicht gekehrt, sondern preußisch ordinierte Geistliche nach dem Orient gesandt, und diese haben sich nicht offiziell unter den Bischof gestellt, sondern sind mit ihm nur in freundliche Verbindung getreten. Der nach Alexander zunächst in Betracht kommende Bischof Gobat aber hat bei seiner evangelischen Gesinnung die Dinge ruhig ihren Gang gehen lassen.

Nach den ursprünglichen Abmachungen blieb, wie jeder Blick auf dieselben es zeigt, für eine Selbständigkeit der preußischen Kirche im Jerusalemer Bistum sehr wenig Raum. Man wird sagen, daß die englische Kirche auf die Vorschläge des Königs nicht eingegangen wäre, wenn derselbe von vornherein vollständige Gleichstellung in den hauptsächlichsten Punkten als unerläßliche Bedingung aufgestellt hätte. Aber es wäre die Sache der Engländer gewesen, ihre Forderungen und Bedingungen zu nennen, und man empfindet es schmerzlich, daß vielmehr der König in dem von ihm selbst ausgehenden Vorschlage von vornherein Anerbietungen gemacht hat, welche für die eigene Kirche nur eine untergeordnete Stellung begehrten, so daß die Engländer gar nicht in den Fall kamen, der preußischen Kirche eine würdigere Stellung zu gewähren. Friedrich Wilhelm, Bunsen und einige kirchliche Kreise hatten für das Unwürdige der Lage, in welche

sich Preußen hier begab, gar kein Gefühl, und das hat in Deutschland vielfach gerechten Anstoß gegeben. Wohl hat man hier der Einführung der evangelischen Kirche in den Orient eine herzliche und freudige Teilnahme entgegengebracht und dieselbe ihm fort und fort in einem gewissen Grade auch erhalten; aber gegen das Bistum in der zwischen den beiden Mächten vereinbarten Gestalt herrschte von Anfang an zumeist eine kühle Stimmung, und fast nur in den der königlichen Politik besonders befreundeten kirchlichen Kreisen fand dasselbe seine Fürsprecher. Sehr energisch traten gegen dasselbe die Theologen Schneckenburger und Hundeshagen auf (A. III). Sie suchten aus der ganzen Art der englischen Reformation den Beweis zu führen, daß es zu einer Einigung zwischen der englischen und deutschen Reformation nicht kommen könne. Besonders waren sie gegen ein evangelisches Episkopat eingenommen, und das Gute, welches die englische Kirche unter der Leitung desselben genossen hat, verkannten sie völlig. Den energischsten Widerspruch aber erhoben sie dagegen, daß, wie es in dem offiziellen Aktenstück des Erzbischofs von Canterbury hieß, die deutsche Kirche weniger vollkommen eingerichtet wäre. Jedenfalls sprachen diese beiden Theologen einige der am schwersten wiegenden Bedenken aus, welche innerhalb der deutsch-evangelischen Kirche der Schöpfung des Bistums entgegenstanden; dagegen verkannten sie es durchaus, daß in dem deutsch-evangelischen Volke ein evangelisches Werk im Orient, wie es nunmehr beginnen sollte, mit Freuden begrüßt wurde.

Doch selbst in England waren damals schon genug Elemente vorhanden, welche ein derartiges Bistum mit ungünstigen Augen ansahen. Sie betrachteten die deutschen Kirchen als tief unter ihnen stehende, mit denen man daher auch in keinerlei Verbindung treten dürfe, während es höchst heilsam sein würde, mit den alten orientalischen Kirchen in ein näheres Verhältnis zu treten. Der Führer der ritualistischen Partei, Rev. E. B. Pusey, hat bereits im folgenden Jahre 1842 an den Erzbischof einen Brief ge-

richtet, welcher einen Protest gegen die Errichtung des Jerusalemer Bistums enthielt (A. III). Aus seinem Lager erging auch der „Protest wider Eingriffe in die Rechte der griechischen Kirche sowie gegen die Verbindung mit lutherischen und calvinischen Ketzereien, welche sich mit der Kirche nicht ausgesöhnt haben.“ Ja, in diesen Kreisen galt die Erwählung eines gemeinsamen protestantischen Bischofs geradeswegs als ein kaum zu sühnendes Verbrechen. Für den bekannten Ritualisten und späteren Konvertiten Newman bildete dieses Bistum einen besonderen Stein des Anstoßes. Wohl behandelte er dasselbe zu Zeiten sehr geringschätzig und äußerte einmal: „Ich hörte niemals weder von etwas Gutem noch von einem Schaden, den es gestiftet hätte.“ Und in ähnlicher Weise begrüßte die Times das Jerusalemer Bistum „als eine Einrichtung für die Bequemlichkeit hilfloser englischer Reisenden, welche auf diese Weise in Jerusalem einen Fleck finden, wo sie sich zu Hause fühlen und um Schutz bitten können, ohne dafür teuer bezahlen zu müssen.“ Aber solchen Äußerungen steht dann wieder entgegen, wenn Newman in der Apologia pro vita sua erklärt, daß ihn die Errichtung des Jerusalemer Bistums in hervorragendem Maße veranlaßt habe, sich von der anglikanischen Kirche zu trennen und zu der römischen überzugehen, in welcher er ja hernach bis zur Kardinalswürde emporstieg. „Ein solches Bistum“, schrieb er, „schloß jede Sympathie und jedes gemeinschaftliche Zusammengehen mit der Kirche Roms aus.“ Newman ging noch weiter als viele seiner Anhänger, indem er bei dieser Gelegenheit nicht bloß gegen das Buhlen mit dem protestantischen Preußen, sondern auch „mit den Ketzereien der Orientalen“ eiferte. Für ihn war die Errichtung des Jerusalemer Bistums „der dritte Schlag, der endlich seinen Glauben an die anglikanische Kirche erschütterte und ihn an den Anfang des Endes brachte.“ So ist denn in der That die Herstellung dieses Bistums für England von den wichtigsten kirchlichen Folgen geworden.

Dem Widerstande gegenüber, welchen die ritualistische Partei dem englisch-preußischen Unternehmen entgegenbrachte, lassen alle Schriften und öffentlichen Erlasse des damaligen Erzbischofs von Canterbury und der offiziellen Kirche von England, bei entschiedener Betonung und Geltendmachung des eigenen kirchlichen Standpunktes und bei sehr stolzer, auch ein wenig pharisäisch angehauchter Hervorhebung der Vorzüge der eigenen Kirche vor den andern evangelischen Kirchen dennoch eine entschieden protestantische Gesinnung und ein Streben nach Verbindung mit andern evangelischen Kirchen erkennen.

Ein protestantischer Hauch ging damals noch durch die englische Kirche, das trat auch noch in anderer Weise zu Tage, und in weiten Schichten des anglikanischen Kirchentums hat man es damals empfunden, daß sich mit der Errichtung des Jerusalemer Bistums etwas angebahnt hatte, das für die Kirche Gottes von großer und segensreicher Bedeutung werden konnte. Freilich recht verschiedenartig äußerte sich dieses Gefühl. Als Friedrich Wilhelm IV. 1842 England besuchte, erbat sich bei ihm eine Deputation der Londoner Judenmissions-Gesellschaft Audienz, die auch am 2. Februar stattfand. Im Namen der Gesellschaft waren ihr Präsident Sir Th. Baring, Lord Ashley, Lord Bexley und eine große Zahl Mitglieder erschienen. Der Präsident sprach seine Freude darüber aus, daß es ihnen den König zu sehen vergönnt wäre, und betonten dann „die Aussicht auf eine tiefe und dauernde Allianz, gegründet auf die verwandten Wahrheiten und die verwandten Bestrebungen, die unter Gottes Leitung nun ihre Macht in dem Lande von Wiclef und dem von Luther beweisen würden . . . Aber,“ so fuhr er in sehr überschwenglicher Weise fort, „es hat auch Gott gefallen, in das Herz Ew. Majestät den Gedanken an den Schutz und den Frieden für alle Völker zu senken, Sie wie Cyrus für die Erfüllung der Prophezeiungen zu erwecken und Sie unter den Königen der Erde zu einem Vorbilde jenes hohen und christlichen

Geistes zu machen, der seine Freude daran hat, alles, was Gott an Reichtum, Stellung und Macht gegeben hat, zur Verteidigung und zum Trost der Unterdrückten und Verlassenen zu gebrauchen."

„Aber wir nahen uns auch als Glieder jenes reinen und apostolischen Zweiges der Kirche Christi, welche in diesem Reiche besteht, um Ihnen unsere Bewunderung für den katholischen (allgemein christlichen) Eifer und das Verständnis der Schrift auszusprechen, die Ew. Majestät in der Fassung und Ausführung des Planes der Errichtung eines protestantischen Bistums in der heiligen Stadt an den Tag gelegt haben. Wir rühmen und preisen den allmächtigen Gott, der Ew. Majestät ein so edles Verlangen in das Herz gegeben und dasselbe dann so schnell zu einem erfreulichen Ausgange gebracht hat. Wir begrüßen in demselben den Anfang einer neuen Ära; wir begrüßen in demselben die Aufrichtung politischer Beziehungen auf dem Felsen der Religion sowie eines christlichen Verkehrs und der Sympathie mit unsern Schwesterkirchen zu einer katholischen (allgemeinen) Union neben nationaler Unabhängigkeit durch das protestantische Europa hin, während die Darstellung einer milden und ursprünglichen Einfachheit in Lehre und Zucht die Christen des Ostens unter Gottes Segen reizen kann, daß sie ob dem Glauben kämpfen, der einmal den Heiligen vorgegeben ist (Judä V. 3)."

Gleichzeitig überreichte der Präsident dem Könige eine im Operative der Gesellschaft von jüdischen Bekehrten eingebundene Bibel Alten und Neuen Testaments, ein Exemplar der Liturgie im Hebräischen und die Psalmen hebräisch und deutsch, hebräisch und holländisch. Der König dankte herzlichst, aber mit nüchternen Worten und versprach seine besondere Förderung der Judenmission.

An demselben Tage überreichten dem Könige der Bischof von London, der Dekan und das Kapitel von St. Paul und die Geistlichkeit von London und Westminster sowie die Professoren

vom King's College Adressen, die im Unterschiede von den Kundgebungen der Judenmissionskreise mehr den specifisch anglikanischen Geist atmeten. Dieselben dankten dem Könige an erster Stelle für seine Bemühungen um die Ausbreitung der Kirche von England und erbaten dann erst für ihn den Segen von dem großen Haupte der allgemeinen Kirche. Der König hingegen hob in seiner Entgegnung hervor, er sei dankbar, daß sein Plan von den Prälaten der englischen Kirche mit einem erleuchteten christlichen Eifer und christlicher Freiheit des Geistes aufgenommen worden sei.

In solchen Kundgebungen äußerte sich dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gegenüber die Zustimmung zu dem von ihm veranlaßten Schritte. Er nahm dieselben als gewisse Unterpfänder einer weiteren glücklichen Entwicklung der Unionsgedanken an, welche ihn an eine engere Verbindung mit der englischen Kirche in der Zukunft glauben ließen. Thatsächlich und in der Wirklichkeit dagegen wurde die protestantische Richtung in der anglikanischen Kirche immer mehr zurückgedrängt, und schon damals fing die ritualistische Partei, welche es für eine Schmach hält, die anglikanische Kirche für eine protestantische anzusehen, immer entschlossener zum Angriff vorzugehen an. Die offizielle Kirche aber sah sich bereits auf diese Partei ernste Rücksicht zu nehmen genötigt. Daher auch das Anschreiben an die Würdenträger der orientalischen Kirchen und das Bestreben, dieselben ganz unberührt zu lassen. Der evangelische Missionscharakter des neuen Bistums wurde hierdurch von vornherein beeinträchtigt, und gegen den evangelischen Bischof konnte, wie dies auch hernach wiederholt geschehen ist, Klage erhoben werden, wenn er unter den Gliedern der erstorbenen morgenländischen Kirchen neues Leben zu wecken suchte oder sie in die Gemeinschaft der eigenen Kirche aufnahm. In Wahrheit aber gehörte es recht eigentlich zu der Aufgabe der evangelischen Kirche, Leben auf den dürren Gefilden jener Kirchen zu wecken, und unmöglich konnte sich dieselbe, wenn sie

an ihren göttlichen Beruf dachte, an der Arbeit unter den Ihrigen oder unter den Juden genügen lassen. That sie dies, dann sprach sie sich selbst nur das Urteil und verdammte ihre eigene Entstehungsgeschichte.

Friedrich Wilhelm IV. hatte zwar auch da und dort ähnliche Äußerungen über die Stellung der evangelischen Kirche zu den Kirchen des Morgenlandes gethan, aber nie den deutschen Geistlichen eine Stellung, wie dieselbe den anglikanischen offiziell vorgeschrieben wurde, zur Pflicht gemacht. Der von ihm hernach eifrig geförderte Jerusalemverein ging vielmehr ganz entschieden auf die Stiftung einer eingeborenen evangelischen Kirche, die ihre Glieder aus den alten Kirchen sammeln wollte, aus. Die Gedanken des Königs gingen eben in ganz andern Bahnen einher, als die der anglikanischen Kirchenkreise, welche durch ihre heimatlichen Verhältnisse bestimmt und eingeengt wurden. Sein Sinn stand auf eine geistliche Erneuerung des ganzen Orients. Diese sollte durch die Einführung der evangelischen Kirche in das Morgenland geschehen, und er hielt die Errichtung des Jerusalemer Bistums für das geeignetste Mittel, um dieselbe in das Werk zu setzen.

Für die erste Anpflanzung und für die Möglichkeit eines Anwachsens der evangelischen Kirche im Orient ist aber thatsächlich auch die Errichtung dieses Bistums von hervorragendster Bedeutung geworden, und hierbei ist das Walten Gottes in der sichtbarsten Weise zu Tage getreten. Der König nahm dasselbe mit frohem, anbetendem Herzen wahr. Er hatte darin recht, daß er es als eine besondere göttliche Fügung ansah, als die Verhandlungen mit England, welche ein gemeinsames evangelisches Werk im Orient ins Leben rufen sollten, binnen wenigen Monaten zum Ziele führten. Nicht viele Jahre später wäre es zu einem solchen nicht gekommen, weil das unevangelische Wesen in der Kirche von England bald darauf eine solche Macht erlangt hat, daß diese Kirche ihre Hand zur Einführung des Protestan-

tismus in Gebieten der östlichen Kirchen nicht mehr geboten hätte. Jetzt hingegen zeigten sich gerade die ersten Würdenträger der Kirche von England dem Plane durchaus geneigt und förderten ihn, soweit es in ihrer Macht lag, mit allem Nachdruck. Eben dasselbe thaten auch die leitenden britischen Staatsmänner, und das Parlament nahm den Gesetzentwurf der Errichtung des Bistums sofort an. Der Minister Lord Palmerstone aber hatte sich nicht bloß sogleich im Sommer 1841 bereit erklärt, auf die durch Bunsen unterbreiteten Vorschläge des Königs Friedrich Wilhelm IV. einzugehen, sondern auch bei der Pforte hinsichtlich der protestantischen Interessen im türkischen Reiche und besonders im heiligen Lande alsbald vorstellig zu werden. Die Pforte versprach darauf, ohne daß längere Verhandlungen hierzu nötig waren, der Erbauung einer protestantischen Kirche auf dem Berge Zion in Jerusalem nicht länger im Wege zu stehen. Noch mehr, bereits im November desselben Jahres konnte der preußische Minister der geistlichen Angelegenheiten die Mitteilung machen, daß es den beiden vereinigten Mächten gelungen sei, „der evangelischen Kirche für alle Zeiten dieselbe gesetzliche Anerkennung in der Türkei zu verschaffen, deren sich die griechischen und lateinischen Kirchen in jenen Gegenden zu erfreuen haben. Mit einer solchen Anerkennung kirchlicher Selbständigkeit sind aber in der Türkei die wichtigsten politischen Rechte verbunden, deren Mangel die evangelischen Christen bisher einer drückenden Willkür seitens der türkischen Lokalbehörden preisgegeben haben." Durch diesen diplomatischen Erfolg der beiden Mächte am Hofe des Sultans aber war für die evangelische Kirche erst die Möglichkeit geschaffen, in jene Gebiete arbeitend und wirkend einzutreten.

Geradeswegs unerhört schnell waren diesmal bei der Pforte Erfolge errungen, wie solche sonst oft nach jahrelangem Ringen nicht zu erreichen waren, und das evangelische Eingreifen war offenbar zu einer Stunde geschehen, welche die Stunde Gottes war. Der lebhaft fühlende König Friedrich Wilhelm IV. hat alles dies in

einer sein Herz tief ergreifenden Weise empfunden, und die Zukunft wird es noch einmal beweisen, daß er eine Saat gesäet hat, deren Früchte nicht zu ermessen sind.

2. Der bischöfliche Sprengel.

Die Licenz, welche die Königin für die Weihe des Bischofs unter dem 6. November 1841 erteilte, bestimmte als Gebiet seines Sprengels Syrien, Chaldäa, Ägypten und Abessinien. 1844 gab die Londoner Judenmissionsgesellschaft eine Karte heraus, welche diese bischöfliche Diöcese darstellt.

Unter Chaldäa scheint das türkische Herrschaftsgebiet in den Euphratgegenden verstanden zu sein, das von Mohammedanern, orientalischen Christen und Juden bewohnt ist, ebenso wie Ägypten von arabischen Mohammedanern, Juden und koptischen Christen, welche letzteren etwa 200000 Seelen betragen mochten; und Abessinien, wo monophysitische Christen, eingeborene dunkelfarbige Juden, Falascha genannt, etwa 250000 an Zahl, Mohammedaner und Heiden wohnen.

Unter Syrien aber, welches den wichtigsten Teil des Sprengels bildet und naturgemäß die Hauptsorge des Bischofs erfährt, wurden damals die Gegenden zwischen den Gebirgen von Kleinasien und den Grenzen von Ägypten verstanden, oder die fünf türkischen Paschaliks Aleppo, Tripolis, Damaskus, Acre und Palästina.

Juden wohnten in Damaskus, Smyrna, Beyrut und im heiligen Lande zu Jerusalem, Hebron, Tiberias, Safed, Jaffa und sonst zerstreut; ihre Zahl betrug in Jerusalem etwa 3000; in Palästina überhaupt nur wenige Tausende. Die Jerusalemer Juden waren aus aller Welt zusammengekommen, um hier ihr Leben zu beschließen, und zumeist nicht Landeskinder.

Was alsdann die religiösen Zustände unter den Christen Syriens betrifft, so hat der bekannte amerikanische Geograph

und Reisende Dr. Robinson über dieselben in seinen Biblical Researches in Palestine 1838 eingehend berichtet (A. III). Die Mitteilungen desselben sind um so bedeutsamer, als sie uns in den Stand setzen, mit dem Damals die Gegenwart zu vergleichen und die wichtigen Wandlungen zu erkennen, welche seitdem im Orient vorgegangen sind. Robinson schreibt:

„Die christliche Bevölkerung von Syrien und Palästina beträgt nach den besten und sorgfältigsten Schätzungen zwischen 400 000 und 500 000 Seelen. Sie teilt sich in 8 Kirchengemeinschaften: Griechen, griechische Katholiken, Maroniten, Syrer oder Jakobiten, syrische Katholiken, Armenier, armenische Katholiken und Lateiner (römische Katholiken).

Die zahlreichsten sind die **Griechen.** Sie führen diesen Namen in Syrien nur, weil sie den griechischen Glauben bekennen und sich zur griechischen Kirche halten; aber sie gehören weder durch ihre Sprache noch durch ihre nationale Verwandtschaft dem griechischen Volke an. Sie sind Araber, wie die andern Araber des Landes; auch giebt es keine Beweise dafür, daß sie syrischen Ursprunges wären, mit Ausnahme der in Malula und dessen Nachbarschaft auf dem Antilibanon nördlich von Damaskus wohnenden. In dieser Gegend ersieht man aus dem dort jetzt gesprochenen Dialekt, sowie auch aus den alten, jetzt freilich schon lange außer Gebrauch gekommenen Kirchenbüchern, daß die Bewohner ursprünglich syrischer Herkunft sind. Mit dieser Ausnahme ist die Sprache der griechischen Christen Syriens, sowohl die gesprochene als die in ihren Kirchen gebräuchliche, die arabische.

Das gesprochene Arabisch unterscheidet sich so wenig von der Büchersprache, daß alle in einem deutlichen Stile geschriebenen Bücher dem gemeinen Volke verständlich sind. Hieraus sieht man, daß diese Christen den großen Vorteil genießen, daß ihr Gottesdienst in einer ihnen verständlichen Sprache gehalten wird — ein den Anhängern derselben Kirche, welche Griechisch sprechen,

und ebenso jeder andern christlichen Sekte im westlichen Asien versagter Vorteil, mit Ausnahme ihrer Landsleute und verwandten Glaubensgenossen, der griechischen Katholiken. Vielleicht sollte indessen noch hinzugefügt werden, daß ihre Kirchenbücher viele unübersetzte technische Ausdrücke aus dem Griechischen enthalten, und daß bei besonderen Veranlassungen oder um der Abwechslung willen gewisse Teile des Gottesdienstes oder selbst der ganze Gottesdienst zuweilen griechisch gehalten werden. Dies ist am häufigsten der Fall, wenn die hohen Geistlichen den Gottesdienst abhalten.

Es ist eine wichtige Thatsache, daß beinahe alle, wo nicht durchaus alle, Bischöfe dieser Sekte Griechen von Geburt und Fremde im Lande sind — ein Umstand, welcher zeigt, wie großen Einfluß der Patriarch von Konstantinopel auf die kirchlichen Angelegenheiten Syriens ausübt. Es ist eine beklagenswerte Thatsache. Diese Bischöfe lernen selten das Arabische gut sprechen; natürlich können sie nicht predigen, und ihr mündlicher Verkehr mit dem Volke ist sehr unvollkommen.

Hier findet sich natürlich nicht die Einheit des Nationalgefühls zwischen dem Bischof und seiner Gemeinde, welche zum nationalen Fortschreiten namentlich in der Erziehung führen könnte. Ein griechischer Bischof aus der Fremde, der gerade nur das Arabische stammeln, aber es vielleicht gar nicht einmal lesen kann, und es für einen barbarischen Dialekt hält (wie dies fast jeder geborene Grieche thut), kann kein besonderes Interesse an der nationalen Erziehung seiner Herde haben. Das natürliche Ergebnis, obwohl es nicht ausschließlich diesem Umstande zugeschrieben werden darf, ist, daß es keine nationale Erziehung giebt. Wenn ein Bischof eine Schule unter seinem besonderen Patronat errichten will, dann ist es eine Schule, wo das Griechische, das Alt- und Neugriechische, gelehrt wird, und meistens ist der offenkundige Beweggrund für die Errichtung selbst einer derartigen Schule nur der, sich eine genügende Anzahl von Personen zu

verschaffen, die mit der griechischen Sprache vertraut sind, damit ihnen dieselben beistehen können, wenn sie den Gottesdienst in dieser Sprache abhalten wollen.

Im ganzen Lande besteht keine Schule für die Unterweisung des griechischen Klerus. Die Parochialpriester werden aus dem gewöhnlichen Volke genommen und dies ohne weitere Vorbereitung für das heilige Amt durch die bloße Erteilung der Ordination. Meistens werden sie aus der Parochie genommen, in welcher sie amtieren sollen, und die gewöhnliche Ordinationsabgabe an den Bischof verfehlt es selten, ihnen die gewünschte Ordination zu verschaffen. Diese Priester sind sämtlich verheiratet und unterscheiden sich im Charakter von dem übrigen Volke nicht; auch beschäftigen sie sich oft mit denselben Arbeiten, durch welche sie sich so lange ihren Lebensunterhalt erworben haben, bis sie die Weihe zum Amte empfingen. Häufig waren sie bis dahin die Schullehrer ihrer Dörfer, wenn man nämlich das eine Schule nennen soll, was aus einem halben Dutzend Knaben besteht, die in unregelmäßigen Stunden zusammenkommen und dann ihre Aufgaben recht und schlecht herschreien, während sich ihr Lehrer mit einer Handarbeit beschäftigt.

Die Lehren und Gebräuche der griechischen Kirche in Syrien sind dieselben, wie in andern Ländern. Ihrer kirchlichen Organisation nach ist die griechische Kirche in Syrien in die zwei Patriarchaldiöcesen von Antiochien und Jerusalem geteilt, eine Einrichtung, welche seit dem fünften Jahrhundert besteht. Dem Namen nach sind beide unabhängig von dem griechischen Patriarchen in Konstantinopel, in Wirklichkeit dagegen stehen sie in großem Maße unter seiner Kontrolle.

Die kirchliche Gemeinschaft der **griechischen Katholiken** hat ihren Ursprung in einer Trennung von der griechischen Kirche in Syrien, welche durch römisch-katholischen Einfluß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zuwege gebracht worden ist. Bis jetzt bestand sie nur in Syrien, hat sich nun aber bis nach

Ägypten ausgedehnt. Die Griechen, welche sich anderwärts dem Papst unterworfen haben, vermischten sich der Regel nach mit der lateinischen Kirche. Die griechischen Katholiken in Syrien dagegen sind eine Kirchengemeinschaft für sich selbst und bilden die orientalisch-päpstliche Kirche. Sie nehmen die westländische Lehre vom Ausgang des heiligen Geistes an, glauben an das Fegefeuer und den Papst, essen Fische in der Passionszeit und halten eine geringere Zahl von Fasttagen als die Griechen; sonst aber unterwarfen sie sich nur geringen Veränderungen beim Übergang von der früheren Herrschaft zu der des Papstes. Sie genießen noch dieselben Vorrechte wie ihre Landsleute von der griechischen Kirche und verrichten ihren Gottesdienst in der arabischen Sprache. Sie halten am orientalischen Kalender fest, genießen das Abendmahl in beiderlei Gestalt wie früher, und ihre Priester dürfen heiraten; doch geschieht dies nicht so allgemein wie unter dem arabisch-griechischen Klerus.

Lange Zeit hatten sie ihren eigenen Patriarchen gehabt. Bis das Land unter die duldsamere ägyptische Regierung kam, residierte derselbe stets im Libanon, wo die örtlichen Obrigkeiten seit vielen Jahren unter päpstlichem Einfluß gestanden haben. Dann ist er nach Damaskus verzogen, ist von der ägyptischen Regierung anerkannt worden und hat seine Diöcese bis nach Ägypten ausgebreitet. Der hohe Klerus dieser Kirchengemeinschaft sind zumeist Araber von Geburt, die gewöhnlich in Rom ihre Ausbildung erhalten haben. Sie vereinigen so eine natürliche Anhänglichkeit an ihre Landsleute mit einer Art europäischer Bildung, und die Folge ist eine gewisse Hebung ihrer Kirchengemeinschaft. Der Patriarch hat auch ein Kollegium errichtet, in dem verschiedene Sprachen und Zweige der Wissenschaften gelehrt werden, das aber bis jetzt noch wenig erreicht hat.

Diese Kirche besitzt einen großen Teil der unternehmendsten und wohlhabendsten Christen in Syrien und übt einen großen Einfluß aus. Besonders nehmen ihre Mitglieder in stärkerem

Verhältnisse, als es ihnen der Zahl nach zukommen würde, Ämter und Stellen in der Regierung ein. Einige von ihnen standen jüngst in großer Gunst, und das fordert für diese Kirche jetzt besondere Beachtung. Ein Kloster, das den griechischen Katholiken in Es Schuweir auf dem Libanon gehört, ist seit Jahren im Besitz einer arabischen Druckerei, welche ihre eigene Kirche und auch die Griechen mit den meisten ihrer Kirchenbücher versorgt.

Die Kirchengemeinschaft der **Maroniten** läßt deutliche Anzeichen syrischer Abkunft erkennen. Ihre Liturgie ist ganz syrisch, obgleich man dasselbe nur als eine gelernte Sprache versteht. Die Maroniten schreiben oft auch das Arabische mit syrischen Buchstaben. Sie erkennen keine Verwandtschaft mit einer andern Kirchengemeinschaft des Landes an, außer daß sie mit solchen in gemeinsamer Verbindung mit dem Papste stehen. Sie sind zur Ausschließlichkeit geneigt und in dem Gedanken befangen, daß ihre Rechtgläubigkeit nicht weiter ihresgleichen habe, und werden selbst von ihren Nachbarn aus der katholischen Kirche nicht geliebt, weil sie im allgemeinen als sehr engherzig verschrieen sind.

Die Maroniten zeichnen sich durch eine Ergebenheit an den päpstlichen Stuhl aus, die fast nicht ihresgleichen hat, und durch einen völligen Gehorsam gegen ihre eigenen Priester. Man kann zweifeln, ob sonst noch ein Volk zu finden ist, das eine so aufrichtige und tiefe Ehrfurcht vor dem Papste besitzt als die Maroniten in Syrien. Dennoch haben sie ihre eigenen kirchlichen Einrichtungen und auch einige Gebräuche, die in der europäischen Papstkirche nicht geduldet werden. Sie gebrauchen allerdings den abendländischen Kalender, beobachten dieselben Fasten wie die europäischen Katholiken und begehen in derselben Weise das Abendmahl des Herrn; aber sie haben einige eigene Heilige und besonders ihren Patron, den heiligen Mar Maran, der sonst in der päpstlichen Kirche nicht anerkannt ist. Die Kandidaten für das Priesteramt, welche nicht schon das Gelübde der Ehelosigkeit

abgelegt haben, dürfen vor der Ordination heiraten, so daß thatsächlich die meisten ihrer Parochialgeistlichen verheiratet sind. Sie haben einige Bischöfe und an ihrer Spitze einen Patriarchen, der sich selbst den Patriarchen von Antiochien nennt. Seine gewöhnliche Residenz ist das Kloster Kanobin auf dem Libanon hinter Tripolis.

Man findet die Maroniten in den Städten bis nördlich nach Aleppo und südlich bis Nazareth. Aber ihre Heimat ist der Libanon, wo sie bis auf wenige Ausnahmen als Landbebauer leben. Dieses Gebirge bewohnen sie mehr oder weniger seiner ganzen Ausdehnung nach vom Nordrande bei Tripolis bis zu der Gegend von Safed; aber ihr Hauptsitz ist Kesrawan, ein Distrikt abgesondert von dem von Metn im Süden durch den Nahr-el-Kelb und begrenzt im Norden durch den Distrikt von Jebeil. In diesen Gegenden sind sie die einzigen Bewohner. Im ganzen Lande vom Emir Beshir regiert, sind sie zahlreicher als jede andere Kirchengemeinschaft. Das Machtgleichgewicht, welches früher zwischen ihnen und den Drusen aufrecht erhalten wurde, ist jetzt ganz zerstört; die letzteren sind bedeutend geringer an Zahl und an Kraft geworden. Das ist die Folge der Bekehrung der herrschenden Familie der Emirs aus dem Hause Shehab, die früher Mohammedaner waren, zu dem Glauben der Maroniten. Ihr Beispiel hat einen großen Einfluß ausgeübt. Zwei sehr große Zweige einer andern Emirsfamilie von drusischer Abstammung folgten ihnen, so daß jetzt fast der ganze Adel im Libanon Maroniten sind.

Im Elementarunterricht des gewöhnlichen Volkes leisten die Maroniten ebensowenig, wie die andern Kirchengemeinschaften des Landes. Aber für eine ausgewählte Anzahl der Seinigen und besonders für die Kandidaten des Priesteramts hat der Patriarch ein Kollegium in Ain Warkah errichtet, welches einen höheren Rang als alle andern Unterrichtsanstalten in Syrien einnimmt. Es verdient wegen der Tüchtigkeit, mit welcher es seine Zöglinge

in die Kenntnis ihrer eigenen arabischen Sprache einführt, große Anerkennnng; auch studiert man daselbst Syrisch, Lateinisch und Italienisch.

Dieselben Beweise syrischen Ursprungs wie für die Maroniten hat man auch für die **Jakobiten.** Obwohl dieselben jetzt in Syrien nur arabisch sprechen, findet doch ihr kirchlicher Gottesdienst in der syrischen Sprache statt. Der gewöhnliche Name, unter dem man sie im Lande kennt, ist auch Surian. Das Beiwort „Jakobiten“ hinzuzufügen ist nicht gebräuchlich, da es im Lande keine Syrer des orthodox-griechischen Ritus giebt, von denen man sie unterscheiden müßte; obgleich es in Malula und dessen Nachbarschaft wahrscheinlich eine solche Gemeinschaft vor mehreren Generationen gab — die zur päpstlichen Kirche Übergetretenen werden mit dem Namen Katholiken hinreichend bezeichnet. Die Zahl der Jakobiten in Syrien ist sehr klein. Einige Familien in Damaskus und in Nebk, das Dorf Sudud und ein Teil des Dorfes Kuryetein, eine kleine Gemeinde in Hums und einige zerstreute Individuen in zwei oder drei Nachbardörfern, eine ähnliche Gemeinde in Hamah und wahrscheinlich eine noch kleinere in Aleppo bilden nahezu oder völlig die ganze Sekte. Sie sind dem jakobitischen Patriarchen unterworfen, der in Mesopotamien residiert und von dem sie ihre Bischöfe empfangen. Einer dieser letzteren hat seine Residenz nahe dem Kloster Mar Musa, nahe bei Nebk. Alle andern Kirchengemeinschaften des Landes betrachten die Jakobiten als Ketzer, und deshalb und weil sie klein an Zahl und arm sind, werden sie verachtet.

Die **syrischen Katholiken** stehen in demselben Verhältnis zu den Jakobiten, wie die griechischen Katholiken zu der griechischen Kirche. Sie sind römische Konvertiten, die noch den orientalischen Ritus und den Gebrauch der syrischen Sprache in der Kirche festgehalten haben. Die Gemeinde in Aleppo hat schon lange Zeit in ihrem jetzigen Verhältnis zum Papst gestanden, aber

die syrischen Katholiken in Damaskus und Rasheya, in Jebel-es-Sheikh sind erst jüngst übergetreten. Außer in diesen Orten ist keine andere Gemeinde dieser Sekte unter dem Volke von Syrien bekannt. Im Libanon jedoch giebt es zwei oder drei kleine Klöster, die von syrisch-katholischen Mönchen bewohnt sind.

Die **Armenier** in Syrien müssen als Fremdlinge betrachtet werden; doch halten sie sich schon so lange daselbst auf, daß dieses Land ihre Heimat geworden ist, und man darf sie nicht übersehen, wenn sie gleich die Sprache der eingeborenen Kirchengemeinschaften sprechen. Man findet sie allein als Kaufleute und Handwerker in den Städten, nirgends aber als Bebauer des Bodens. Ihr Charakter ist religiös, geistig und national derselbe wie anderwärts, ihre Zahl sehr klein. Ihrer kirchlichen Verfassung nach sind sie unabhängig von Konstantinopel, da ihr Haupt ein Patriarch ist, welcher sich Patriarch von Jerusalem nennt und dessen Diöcese auch Ägypten umfaßt.

Die **armenischen Katholiken** sind auch von ihrer Kirche ausgetretene Armenier und haben sich der päpstlichen Kirche angeschlossen, wie dies Mitglieder der griechischen und syrischen Kirchen gethan haben. Ebenso haben auch sie den orientalischen Ritus beibehalten und nur wenige ihrer ursprünglichen Gebräuche und Lehren geändert. Sie sind nur klein an Zahl, haben aber trotzdem ihren eigenen Patriarchen, der in einem Kloster zu Bzummir auf dem Libanon residiert. Es ist bemerkenswert, daß dieser Patriarch unter dem Schutze der Regierung des Gebirges schon existierte, ehe noch die Sekte anerkannt war und ihren Patriarchen in Konstantinopel hatte.

Lateiner oder eingeborene römische Katholiken vom abendländischen Ritus giebt es nur sehr wenige in Syrien. Sie kommen nur in Verbindung mit den Klöstern der Terra Santa in Jerusalem, in Bethlehem, St. Johann in der Wüste, Nazareth und vielleicht auch einigen andern Orten vor. Auch in

Aleppo giebt es Lateiner, aber ob einheimische oder von fremder Abkunft, ist nicht bekannt.

Klöster eingeborener Mönche sind in Syrien sehr selten, ausgenommen in dem Distrikt des Libanongebirges. Außer dem jakobitischen Kloster zu Mar Musa bei Nebk und den griechischen Klöstern von Seidanaya und Mar Jirgis, nördlich von Tripolis, ist kaum ein anderes bekannt, das mit eingeborenen Mönchen besetzt ist. Alle Klöster in und um Jerusalem, Bethlehem, Ramleh, Haifa und andern Städten, ob sie griechische, armenische oder lateinische sein mögen, gehören den Ausländern an und sind von ihnen bevölkert. Aber während dies für alle andern Teile Syriens gilt, ist eine der bemerkenswertesten Eigentümlichkeiten des Libanongebirges die Menge seiner Klöster. Man sieht sie hoch auf Felsen und in jeder Richtung über die Seiten des Gebirges zerstreut. Schon ein Blick auf die Landkarte ist Erstaunen zu erregen geeignet. Während sonst das Mönchswesen abgenommen hat und in manchen andern Gebieten fast verschwunden ist, blüht es hier fortwährend in seiner ursprünglichen Kraft, wo nicht in seinem früheren Geiste. Die zahlreichen Klöster sind, wenigstens viele von ihnen, kleine Behausungen, aber mit Mönchen angefüllt und reichlich fundiert. Es giebt auch Nonnenklöster. Die größte Zahl derselben gehört den Maroniten; aber alle andern oben genannten Kirchengemeinschaften mit Ausnahme der Jakobiten haben eine jede wenigstens ein Kloster, einige auch mehrere derselben."

Und damit vergleiche man, was Dr. Robinson von den Protestanten in dem türkischen Herrschaftsgebiete zu jener Zeit schreibt:

„Protestanten kommen weder in Syrien als eine Kirchengemeinschaft von Eingeborenen noch in irgend einem andern Teile des türkischen Reiches vor, noch werden sie als solche geduldet. Die Regierung erkennt an oder duldet vielmehr gewisse bekannte christliche Kirchengemeinschaften, und die Mitglieder der-

selben dürfen von der einen zur andern übertreten, so oft sie es für gut erachten. Aber die Protestanten gehören zu diesen Kirchengemeinschaften nicht, und deshalb dürfen sie sich gesetzlicherweise nicht zum Protestantismus bekennen. Durch Ausübung dieses Grundsatzes von seiten der türkischen Regierung und durch diesen allein, wird das Aufkommen des Protestantismus in Syrien unterbunden. Viele Personen zeigen von Zeit zu Zeit eine starke Neigung, die Herrschaft ihrer Priester abzuschütteln, und beanspruchen ein Recht auf die Freiheit des Evangeliums. Vielleicht würden sich zu einer Zeit (1838) fast alle Drusen für den Protestantismus erklärt und sich in protestantischen Unterricht begeben haben, wenn sie für dieses Bekenntnis dieselben Rechte erlangt hätten, welche die andern Kirchengemeinschaften besitzen.

Daß England, während es ein so tiefes politisches Interesse für alles besitzt, was die Türkei betrifft, gegen diesen Zustand der Dinge in Syrien gleichgültig bleibt, ist zum Erstaunen. Frankreich ist seit langer Zeit der anerkannte Beschützer der römisch-katholischen Religion in diesem Reiche gewesen, und die Bekenner dieses Glaubens finden in ihm einen wachsamen und wirksamen Verteidiger. Die Folge ist, daß, wo es römische Katholiken giebt, Frankreich treue Anhänger besitzt, und würde es morgen Truppen in Syrien landen, dann würde jeder römische Katholik sie mit offenen Armen aufnehmen, einschließlich der ganzen maronitischen Bevölkerung, die jetzt bewaffnet und mächtig ist. In den Gliedern der griechischen Kirche, die noch zahlreicher, aber nicht bewaffnet sind, haben die Russen immer wärmere Anhänger gefunden. In Syrien ist die berühmte Macht Rußlands ihr Stolz. Obwohl man diese Gesinnung vor den Mohammedanern sorgfältig verbirgt und sie auch vor den Engländern nicht ausspricht, erhebt sie sich doch fast zum Enthusiasmus. Wohin daher die Russen ihre Agenten senden, finden sie zuverlässige Freunde und Leute, welche sie mit dem Stande der Dinge

bekannt machen, und würden sie in das Land eindringen, so würden Tausende ihre Truppen von Herzen willkommen heißen.

Aber wo giebt es Anhänger Englands in der Türkei? Keine einzige Kirchengemeinschaft, und wäre sie noch so klein, schaut auf dasselbe als auf seinen natürlichen Beschützer hin. Wohl bewundert man seinen Reichtum und seine Macht. Seine Bürger werden geachtet, wo sie reisen mögen, und die Eingeborenen von jeder Kirchengemeinschaft würden, wenn sie unter den Bedrückungen durch die Regierung seufzen, das Regiment, welches durch Englands Hilfe eingesetzt würde, als eine Erleichterung begrüßen. Doch würden sie sich nicht zu demselben infolge einer wirklichen Zuneigung hingezogen fühlen, sondern nur durch das Verlangen, ihren jetzigen Leiden und Nöten zu entfliehen. England hat in Syrien keine Partei, welche sich durch ein direktes Band an dasselbe gebunden fühlte.

Ganz anders würde es sein, wenn in Syrien eine protestantische Kirchengemeinschaft bestünde. Es giebt aber keine andere protestantische Macht, auf die eine solche Kirchengemeinschaft als auf ihren Beschützer hinblicken könnte, noch würden sie nach einem andern als dem Schutze Englands hinschauen wollen; denn Englands Schutz ist, wenn er gewährt wird, wirksamer als jeder sonst bekannte. Um aber die Existenz einer solchen Kirchengemeinschaft zu sichern, brauchte die englische Regierung nur einen einzigen Schritt zu thun und diesen noch dazu in der Art, daß mit demselben keine Schwierigkeit oder Gefahr verbunden wäre. Sie brauchte nur für die eingeborenen Protestanten dieselbe Anerkennung und dieselben Rechte zu erlangen, welche den andern Kirchengemeinschaften gewährt sind.

Solch ein Verlangen, ernstlich an die türkische Regierung gerichtet, könnte dieselbe nicht abschlagen; und würde es erfüllt, dann würden wahrscheinlich nur wenige Jahre vergehen, und so manche in Syrien würden den protestantischen Namen tragen

und, wie man hoffen darf, auch zuverlässige Anhänger des protestantischen Glaubens werden."

So schrieb der Amerikaner E. Robinson im Jahre 1838, und es ist gut, sich an den früheren Stand der Dinge zu erinnern, um das rechte Verständnis für die Entwicklung zu gewinnen, welche die Dinge genommen haben.

Seit 1818 hatten die Amerikaner den Boden des heiligen Landes betreten und dann in Kleinasien ihre Wirksamkeit begonnen, die in späterer Zeit gerade auf dem kleinasiatischen Boden zu stets größerer Entfaltung kam. Ihre erste Arbeit galt der Judenmission, und um diese zu treiben, waren sie in den Orient gegangen. Dann aber glaubten sie hier nicht in diesem Werke ihre eigentliche Aufgabe empfangen zu haben, sondern unter der arabisch-christlichen Bevölkerung, welche sich zu den alten Kirchen hielt. Dieser predigten und ihre Kinder unterrichteten sie, aber ohne eine eigene Gemeindebildung zu beabsichtigen, der die Gesetze damals im Wege standen. Sie wollten jene Christengemeinden nur mit dem Sauerteig des göttlichen Wortes durchsäuern und alles Weitere Gott überlassen.

Fast gleichzeitig aber wurde Palästina von England aus ins Auge gefaßt. Die Londoner Judenmission hatte ihre Aufmerksamkeit demselben zugewandt und beschloß diesen Boden in Angriff zu nehmen. Über die Anfänge dieses Werkes berichtet ein Artikel der Jewish Intelligence von 1844, S. 203, den W. Ayerst in seiner Schrift The Jews of the 19th century S. 389 wiederholt. Hier wird berichtet, was evangelischerseits vor der Errichtung des Bistums in Palästina geschehen ist. Da heißt es an den betreffenden Stellen: „Nach einem vorübergehenden Aufenthalt amerikanischer Missionare in Jerusalem wurde 1820 die Aufmerksamkeit der Londoner Judenmission auf die Wichtigkeit der Missionsarbeit unter den Juden im Lande ihrer Väter gelenkt. Rev. Tschoudi, ein schweizer Prediger, wurde in diesem Jahre von der Gesellschaft ausgesandt,

um die Zustände der Juden in jenen Gegenden zu erforschen und die heilige Schrift unter ihnen zu verbreiten.

1823 ging der fromme und eifrige Israelsfreund, Rev. Lewis Way zu demselben Zwecke dorthin, worauf das Missionswerk im Auftrage der Londoner Gesellschaft durch Rev. W. B. Lewis aufgenommen wurde. Die Berichte der zwei zuletzt Genannten über die Zustände Palästinas ließen die Gesellschaft zu dem Entschluß kommen, Jerusalem zu einer beständigen Station zu erheben. Lewis Way hatte unterdessen eine Wohnstätte auf dem Libanongebirge erworben, die den Namen College von Antura führte und die er zu einem Ausruheort für die Arbeiter der Gesellschaft zu machen beabsichtigte. Das Komitee trat auch mit Rev. Joseph Wolff in Verbindung, der 1822 auf eine Missionsreise nach dem Orient gegangen war und der eine sehr erfreuliche Aufnahme unter seinen jüdischen Brüdern sowohl in Jerusalem als in den Städten Palästinas gefunden hatte.

1824 wurde Dr. Dalton als Missionsarzt nach Jerusalem geschickt, und unter den mannigfaltigsten Nöten und Schwierigkeiten suchte derselbe unverdrossen der Mission in der heiligen Stadt zu dienen. Aber gerade als die Komitee von seiner geduldigen und ausdauernden Arbeit viel Gutes in dem irdischen Kanaan erwartete, gefiel es dem Herrn, ihn durch den Tod von dem Schauplatze seiner Thätigkeit am 25. Januar 1826 abzurufen. Nur wenige Tage vorher war J. Nicolayson zu ihm gestoßen, den die Komitee ihm als Mitarbeiter zur Seite gestellt hatte und der in der heiligen Stadt am 3. Januar 1826 ankam. Der durch Dr. Daltons Tod erlittene Verlust wurde von keinem tiefer gefühlt, als von seinem Kollegen, der auf seinen Rat und seine Leitung gehofft hatte, als er in das Arbeitsfeld eintrat, welches von nicht gewöhnlichen Schwierigkeiten umgeben war. Er hielt es für geraten unter den vorgefundenen Verhältnissen, sich zunächst nicht in Jerusalem niederzulassen, sondern fürs erste einen andern Ort aufzusuchen. Deshalb ging er

Ägypten ausgedehnt. Die Griechen, welche sich anderwärts dem Papst unterworfen haben, vermischten sich der Regel nach mit der lateinischen Kirche. Die griechischen Katholiken in Syrien dagegen sind eine Kirchengemeinschaft für sich selbst und bilden die orientalisch-päpstliche Kirche. Sie nehmen die westländische Lehre vom Ausgang des heiligen Geistes an, glauben an das Fegefeuer und den Papst, essen Fische in der Passionszeit und halten eine geringere Zahl von Fasttagen als die Griechen; sonst aber unterwarfen sie sich nur geringen Veränderungen beim Übergang von der früheren Herrschaft zu der des Papstes. Sie genießen noch dieselben Vorrechte wie ihre Landsleute von der griechischen Kirche und verrichten ihren Gottesdienst in der arabischen Sprache. Sie halten am orientalischen Kalender fest, genießen das Abendmahl in beiderlei Gestalt wie früher, und ihre Priester dürfen heiraten; doch geschieht dies nicht so allgemein wie unter dem arabisch-griechischen Klerus.

Lange Zeit hatten sie ihren eigenen Patriarchen gehabt. Bis das Land unter die duldsamere ägyptische Regierung kam, residierte derselbe stets im Libanon, wo die örtlichen Obrigkeiten seit vielen Jahren unter päpstlichem Einfluß gestanden haben. Dann ist er nach Damaskus verzogen, ist von der ägyptischen Regierung anerkannt worden und hat seine Diöcese bis nach Ägypten ausgebreitet. Der hohe Klerus dieser Kirchengemeinschaft sind zumeist Araber von Geburt, die gewöhnlich in Rom ihre Ausbildung erhalten haben. Sie vereinigen so eine natürliche Anhänglichkeit an ihre Landsleute mit einer Art europäischer Bildung, und die Folge ist eine gewisse Hebung ihrer Kirchengemeinschaft. Der Patriarch hat auch ein Kollegium errichtet, in dem verschiedene Sprachen und Zweige der Wissenschaften gelehrt werden, das aber bis jetzt noch wenig erreicht hat.

Diese Kirche besitzt einen großen Teil der unternehmendsten und wohlhabendsten Christen in Syrien und übt einen großen Einfluß aus. Besonders nehmen ihre Mitglieder in stärkerem

baumeisters Hillier unterbrochen, der am 8. August 1840 starb, nachdem er erst einen Monat in Jerusalem zugebracht hatte. Der Ausbruch der Feindseligkeiten in Syrien verhinderte bald darauf wieder das Fortschreiten der Mission und der Erbauung der Kirche in Jerusalem, und alle Missionare, mit alleiniger Ausnahme des vortrefflichen Nicolayson, verließen die Stadt. Nicolayson blieb zurück, um seine Arbeit unter den Bekehrten und unter den forschenden Juden, die mit der Mission im Zusammenhange standen, fortzusetzen und die Interessen der Gesellschaft während der hereingebrochenen Krisis zu vertreten. Man kann unmöglich groß genug davon reden, wie wichtig es war, daß Nicolayson seine Amtspflichten in einer Zeit so hoch auffaßte, wo es so viele Gründe gerechtfertigt haben würden, wenn er, wie alle die andern Missionsarbeiter, dem Sturm gewichen wäre und Jerusalem verlassen hätte.

So war unter Gottes Leitung der Weg für die weitere Aufrichtung der Mission und für die Weiterführung des Werkes derselben in einem erhöhten Maßstabe bereitet. Besonders für das wichtige und kirchengeschichtliche Ereignis der Bestellung eines protestantischen Bischofs in Jerusalem, welcher die Interessen des Protestantismus daselbst vertreten und fördern sollte, war auf diese Weise der Grund gelegt."

In der That unter unsäglichen Mühen und mit außerordentlicher Treue hatten einige Missionare der Londoner Judenmissionsgesellschaft und vor allen andern J. Nicolayson das Reis der Israelsmission in dem steinigen Boden Jerusalems angepflanzt. Dasselbe war um 1840 noch sehr zart und klein. Kein Wunder, daß Robinson nicht ahnte, von welcher Bedeutung dasselbe für die Sache der evangelischen Kirche und des Protestantismus überhaupt werden sollte; und doch waren in diesem kleinen Werke die Anfänge für alles Weitere gegeben, wie dies Friedrich Wilhelm IV. auch erkannt hat. Aber freilich war es nun auch nötig, daß für dieses Reis ein Boden gewonnen wurde, auf dem

es erwachsen und sich entwickeln konnte, und was hierzu nötig war, das haben die Ausführungen Robinsons in vielfach zutreffendster Weise schon damals ausgesprochen. Mit großem Verständnis und praktischem Blick hat dieser Gelehrte auf die Bahn hingewiesen, die nunmehr beschritten werden mußte.

Robinson hatte das freilich nicht beachtet, was sich in Jerusalem schon für die Erfüllung seiner Hoffnungen und Wünsche darbot, und er hatte noch weniger geahnt, daß von einer andern als von der englischen Seite her, von dem evangelischen Könige Preußens der Anstoß zu den von ihm ersehnten Schritten geschehen sollte; während auf der andern Seite Friedrich Wilhelm IV. ebenso wenig von dem gewußt hat, was der amerikanische Protestant in so trefflicher Weise zur Sache geäußert hatte. Noch weniger freilich ahnte damals Robinson, daß eine durch Preußens Anregung erlangte staatliche Anerkennung des Protestantismus in der Türkei einmal den Boden für das Werk schaffen sollte, in dem gerade seine amerikanischen Landsleute zunächst die wichtigste Rolle spielen, und durch das Bewegungen daselbst hervorgerufen werden sollten, deren Ausgang noch gar nicht abzusehen ist. Aber die Kundgebungen des amerikanischen Gelehrten beweisen es allerdings, daß damals der Orient nur darauf wartete, von der evangelischen Kirche und den protestantischen Mächten in Angriff genommen zu werden, damit diese in demselben ein folgenreiches Werk aufnähmen.

Und wieder geschah hier, was so oft geschehen ist, wenn die Zeit erfüllet war, nämlich, daß auf menschlicher Seite ein heißes Sehnen nach dem Eingreifen der Hand Gottes zu Tage tritt, und daß der Rat des Herrn alsdann auf Wegen, welche Menschen nicht erwartet haben, das ausführt, wonach Menschenherzen verlangend ausgeschaut hatten. An das Kleine und Geringe aber knüpft die Gnade am liebsten an, die ihre Wundermacht offenbaren will, und Unscheinbares muß der Ausgangspunkt zu Großem und Wichtigem werden, damit die Ehre Gottes bleibe

und nicht der Menschen. Hier war es das unbedeutende und selbst von vielen gläubigen Christen für nichts geachtete Judenmissionswerk in Jerusalem, welches den Anlaß dazu geben mußte, daß eine Geistesmacht in das Leben des Orients eintrat, die ihre Bedeutung erst in den Tagen der jüngsten Gegenwart mit voller Deutlichkeit zu offenbaren beginnt.

3. Die Wahl und Weihe des Bischofs.

Die rechtlichen Grundlagen für die Errichtung eines evangelischen Bistums in Jerusalem waren geschaffen, und der Wahl eines Bischofs stand nichts mehr im Wege. Dieselbe erfolgte auch sehr schnell, und bei derselben ebnete sich alles ebenso leicht, wie es vorher bei der Errichtung des Bistums der Fall gewesen war. Die Bezeichnung der zu erwählenden Persönlichkeit lag in den Händen des anglikanischen Erzbischofs von Canterbury. Dieser, von andern Prälaten hierin unterstützt, dachte an D. Alexander M'Caul und schlug denselben auch dem Könige Friedrich Wilhelm IV. vor, obwohl die Wahl von der Zustimmuug des Königs nicht abhängig war, sondern in diesem Falle den Engländern zukam. Man wollte aber in Übereinstimmung mit dem Könige handeln und teilte ihm deshalb mit, daß D. M'Caul in Aussicht genommen sei. Der König stimmte dieser Wahl von Herzen zu, denn M'Caul war ihm bekannt und wert, und so wurde dem Genannten das Anerbieten gemacht, das Amt zu übernehmen. Dieser aber wies es ab. Er erklärte, daß auf dem Stuhle des heiligen Jakobus in Jerusalem (diese Bezeichnung war mit Recht für das dortige Bistum gewählt) auch wieder ein Sohn Israels sitzen müsse. Der Eindruck, welchen man auf die Juden hervorbringen wolle, würde am leichtesten erreicht, und die Bedeutung der Errichtung des Bistums am besten erkannt werden, antwortete er, wenn es gelänge, unter den Stammesgenossen derer, auf welche man be-

sonders zu wirken hoffe, einen zu finden, der sich in jeder Beziehung eignen möchte, wenn er zu diesem Amte berufen würde (Abeken S. 64).

Der Judenmissions-Gesichtspunkt wurde aber nicht bloß von M'Caul bei der Wahl des ersten Bischofs betont, sondern auch auf seiten derer als berechtigt anerkannt, welche die Wahl zu treffen hatten, und dies war bei der Eigenart eines Jerusalemer Bistums nur durchaus zu billigen. „Die erfahrensten Männer," schreibt Abeken, „stimmten M'Caul bei: das erst, glaubten sie, werde den Juden die Zuversicht geben, daß man sie mit Vertrauen und Liebe ansehe, daß man ihre Nation achte, und daß in der That und Wahrheit die evangelische Kirche ihnen volles Bürgerrecht gebe und ihr Recht an eine geistliche Heimat anerkennen wolle. Auch werde nur ein solcher den Weg zu ihren Herzen finden, der selber ihr Nationalgefühl in seinem wahren und edelsten Sinne teile und es mit dem Christentum zu verbinden und dadurch zu erhalten und zu heiligen gelernt habe."

M'Caul hielt an der Hoffnung der Schrift für das Volk der Wahl von Herzen fest, und jetzt, wo die Kirche der Reformation in dem Lande der Bibel ein Neues beginnen wollte, erklärte M'Caul, müsse es bei ihr auch zum offenen Ausdruck kommen, daß sie an die Verheißungen der Schrift für Israel und Kanaan, sein Land, glaube. Eben darum wollte er selbst bei diesem Neuanfange an das Alte und Ursprüngliche angeknüpft wissen.

Unter den älteren Schriftstellern finden wir nun über die früheste Zeit bei Eusebius wichtige Mitteilungen. Es heißt in der Kirchengeschichte desselben Bd. 4, Kap. 5: „Über die Zeit der Jerusalemer Bischöfe, wie lange ein jeder sein Amt verwaltet, habe ich nirgends etwas aufgezeichnet gefunden; sie sollen alle in ihrer Würde nur kurze Zeit gelebt haben. So viel aber habe ich aus schriftlichen Nachrichten erfahren, daß bis zur Unterdrückung der Juden unter Hadrian fünfzehn Bischöfe nachein-

ander daselbst gewesen sind. Diese sollen alle von dem ersten an Hebräer gewesen sein und die Erkenntnis Christi unverfälscht erhalten haben, so daß sie von denen, die es zu beurteilen imstande waren, des bischöflichen Amtes für würdig gehalten wurden. Denn die ganze Kirche bestand damals aus gläubigen Hebräern, und dies von den Zeiten der Apostel an bis zum damaligen Kriege, in welchem die Juden, die wieder von den Römern abgefallen waren, in verschiedenen großen Schlachten aufgerieben wurden . . . Der erste Bischof aus der Beschneidung war Jakobus, der sogenannte Bruder des Herrn, der zweite Simeon, der dritte Justus, der vierte Zachäus, der fünfte Tobias, der sechste Benjamin, der siebente Johannes, der achte Matthäus, der neunte Philippus, der zehnte Seneka, der elfte Justus, der zwölfte Levi, der dreizehnte Epheres, der vierzehnte Joseph, der fünfzehnte Juda um 133. Das sind die Bischöfe der Stadt Jerusalem, die von den Aposteln bis zur bezeichneten Zeit alle aus der Beschneidung waren."

Die Bischöfe hießen auch ferner Bischöfe von Jerusalem, weil ihre Gemeindeglieder größtenteils aus Jerusalemer Juden bestanden, hatten aber ihren Sitz in Pella, da Jerusalem in Trümmern lag. Als jedoch die Christen vom Kaiser die Erlaubnis in Pella zu wohnen erhielten, suchten sie jeden Schein jüdischen Einflusses von sich fern zu halten und wählten deshalb von nun an keinen jüdischen Proselyten mehr zum Bischof, sondern einen Christen aus den Völkern, zunächst den Markus, der dann auch in dem neuerbauten Jerusalem, das zunächst den Namen Älia Capitolina führte, seinen Wohnsitz nahm.

M'Caul machte nun, als er den abgerissenen Faden wieder aufzunehmen forderte, geltend, daß die Gegenwart auch darauf ausdrücklich hinwiese. Denn was von Anfängen einer evangelischen Gemeinde und Kirche in Jerusalem vorhanden wäre, trüge israelitisches Gepräge, und diese Thatsache ließ man gelten. Man war deshalb willig, ihm Gehör zu geben, als er einen jüdischen

Proselyten für den Jerusalemer Stuhl vorschlug, und dies war M. S. Alexander. M'Cauls Anregung folgend trug der Erzbischof von Canterbury demselben das Jerusalemer Bistum an.

Friedrich Wilhelm IV. allerdings scheint, nach einem Briefe an Bunsen vom 26. August 1841 zu schließen, anfangs mit dem Gedanken, Alexander zu wählen, nicht einverstanden gewesen zu sein. Es heißt dort: „Auf das Vorhaben mit Alexander glaube ich nicht eingehen zu können." Näheres aber erfahren wir über diesen Punkt nicht, und bald war auch der König mit der Person Alexanders ganz zufrieden.

Die Sache kam Alexander ganz unerwartet, und die Annahme des Antrages wurde ihm nicht leicht. Er hatte eine zahlreiche Familie, und es war ihm klar, daß er als Vater empfindliche Opfer in der neuen Stellung würde bringen müssen. Auch war er sich dessen bewußt, daß er in dem Amte, welches er übernehmen sollte, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde. Aber ebenso gewiß wurde es ihm auch, daß er dem Rufe, der an ihn erging, das geistliche Elend seines Volkes lindern zu helfen, nicht widerstreben dürfe, und so erklärte er sich bereit zu gehen, sobald man wolle und wohin man wolle.

Die Annahme der Wahl erweckte in vielen englischen Kreisen lebhafte Freude, ebenso aber auch bei den maßgebenden Persönlichkeiten in Preußen. Bunsen machte sich sogleich mit Alexander bekannt und empfing von ihm einen sehr guten Eindruck. Bei der Feier des Geburtstages Friedrich Wilhelms IV. am 15. Oktober im Hause Bunsens gewann Alexander das Herz dieses Diplomaten, als er in begeisterter Rede die Gesundheit des Königs ausbrachte. Alexander hatte in derselben seine Verehrung für den Monarchen in den wärmsten Ausdrücken ausgesprochen und ihn bei dieser Gelegenheit mit David und Salomo verglichen. Gladstone, der übrigens schon bei den Verhandlungen über die Errichtung des Bistums eine bedenkliche Neigung zur ritualistischen Partei gezeigt und dem Fortgang der Ver-

handlungen die meisten Schwierigkeiten bereitet hatte, brachte bei dieser Gelegenheit einen Toast auf die Kirche des heiligen Jakobus in Jerusalem aus. Als er sich hierbei an Alexander wandte und demselben die Größe und Schwere seines Amtes schilderte, „verbarg dieser zuerst sein Angesicht in tiefer Rührung, erhob sich dann aber und dankte mit Würde und mit Gefühl."

Am 6. November 1841 nun wurde dem Erzbischof von Canterbury von der Königin Viktoria die Genehmigung zur Erteilung der Bischofsweihe an Alexander erteilt, und bereits den Tag darauf, am 7. November fand die Konsekration desselben in der Kapelle des erzbischöflichen Lambeth-Palastes statt. Der Erzbischof und Primas von England wurde hierbei von den Bischöfen von London, Rochester und Neu-Seeland unterstützt. Der Bericht über die Feier lautet: „Die Gebete verlas einer der Kapläne des Erzbischofs, Rev. Benj. Harrison, die Schriftabschnitte Rev. Dr. Mill, während M'Caul die Konsekrationsrede hielt. Letztere behandelte den Text Jes. 52, 7: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König" und hatte folgenden Gedankengang: Paßt das genannte Prophetenwort auf jeden Prediger des Evangeliums, der dasselbe zu verkündigen ausgeht, so besonders auf diesen Boten desselben. Er soll den Kirchen des Ostens ein Friedens- und Freundschaftsanerbieten bringen und nach 1800 Jahren der Versäumnis die zerstreute Herde des ersten christlichen Bischofs in Jerusalem wieder zu ihrer Hürde bringen. Freilich hat man gemeint, einen Bischof anzustellen, wenn noch keine Geistlichen vorhanden sind, über die er gesetzt werden könne, sei gegen die kirchliche Ordnung. Aber der Bischof von Jerusalem finde zunächst Mitglieder der englischen Kirche über weite, dunkle Gebiete in Syrien, Kleinasien, Ägypten und Abessinien zerstreut, und diese solle er wie Paulus besuchen, um ihnen eine

geistliche Gabe darzubieten. Das thue jetzt auch doppelt not, wo die politischen Interessen, der Handel und die religiöse Sympathie so viele Engländer in jene Gegenden führe. Besonders aber müsse man dankbar sein, daß die englische Kirche nach langen Zeiten der Teilnahmlosigkeit ein Gefühl für die geistlichen Bedürfnisse der unterdrückten und vielfach verfolgten Christen des Orients durchgehe. Die Anwesenheit eines englischen Bischofs unter ihnen würde denselben umsomehr ein Beweis dafür sein, daß man sich nach einer Einigung der Kirche Jesu Christi sehne, als man die orientalischen Kirchen nicht als ein Feld betrachte, von dem man Proselyten gewinnen wolle. Allerdings aber seien wir auch gewillt, die Glieder der eigenen Kirche und diejenigen, welche noch nicht zur Herde Christi gehören, vor den Verderbnissen zu bewahren, welche die Kirchen des Morgenlandes entstellen. Der reine evangelische Gottesdienst insbesondere könne jene östlichen Kirchen nur heilsam beeinflussen. Insbesondere aber könne nur eine Kirche, bei welcher sich die Steine des Anstoßes nicht finden, die ihnen von jenen alten, vielfach entarteten Kirchen in den Weg gelegt werden, die Juden reizen, und diesen das Evangelium zu verkündigen, sei doch ein Hauptzweck der Errichtung des Bistums und der Bestellung eines evangelischen Bischofs. Auf die Juden in Jerusalem habe König Friedrich Wilhelm IV., der die englische Kirche zu gemeinsamer Arbeit in jenen Gebieten aufgefordert habe, zuerst sein Auge gerichtet, und darin stünde ihm die Schrift zur Seite. Denn die Schrift des Alten Testaments verleihe nun einmal den Juden eine besondere Stellung und lasse sie als ein ganz eigentümliches Werkzeug für die Ausführung der göttlichen Ratschlüsse erscheinen. Die Erkenntnis dessen mehre sich auch wieder in der Gegenwart. Dies aber nicht allein auf Grund des Alten Testaments, sondern auch auf Grund des Neuen Testaments. Denn nicht nur das Alte Testament, sondern ebenso das Neue Testament, nehme für die Juden eine besondere Stellung in Anspruch. Allein infolge der gegen die

Juden herrschenden Abneigung habe man lange Zeit gemeint, daß in der Periode des Evangeliums die Völker an ihre Stelle getreten seien, und nur für diese noch Raum sei. Aber das widerspreche durchaus der Lehre des Völkerapostels Paulus, der ja gerade den Christen aus den Völkern entgegenhalte, daß die Kirche Jesu Christi in ihrer Wurzel und in ihrem Stamme eine jüdische sei, und daß die Christen aus den Völkern in der Gegenwart nur als Zweige in den alten Ölbaum eingesenkt worden seien; daß auch das große Geheimnis des Evangeliums nicht die Errichtung einer neuen Kirche aus den Völkern sei, in welche auch die Juden aufgenommen werden sollen, sondern vielmehr die Zulassung der Völker, welche so lange fern standen, als Miterben und Angehörige desselben Leibes und als Teilhaber an denselben Verheißungen mit den Juden (Eph. 3, 1—6).

Eben diesen Gedanken auch aus andern Stellen der Briefe des Paulus hervorhebend, weist der Prediger darauf hin, daß es ein doppeltes Apostolat gegeben habe, nämlich ein Apostolat des Petrus für die Juden und ein anderes des Paulus für die Völker. Deshalb sei es eine der Kirche würdige und dem Neuen Testament entsprechende Aufgabe, wenn in Jerusalem ein Bischof angestellt werde, welcher die zerstreuten Kinder Israel aufsuchen und das Amt eines Apostels der Beschneidung ausüben solle. In das Arbeitsfeld des griechischen Patriarchen zu Jerusalem dränge sich ein solcher nicht ein; denn letzterer wolle kein Apostel der Beschneidung sein, sondern ein Nachfolger der völkerchristlichen Bischöfe von Älia Capitolina. Wohl solle der neue Bischof nicht allein und ausschließlich ein Bischof für die Juden sein, aber diese hätten doch einen besonderen Anspruch auf seine Amtswirksamkeit, und keine Kirche sei überdem geeigneter, an den Juden zu arbeiten, als die anglikanische, welche von einer Verehrung der Bilder nichts wisse, an welcher die Juden einen besonderen Anstoß nehmen.

Außerdem werde das neue Bistum ein Band der Einigung

zwischen England und Deutschland sein. In der Stadt des Friedens und über dem Grabe des Heilandes würden sich englische und deutsche Geistliche die Hand zu gemeinsamem Werke reichen. Eine solche Vereinigung protestantischer Kirchen aber sei ebenso wünschenswert als eine Wiedervereinigung mit den alten Zweigen der Kirche Jesu Christi. Man müsse den Wunsch haben, daß alle, welche von den Irrtümern der römischen Kirche befreit sind, sich in der apostolischen Lehre und Verfassung einigen, und dann sich mit den orientalischen Kirchen gegen die Anmaßungen des Papstes verbinden. Der Bischof von Jerusalem erscheine da als eine Erstlingsfrucht einer Vereinigung, die so sehr zu erstreben sei, als das Sinnbild eines herzlichen Zusammenwirkens nationaler Kirchen zur Ausbreitung des Reiches Gottes, und Jerusalem sei für alle diese Zwecke der geeignetste Ort. Denn wie es die Stätte des Lebens, Wirkens, Sterbens und Auferstehens Jesu Christi sei, so sei es auch bestimmt, wieder der religiöse Mittel- und Vereinigungspunkt der Welt zu werden. Jerusalem bleibe die Hoffnung derer, welche sich auf die untrüglichen Weissagungen des göttlichen Wortes verlassen. Die Prophezeiungen aber reden von einer herrlichen Periode in der Zukunft, in welcher die Bekehrung der Welt das letzte Ergebnis der Wiederherstellung Jerusalems sei, und der Apostel Paulus erkläre, daß die Wiederannahme Israels für die übrige Welt Leben von den Toten zur Folge haben werde.

Diese Bekehrung aber geschehe durch menschliche Werkzeuge. Denn der Glaube komme aus der Predigt, und wie sollen sie hören und glauben ohne Prediger? Auch die Rückkehr der Juden in ihr Land werde, wenngleich die letzten Ereignisse daselbst nur durch ein göttliches Wunder herbeigeführt werden würden, in ihren Anfängen nach den Zeugnissen der Propheten durch eine Mitwirkung der Völker geschehen (Jes. 11; 18; 59, 19; 60). Wenn aber auch die Zeit der endlichen Erfüllung dieser Weissagungen jetzt noch nicht da sei, so sehe man doch,

daß sich die Juden gegenwärtig bereits in einem Zustande äußerster Gärung befinden und viele von ihnen schon das Christentum annehmen. Zwei der größten Nationen aber hätten sich nun vereint, auf den bischöflichen Stuhl in Jerusalem einen Mann zu setzen, welcher dem Fleische und dem Geiste nach ein Bruder des ersten Bischofs von Jerusalem sei. „Zeichen wie diese verkündigen, daß, wenn auch die Zeit, Zions sich zu erbarmen, noch nicht völlig gekommen ist, sie doch kaum mehr fern sein kann, und verbürgen die Hoffnung, daß die Errichtung dieses Bistums, in Jerusalem wenigstens, die Vorbereitung für die Herrlichkeit der jüdischen Kirche ist. Schwierigkeiten mögen sich noch genug erheben; über diese hat das Christentum stets triumphiert. Im übrigen aber bleibt es die Regel der göttlichen Vergeltung: gesegnet sind, die dich segnen, und verflucht, die dich verfluchen. Glücklich deshalb die Fürsten und Völker, welche sich erheben, um das jüdische Volk zu segnen. Glücklich die Kirche, welche Gott über alle Kirchen geehrt hat, indem er sie zu dem herrlichen Amte berief, Jerusalem die frohe Botschaft zu bringen. Glücklich und geehrt, der auserlesen ist, die Kinder Zions, von denen einer aus einer Stadt und zwei aus einem Hause genommen sind, mit Lehre und Weisheit zu weiden . . . Sie müssen zu seiner Zeit ernten. Der Mund des Herrn hat es verheißen, und der Eifer des Herrn der Heerscharen wird es vollbringen. Und darauf soll sich der vor allen verlassen, den Gott zuerst, nach Jahrhunderten des Zornes, es gefallen hat, in das Land der Verheißung zurückzuführen. Groß ist die Ehre, die ihm widerfährt, und herrlich das Amt, zu dem er berufen ist . . . Dort warten seiner auch Gefahren von den eigenen Volksgenossen, Gefahren von den Juden, Gefahren unter falschen Brüdern. Aber wie die Gnade Gottes seine Kraft sein wird, so soll er sich der Verheißungen trösten, die unwandelbar sind . . . Laß ihn an Esra und Nehemia denken, seine Vorgänger in den Schwierigkeiten und im Triumph. Laß ihn die Verheißungen

mit sich nehmen, welche den ersten Führern Israels in das Land der Verheißung mitgegeben worden sind: „So mache dich nun auf, du und dieses ganze Volk in das Land, das ich ihnen, den Kindern Israel, gegeben habe . . . Wie ich mit Mose gewesen bin, so will ich auch mit dir sein. Ich will dich nicht verlassen, noch von dir weichen . . . Sei getrost und unverzagt und laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht; denn der Herr, dein Gott, ist mit dir in allem, was du thun wirst."

Dies die Predigt M'Cauls, welche nicht allein seine eigenen Gedanken oder die der treuen englischen Freunde des neuen Bistums für das Werk aussprach, das nun begonnen werden sollte, sondern auch in den meisten Punkten den Sinn darlegte, in welchem Alexander den ihm gewordenen Beruf auffaßte. Entsprach mithin die Predigt dem Augenblick und seinem Bedürfnis, so galt dies auch von dem liturgischen Teile des ganzen Gottesdienstes. Als nach der ersten Schriftlektion der Prediger das Benediktus sprach: „Gelobet sei der Herr, der Gott Israels; denn er hat heimgesucht und erlöset sein Volk," empfanden es alle Herzen, wie sehr dieser Segensspruch gerade für die gegenwärtige Feier paßte, und als der Bischof von Neu-Seeland als epistolischen Abschnitt Apg. 20, 17—35, jenes Zeugnis des Apostel Paulus an die Ältesten von Ephesus vorlas, traten in manches Auge Thränen innerer Bewegung. Ebenso ergreifend war der andere Teil des Gottesdienstes, insbesondere waren es die Fragen: „Seid Ihr überzeugt, daß die heilige Schrift vollkommen alle Lehren enthält, welche für die ewige Seligkeit durch den Glauben an Jesum Christum notwendig sind, und seid Ihr entschlossen, aus derselben heiligen Schrift das Volk zu unterweisen, das Eurer Fürsorge anvertraut wird, und nichts zu lehren oder zu behaupten, als was für die ewige Seligkeit notwendig ist, und was nach Eurer Überzeugung aus der Schrift geschlossen und durch dieselbe bewiesen werden muß?" worauf die Antwort lautete: „Ich bin davon überzeugt und dazu durch

Gottes Gnade entschlossen.“ Einige dieser Fragen und Antworten aus dem anglikanischen Formular für die Weihe von Bischöfen schienen besonders für einen Bischof zu passen, dessen Amtspflichten zu einem Teil in der Oberaufsicht über die Missionare unter einem Volk bestehen sollten, das als Kirche und als Nation das Gegenteil von dem gethan hatte, was nun ihr neuer Bischof erfüllen sollte, und das vielmehr durchaus an die Überlieferungen der Menschen geglaubt hatte. Ebenso passend aber waren für einen, der ausgesandt wurde, die verlorenen Schafe vom Hause Israel zu sammeln, und für eine Kirche, die erst in ihren Anfängen stand, die Worte: „Sei du für die Herde ein Hirte und nicht ein Wolf. Warte der Schafe, heile die Kranken, verbinde die Verwundeten, hole das Verirrte, suche das Verlorene. Sei barmherzig also, daß du nicht zu nachsichtig seiest; halte über der Zucht also, daß du der Barmherzigkeit nie vergessest, damit, wenn erscheinen wird der Erzhirte, du die unverwelkliche Krone der Ehren empfangest, durch Jesum Christum, unsern Herrn. Amen.“

„Die Wirkung dieses feierlichen Gottesdienstes wurde noch durch die ehrwürdige Erscheinung, die aufrichtige und doch in Schranken gehaltene Inbrunst und die christliche Würde des Prälaten erhöht, den Gott in seiner Gnade bestimmt hatte, jenem Zweige der Kirche Jesu Christi vorzustehen. Seine Stimme, die immer nachdrucksvoll ist, war bei dieser Gelegenheit besonders kräftig und feierlich. Der Eindruck, welchen die Stätte hervorbrachte, die Gelegenheit und der Charakter der versammelten Personen, dies alles zusammen war derart, daß man es kaum recht wiedergeben kann. Die Verschiedenheit der Ämter und Nationen war auffallend. Außer den Bischöfen und den amtlichen geistlichen Personen waren Ritter v. Bunsen als Vertreter des Königs von Preußen, Sir Stratford Canning, Ihrer Majestät außerordentlicher Gesandter bei der Pforte, Baron Schleinitz, der preußische Gesandte, der preußische Generalkonsul Hebeler,

Lord Ashley (später Earl of Shaftesbury), Right Hon. W. E. Gladstone (der spätere Minister), Right Hon. D. Nicholl, Sir Robert H. Inglis, Sir Claudius Hunter, D. Abeken, Hofprediger des Königs von Preußen, und viele andere Geistliche in ihrer Amtstracht anwesend. Alexander leistete in Gegenwart aller dieser Personen den Huldigungseid als britischer Unterthan und den Eid der Anerkennung der kirchlichen Obergewalt, sowie den Eid des schuldigen Gehorsams gegen den jeweiligen Erzbischof von Canterbury, und damit war die Stellung des neuen Bischofs sowohl nach der staatlichen und rechtlichen als nach der kirchlichen Seite geordnet.

Interessant ist es, daß in Berlin bei Loos zum Andenken an die Errichtung des Jerusalemer Bistums eine Medaille erschien. Auf derselben ist unter den schützenden Fahnen von Preußen und England ein Altar abgebildet, vor welchem der evangelische Bischof steht. Zu beiden Seiten desselben befinden sich ein deutscher und ein englischer, an ihren Gewändern kenntliche Geistliche, welche dem Bischof bei seiner heiligen Handlung am Altar beistehen, die in der Erteilung des Segens durch denselben besteht. Über ihnen erhebt sich ein von hellem Licht umstrahltes Kreuz. Im Hintergrunde erblickt man zur Rechten das heilige Grab, zur Linken eine Moschee. Um den Altar sind Gläubige versammelt, Pilger kommen von fern, Alte, Mütter und Kinder, Juden und Türken. Darunter steht 1. Tim. 4, 13. 16. Auf der Rückseite ein Palmzweig, unter ihm in deutschen Worten: „Zur Stiftung der evangelischen Kirche in Jerusalem.“ In England wurde dem neuen Bischofe die zweite Ausgabe eines Kommentars der katholischen Briefe Jakobus und beide Petrus gewidmet: „The General Epistles of St. James and St. Peter with a note to St. James.“ London 1842 (A. III).

4. Aufbruch und Reise nach Jerusalem.

Bischof Alexander rüstete sogleich nach empfangener Weihe zum Aufbruch. Aber zuvor trieb es ihn, sich noch einmal vor allem mit den Glaubensgenossen aus dem eigenen Volke in der Kapelle der Missionsgesellschaft auf Palestine Place zu versammeln. Am Tage nach der Konsekration, Montag, den 8. November, reichte er einer zahlreichen Proselytengemeinde in der Kapelle das Abendmahl, die Handlung geschah in hebräischer Sprache. Seit Jahrhunderten war es das erste Mal, daß ein Bischof aus Israel mit Proselyten aus diesem Volke das Mahl des Herrn beging. Am Abend desselben Tages richtete er an dem nämlichen Orte eine Abschiedsansprache an die Missionsgesellschaft. Den Vorsitz führte Lord Ashley, welcher ja einer der namhaftesten Beförderer der Errichtung des Bistums und der Wahl Alexanders gewesen war. Die Komitee war zahlreich vertreten und die Kapelle so mit Besuchern gefüllt, daß viele, welche der Feier beiwohnen wollten, in derselben keinen Raum fanden.

Ergreifend war die Ansprache des Bischofs, der Apg. 20, 22—24 zu Grunde gelegt war. „Und nun siehe, ich im Geist gebunden, fahre hin gen Jerusalem, weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird. Ohne daß der heilige Geist in allen Städten bezeugt und spricht: Bande und Trübsal warten meiner daselbst. Aber ich achte derer keins; ich halte mein Leben auch selbst nicht teuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden, und das Amt, das ich empfangen habe, zu bezeugen das Evangelium von der Gnade Gottes“ (A. III). Die Gemeinde wurde auch von der tiefen Bewegung mitergriffen, welche den Bischof bei dieser Gelegenheit überkam. Viele Gebete stiegen auf, daß Gott ihn segnen und fördern und ihn mit Frieden in das Land Israel bringen möge, um ihn daselbst zu einem Segen für Juden und Christen und die Kirche Gottes zu machen und ihn seinen Lauf mit Freuden vollenden zu lassen. Besonders aber bewegte es

die Versammelten, als der Bischof sie am Schlusse mit den Worten des Apostel Paulus, Röm. 15, 30—32, anredete: „Ich ermahne euch, liebe Brüder, durch unsern Herrn Jesum Christum, und durch die Liebe des Geistes, daß ihr mir helfet kämpfen mit Beten zu Gott für mich, auf daß ich errettet werde von den Ungläubigen in Judäa, und daß mein Dienst, den ich gen Jerusalem thue, angenehm werde den Heiligen, auf daß ich mit Freuden zu euch komme durch den Willen Gottes und mich mit euch erquicke."

Den Tag darauf, am 9. November, sandte er an die Komitee der Londoner Judenmissions-Gesellschaft folgendes Abschiedsschreiben: „Ich nehme die erste Gelegenheit wahr, wo Sie Ihre Versammlung nach meiner Ordination am Sonntage abhalten, um Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch und aufrichtigsten Dank auszusprechen. Ich bin gewiß, jedes Mitglied der Gesellschaft wird es als eine Sache, für die man ihr Glück zu wünschen hat, betrachten, daß nach der wunderbaren Führung Gottes einer ihrer Missionare, und dazu noch ein Glied des Volkes, für dessen geistliche und ewige Wohlfahrt die Gesellschaft schon so viele Jahre wirkt, als der Vertreter der Vereinigten Kirche von England und Irland in Jerusalem erwählt worden ist. Die bloße Thatsache kann nicht anders als überaus wohlthuend jeden Liebhaber Israels berühren. Möge Gott denn geben, daß, wenn die Zeit dahingeht, und die Dinge in Jerusalem reifen und bestimmte Gestalt gewinnen, Sie Grund haben, auf den gegenwärtigen Zeitpunkt mit noch größerer Befriedigung und Dankbarkeit zurückzublicken.

Aber ich muß auch diese Gelegenheit ergreifen, um Ihnen meinen aufrichtigsten Dank für alle die Freundlichkeit und Rücksicht auszusprechen, die ich während meiner amtlichen Verbindung mit der Gesellschaft erfahren habe. Es ist immer mein demütiger Wunsch gewesen, die Pflichten meines Amtes nach meinen Fähigkeiten aufs beste zu erfüllen, und ich werde stets mit besonderem

Interesse auf die mannigfaltigen Gelegenheiten zurückschauen, die ich hatte, das Interesse der Gesellschaft unter und für Israel zu fördern. Und obwohl Gott nach seinem Rat beschlossen hat, mich in ein anderes Arbeitsfeld zu versetzen, das mich nötigt, meine amtliche Verbindung mit der Gesellschaft als eines ihrer Arbeiter zu lösen, so möchte ich Sie doch versichern, daß es, wie ich hoffe, meines Herzens Wunsch und Gebet für Israel sein wird, daß es selig werde, und wie ich gleichfalls hoffe, daß ich nie aufhören werde, das lebendigste Interesse an allen Vorhaben der Gesellschaft zu nehmen, und daß ich stets eine hohe Freude darin finden werde, ihre Zwecke, soweit es sich mit meinem Amte verträgt, zu befördern."

Die Komitee antwortete ihm darauf durch Lord Ashley brieflich. Es heißt in diesem Schreiben, die Gesellschaft freue sich innigst, daß nun ein protestantischer Bischof die Religion des Kreuzes in den Mauern der heiligen Stadt aufrichten, und der lange wie im Schlafe daniederliegende Gehorsam gegen den Befehl des Herrn, daß allen Völkern das Evangelium gepredigt und damit in Jerusalem begonnen werden solle, wieder zum Leben erweckt werden würde . . . Daß ferner der für dieses göttliche und abschließende Werk erlesene Mann von der Nation sei, die bisher zerstreut und verwüstet war; daß vor dieser Nation aber wir Christen aus den Völkern einmal gleichsam erbleichen werden, weil diesem Volke alles verheißen ist und ihm alles gehört: „Die da sind von Israel, welchen gehört die Kindschaft und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißung, welcher auch sind die Väter, aus welchen Christus herkommt nach dem Fleisch, der da ist Gott über alles, gelobet in Ewigkeit" (Röm. 9, 4—5).

Nachdem dann in jenem Schreiben das Bedauern über den Verlust, den die Gesellschaft durch den Abgang Alexanders erleide, ausgesprochen ist, heißt es in demselben weiter: „Wir glauben zuversichtlich, daß die Treue und der Eifer für die Be-

kehrung Israels, welche Ihre Laufbahn auf einer geringeren Stufe und in einem fremden Lande gekennzeichnet haben, durch die Gnade Gottes in zehnfacher Klarheit in dem Lande Ihrer Väter aufleuchten werden. Wir werden uns oft an Ihre letzte Ermahnung erinnern, welche Sie an jenem merkwürdigen Abend an uns richteten, an einem Abend, den der Herr wohl kennt, wo Sie uns den ersten bischöflichen Segen, der von hebräischen Lippen nach 1700 Jahren gekommen ist, spendeten, und wo Sie uns um unsere Fürbitte baten. Das wollen wir denn auch mit Gottes Hilfe thun und entbieten Ihnen in seinem Namen unser ebenso ergebenes als herzliches Lebewohl."

Auch der Bischof von London richtete im Namen des Conciliums vom King's College auf die Anzeige, mit welcher Alexander sein Amt an diesem Institut niederlegte, ein Abschiedsschreiben an ihn, und äußerte in demselben, daß jenes Collegium stets lebhaft die große Tüchtigkeit und den Fleiß anerkannt habe, mit welchen er das Amt eines Professors an dem Institut ausgeübt habe. Unter andern gewöhnlichen Umständen hätte es daher nicht so leicht in seine Niederlegung des Amtes gewilligt; aber es würde ihnen allerdings zu großer Freude gereichen, wenn sie nun sähen, wie er fortan die Interessen der Kirche von einer noch wichtigeren Stelle aus fördern werde.

Aus Reading wurde dem Bischofe in diesen Tagen durch den Mayor der Stadt, T. Rickford, und andere christliche Freunde eine Garnitur bischöflicher Gewänder zugesandt.

In den verschiedenen Adressen und Ansprachen, welche an den Bischof in dieser Zeit gerichtet wurden, treten die verschiedenen Gesichtspunkte deutlich zu Tage, unter denen in England die Errichtung des neuen Bistums betrachtet wurde. Die aus den allgemein kirchlichen Kreisen einlaufenden hoben zumeist hervor, daß die anglikanische Kirche wieder ihren Wirkungskreis ausdehne, und daß hierfür gerade das Werk des neuen Bischofs

seine Bedeutung habe. Dagegen kamen in der Missionsgesellschaft und in der Versammlung der Gemeindeglieder der Missionskapelle die Gedanken zum Ausdruck, mit denen die entschieden evangelische Richtung in der Staatskirche und hier besonders wieder die Freunde der Judenmission die Errichtung des Jerusalemer Bistums betrachteten. Die Besucher der Missionskapelle versammelten sich am 23. November im Schulraume der jüdischen Missions-Mädchenschule zu einer Verabschiedung von dem Bischofe. Hier ergriff in ihrem Namen Rev. J. B. Cartwright das Wort. Er redete den Bischof an: „Wir betrachten als einen Beweis dafür, daß der Herr jetzt großen Segen auszuschütten gedenkt, die Thatsache, daß der Bischof von Jerusalem ein Hebräer aus den Hebräern ist, der aufrichtig an die Verheißungen Gottes für sein altes Volk glaubt und der nun den großen Auftrag hat, der Tochter Zion zu sagen: Siehe, dein Heil kommt . . . . ." Dann geht der Redner auf die Kirchen im Orient über, welche in tiefe Verderbnis versunken sind, und fährt fort: „Ihre Anstellung unter diesen Umständen ist ein Zeugnis von der Wahrheit der Schrift, daß Jerusalem und nicht Rom die Mutter unser aller ist, das abendländische Papsttum aber nicht geschickt und bestimmt ist, den großen Mittelpunkt der Einigung für die zerrissene Kirche, oder das Werkzeug der Rettung für die verderbte Welt zu werden. Dies gehört zu den Zeichen, die Gott jetzt unsere erstaunten Augen sehen läßt, und die bekunden, daß er sich erheben und Gnade an Zion üben will, und dies richtet unsern Glauben auf die letzte Periode des Segens hin, da wir nach den übereinstimmenden Zeugnissen des Alten und Neuen Testaments versichert werden, daß des Herrn Haus zu Jerusalem ein Bethaus für alle Völker genannt sein wird."

Cartwright fährt fort, daß nach der Schrift freilich auch mit dem Herannahen dieser Zeit eine große Trübsal in Aussicht stehe, die auch der Bischof an seinem Teile werde erleiden müssen, aber „wir befehlen Sie dem, welcher gesagt hat: Der Herr

schelte dich, du Satan, ja der Herr, welcher Jerusalem erwählt hat, schelte dich" (Sach. 3, 2).

Um für alle in dieser Zeit ihm erwiesene Liebe zu danken, richtete der Bischof dann unter dem 25. November ein Abschiedsschreiben „an alle Brüder und Schwestern in Christo Jesu, unserm Herrn, und besonders an die Freunde Israels." Er wünschte ihnen Gnade und Frieden von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo, und sprach sein Bedauern darüber aus, daß es ihm an Zeit fehle, für die vielen Briefe zu danken, welche er aus allen Teilen des Landes von den Freunden Israels aus Anlaß seiner Erhebung zum Bischof erhalten habe. Deshalb habe er sich entschlossen, von allen auf einmal mit diesem Briefe Abschied zu nehmen. Das war sein letztes öffentliches Wort in England.

Die Regierung stellte die Fregatte „Devastation" für die Reise des Bischofs zur Verfügung, und so brach er auf, begleitet von seiner Familie, von Rev. C. Williams, der ihm fortan nach englischer Weise als Kaplan zur Seite stehen sollte, und von Rev. F. C. Ewald, der zu gleicher Zeit ihm und der Londoner Missionsgesellschaft dienen sollte, die mit demselben auch den Arzt Dr. Macgowan aussandte.

Am 3. Dezember begab sich der Bischof mit seiner Begleitung nach Portsmouth, konnte aber erst am 7. Dezember von Gosport aus abfahren. Der Bischof hielt an Bord Gottesdienst. Ewald suchte überall, wo man unterwegs anlief, die Juden auf. In Malta predigte Alexander am Sonntage und erweckte daselbst ein solches Interesse für Israel und Jerusalem, daß man ihm die Errichtung einer Hilfsgesellschaft für die große Londoner Judenmission versprach. Malta war damals eine besonders wichtige Station auf der Fahrt nach dem Orient und deshalb die Weckung des Missionsinteresses auf jener Insel von Wert. In Beyrut hielt der Bischof am Sonntage den Gottesdienst auf

einem englischen Kriegsschiffe ab und konfirmierte in der Stadt drei Engländer.

Am 18. Januar 1842 gelangte man in Jaffa an. Der Bischof, der Generalkonsul von Syrien, Colonel Rose und die Offiziere gingen sogleich an das Land. Der englische Konsul holte sie ab, und am Landungsplatz hatte sich eine große Menschenmenge versammelt. Der Konsul führte die Neuangekommenen in sein Haus. Bald darauf machten der türkische Gouverneur und der Kadi der Stadt ihre Aufwartung. Am 20. brach der Bischof mit seiner Familie, dem Generalkonsul, Dr. Macgowan, dem Schiffskapitän und einigen Offizieren nach Jerusalem auf und gelangte am ersten Tage bis Ramleh, wohin ihm Nicolayson entgegenkam. Der Bischof wohnte dort bei dem amerikanischen Konsul, dem reichsten Christen der Stadt; das armenische Kloster nahm seine Begleiter auf.

Am 21. Januar erfolgte der Einzug in die heilige Stadt. Das Wetter war günstig, der drohende Regen brach erst nach der Ankunft des Bischofs aus, die Hitze der Sonnenstrahlen aber war durch den bedeckten Himmel gemildert. Fünf englische Meilen kamen ihm die Briten und die amerikanischen Missionare, welche in Jerusalem wohnten, unter Führung des Prokonsul und Architekten der neu zu erbauenden Kirche, John, zu Pferde entgegen. In der Nähe der Stadt war die Kavalkade bereits auf 50—60 Personen angewachsen. Dort eilte der Bey, der zweite Befehlshaber der türkischen Truppen, zu ihrer Begrüßung herbei und begleitete den Bischof mit einer Ehrengarde und den Janitscharen des Pascha; eine große Menge Volks aber lagerte zu beiden Seiten des Weges. Frau Alexander zog die besondere Aufmerksamkeit der Menge auf sich; dieselbe zog in die Stadt mit ihrer jungen Familie auf einer von Maultieren getragenen Sänfte ein. Inzwischen hatte sich die Reiterschar auf 100 Personen vermehrt. So kam man zum Bethlehemsthor, durch welches man in die Stadt eintrat. Auf der einen Seite die grauen

massiven Zinnen und die pittoresken Türme der Stadt, die vom Sultan Suleyman angelegt worden sind, auf der andern Seite das Thal, welches nach Bethlehem führt, jetzt rauh und wellenförmig. Das Licht des Tages war durch die nahende Dämmerung gedämpft (es war 6 Uhr nachmittags), während die dunklen Linien der Berge von Moab hinter dem toten Meere vor den Blicken aufstiegen. Die wildblickenden Beduinen, ihre Rosse um den Zug hertummelnd, schossen ihre Gewehre ab, wurden dann aber durch das Gedränge der Städter und Fellachen aufgehalten. Mohammedaner, pelzbesetzte Kleider und Turbane tragend, und außer ihnen zahlreiche Juden. Die Truppen präsentierten und spielten am Jaffathore, und hierauf begab sich die ganze Gesellschaft zu dem Hause Nicolaysons. Als dann die Ankömmlinge ihre Häupter bewundernd nach dem titanischen Bau des Hippikusturmes richteten, der aus den Tagen des Tetrarchen Herodes stammt, donnerten die Kanonen ihre Salutschüsse — es war der Vorabend des Beiramfestes.

So zog der evangelische Bischof durch eine seltsame Fügung öffentlich in eine der vier heiligen Städte des Islam (Jerusalem, Mekka, Medina und Damaskus) bei Gelegenheit eines der großen Feste der mohammedanischen Religion ein.

D. Alexander nahm zeitweilig sein Quartier bei Nicolayson, da sein eigenes Wohnhaus am Hiskiasteich noch nicht vollendet war. Nicolayson hatte freilich selbst nur zwei Zimmer und stellte dem Bischofe das eigene Bett zur Verfügung. Für zwei Damen, zwei Dienstmädchen und sechs Kinder wurden auf der Diele des andern Zimmers Betten hergerichtet. Das für den Bischof in Aussicht genommene Haus war übrigens sehr primitiver Art, fast mehr ein Loch als ein Haus zu nennen, und für alle Bedürfnisse war damals in Jerusalem noch schlecht gesorgt; dennoch zeigte sich nicht bloß Alexander sondern auch seine Gattin ganz zufrieden.

Am 23. Januar führte Colonel Rose den Bischof bei

Tahir Pascha ein, der ihn sehr höflich empfing. Dennoch wäre es verfehlt gewesen, anzunehmen, daß die türkische Obrigkeit für den Vertreter des Protestantismus und der Mission Sympathie empfand. Am 23. hielt der Bischof seine Antrittspredigt über Jes. 60, 15: „Denn darum, daß du (Jerusalem) die verlassene und gehaßte gewesen, da niemand ging, will ich dich zur Pracht ewiglich machen und zur Freude für und für.“ Am Nachmittage predigte Rev. Williams, am Abend Nicolayson deutsch in Gegenwart des Bischofs, der ihn zu seinem Ehrenkaplan ernannte, und in Gegenwart einer für die damaligen Verhältnisse ansehnlichen Gemeinde. Der Bischof hielt auch das erste Abendmahl ab, bei dem die heiligen Gefäße gebraucht wurden, welche Damen aus Reading für die neue Kirche gestiftet hatten.

Aber schon jetzt fingen auch die Wühlereien gegen den Bischof an. Einige Tage vor seiner Ankunft hatte man allerlei lächerliche Geschichten über den Niedergang des englischen Einflusses in der Stadt verbreitet. Dieselben verstummten jedoch, als am 26. Colonel Rose bei dem amtlichen Besuche, welchen er dem Pascha machte, mit Ehrenbezeigungen, wie sie sonst nur den höchststehenden Personen erwiesen werden, empfangen wurde, und 100 Grenadiere vor ihm präsentierten. Der Berichterstatter der Times fügt hinzu: „Die Mission ist des Schutzes der englischen Regierung und ihres Gesandten in Konstantinopel sicher. Der Generalkonsul von Syrien hat ihr seinen amtlichen und persönlichen Einfluß wie seine Popularität zur Verfügung gestellt; während der milde und wohlwollende Charakter des Bischofs und der gesunde, praktische Sinn neben den trefflichen Ortskenntnissen von Nicolayson Bürgschaften dafür sind, daß Vorsicht, Liebe und Versöhnlichkeit alle ihre Bemühungen leiten werden.“

Am 25. Januar, dem Tage der Bekehrung des Paulus, wie Rev. E. Bickersteth auf der Missions-Jahresversammlung 1842 hervorhob, sandte der Bischof seinen ersten Brief von

Jerusalem ab. Derselbe begann mit den Worten: „Dem Herrn sei Preis und Ehre immer und ewiglich“ und beschrieb dann seinen Einzug in die heilige Stadt. In England aber herrschte, als die Nachrichten von dem Einzuge Alexanders in Jerusalem anlangten, in den weiten evangelisch gerichteten Kreisen der anglikanischen Kirche große Begeisterung, die sich besonders am Jahresfeste der Londoner Missionsgesellschaft äußerte. Rev. Marsh rief in die Versammlung hinein: „Die Namen des neuen Bischofs predigen und verheißen schon genug; denn er heißt Michael: wer ist wie Gott? Solomon: Mann des Friedens, und Alexander: ein großer Eroberer.“

5. Die bischöflichen Amtsjahre.

Der neue Bischof hatte in der heiligen Stadt Wohnung genommen, und nun galt es zunächst, in derselben Boden zu fassen.

Über das Jerusalem jener Tage finden sich außer bei Robinson auch in dem Werke eines Reisenden W. R. Wilde: „Narrative of a voyage to Madeira, Teneriffa and along the stores of Mediterranean,“ 2 Bände, Dublin 1840, gute Aufschlüsse. Da keine Volkszählung in Jerusalem stattfand, war es schwer, die Einwohnerzahl der Stadt recht zu bestimmen. Wilde giebt die Zahl 35000 an, Robinson dagegen nur etwa 11500 Civilbewohner, und unter diesen 4500 Mohammedaner, 3500 Christen und 3000 Juden, außer ihnen aber die Garnison und die Fremden, die nur zeitweise in der Stadt wohnten. Die christliche Bevölkerung gehörte den verschiedensten früher bereits erwähnten Kirchen an. Die Juden hielten sich zum allergrößten Teile in der Stadt nur auf, um hier einmal zu sterben, nicht aber, um sich durch wirtschaftliche Thätigkeit in derselben ihr Brot zu erwerben. Sie lebten ganz überwiegend denn auch von der Chaluka, jener Spende, welche die Judenschaft der ganzen

Welt für die Jerusalemer Juden aufbringt. Da sich nun aber nicht bloß die Christen und Mohammedaner, sondern auch die Juden in Jerusalem vom Handel fern hielten, war der Verkehr in der Stadt ein sehr geringer und das Aussehen derselben eben daher auch ein recht stilles. Die Straßen waren eng, nicht gut gepflastert und vielfach schmutzig, besonders im Judenviertel; doch immer noch breiter und reiner als in andern türkischen Städten. Die Wohnungsfrage aber war für die Missionare eine äußerst schwierige.

Dem Stolze der Juden schmeichelte es, daß einer von ihrem Volke das hohe Amt eines Bischofs in Jerusalem bekleidete, und sie sprachen viel von seiner Gelehrsamkeit, die so groß sei, daß er unter ihnen einst ein Rav gewesen wäre. Deshalb kamen sie ihm auch freundlich entgegen. Unter den Christen nahmen die Armenier die wohlwollendste Stellung gegen ihn ein. Ihr Patriarch sandte sofort in den ersten Tagen einen Bischof, welcher dem neuen Amtsgenossen in seinem Namen die Aufwartung machen sollte; doch war beschlossen worden, daß Alexander erst nach der Rückkehr des Colonel Rose, der einen Ausflug nach dem toten Meere unternommen hatte, Besuche abstatten und annehmen sollte. Als Colonel Rose zurückgekehrt war, begab sich D. Alexander mit den beiden Geistlichen Williams und Nicolayson, begleitet von einem Zug Janitscharen, zunächst zu dem griechischen Kloster, um diesem als dem Repräsentanten der ältesten eingeborenen Kirche in Jerusalem auch den ersten Besuch abzustatten. Die Aufnahme war eine liebenswürdige. Sprüche der Schrift wurden zu Ehren des neuen Oberhirten angeführt, wie Jes. 2, 3: „Von Zion wird das Gesetz ausgehen, und des Herrn Wort von Jerusalem." — „Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt" (Joh. 13, 35). Besonders gefiel dem Patriarchen der Brief des Erzbischofs von Canterbury wohl, von dem ihm Abschriften in alt- und neugriechischer Sprache zurückgelassen wurden. Darauf

begab sich Alexander in das Kloster der Armenier zum Besuch des Patriarchen derselben. Auch hier war der Empfang ein freundlicher. Immerhin aber drückte der Patriarch die Besorgnis aus, daß man sich etwa in die Angelegenheiten seiner Herde mischen möchte, und wünschte dagegen, daß sich Juden und Mohammedaner um die Fahne Alexanders sammelten. Auch diesem Prälaten übergab er das erzbischöfliche Schreiben und zwar in arabischer Übersetzung.

Die römische Kirche fühlte sich durch die Aufrichtung des protestantischen Bistums und den Einzug Alexanders in Jerusalem sehr beunruhigt. Sie ernannte sofort einen Bischof für die heilige Stadt, um so dem Protestantismus die Spitze zu bieten. Bickersteth aber rief dieser Kirche auf der erwähnten Festversammlung den Namen des Schiffes, welches den protestantischen Bischof nach Jerusalem gebracht hatte: „Devastation, Zerstörung" zu, und weil der römische Bischof zunächst den Titel eines Bischofs von Babylon erhalten hatte, führte der Redner bei der gleichen Gelegenheit den Spruch der Schrift an: „Babel ist gefallen." Gegen Rom war man überhaupt in allen nichtritualistischen Kreisen Englands ebenso erbittert wie gegen die orientalischen Kirchen freundlich gesinnt.

Von den Gegnern des evangelischen Bistums dagegen wurden in England die thörichtsten Gerüchte über den Bischof ausgesprengt. Man erzählte daselbst, Alexander sei bei einer Predigt im Freien fast gesteinigt worden; aber derselbe hat eine solche Predigt nie gehalten, und hat auch bei keiner andern Gelegenheit in jener Zeit irgend etwas erfahren, das zu einem solchen Gerücht hätte Anlaß geben können. Wohl aber bewiesen derartige Vorkommnisse, daß in verschiedenen Lagern die Bedeutung des evangelischen Bistums in Jerusalem tief empfunden wurde.

Den erhebenden Tagen des Anfanges folgten dann für Alexander ernstere Zeiten. Bald nach seiner Ankunft genas seine Frau eines Töchterleins Luise, welches dann der erste Täufling

des Bischofs in der heiligen Stadt war, aber auch der erste Tote, welchen er zu begraben hatte; denn vierzehn Tage nach der Geburt starb das Kindlein und wurde auf dem Berge Zion bestattet.

Hernach fehlte es auch wieder nicht an erfreulichen und ermunternden Erfahrungen. Am 28. Februar durfte der Bischof den Grundstein zur Kirche auf dem Berge Zion legen, und der Bau ging zunächst gut von statten. Es ist dies die Kirche, welche hernach den Namen Christuskirche erhielt. Friedrich Wilhelm IV. hätte sie lieber „Messiaskirche“ oder „Trost Israelskirche“ genannt gesehen, damit ihr Name stets daran erinnerte, daß man an die Erfüllung der Weissagung für das Volk, dem Kanaan gehört, glaube. Bis zur Vollendung der Kirche fand der Gottesdienst in einer provisorischen Kapelle auf dem Zion statt. Die Zahl der Besucher war noch eine kleine, aber der Raum oft bis zum Erdrücken gefüllt. Die Zionsgemeinde zählte damals 25 Proselyten. Am Sonntage nach Ostern taufte der Bischof zum erstenmal eine von Ewald unterrichtete jüdische Familie. Bald darauf ordinierte er auch ein erstes Mal und zwar den Missionar Mühleisen von der Church Missionary Society, der mit einem andern nach Abessinien gehen sollte. Die Ansprache Alexanders an die beiden Missionare über Röm. 10, 15: „Wie sollen sie predigen, wenn sie nicht gesandt werden?“ schloß mit den Worten: „Nur eine Hoffnung muß ich euch aussprechen, ehe ich schließe, nämlich, daß, wie ihr die ersten Ordinierten in unserm Episkopat seid, und wie ihr eure heilige Berufung an dem denkwürdigsten Orte der Welt erhaltet, so ihr auch nie aufhören werdet, für den Frieden Jerusalems zu beten. Und wenn ihr in fernen Ländern die frohe Botschaft der Erlösung verkündigt, dann denket daran, daß es auch ein Teil der Pflicht eines Dieners Gottes ist, in den Inseln der Ferne es zu verkündigen und zu sagen: „Höret das Wort des Herrn, ihr Völker: Der Israel zerstreut hat, der wird es auch wieder

sammeln und wird ihrer hüten, wie ein Hirt seiner Herde. Denn der Herr wird Jakob erlösen und von der Hand des Mächtigen erretten“ (Jerem. 31, 10).

Sehr erfreut wurde Alexander, als er in dieser Zeit die Aufforderung erfuhr, welche Friedrich Wilhelm IV. an die Evangelischen der preußischen Landeskirche gerichtet hatte, eine Kollekte zur Errichtung von Schulen und Hospitälern der evangelischen Kirche im heiligen Lande zu veranstalten. Diese Kollekte hatte den Erfolg, daß 200 000 M. zusammenkamen, die dem Bischofe zur Verfügung nach seinem Gutdünken übergeben wurden. Für die Londoner Judenmission setzte der König einen Jahresbeitrag von 2500 M. aus, die bis heute von allen preußischen Herrschern jährlich ausgezahlt worden sind.

Alexander beschloß nun, Reisen zu machen, um seinen Sprengel kennen zu lernen. Zunächst besuchte er Bethlehem, wo er von dem griechischen Bischofe, der ihm selbst die Geburtsgrotte zeigte, sehr freundlich aufgenommen wurde. Als er mit seiner Tochter Anna und den Begleitern von der Mission in Jerusalem die Grotte betrat, konnte es seine Tochter sich nicht versagen, die Geschichte der Geburt des Heilandes aus dem Evangelium Lukas vorzulesen, die alle schweigend anhörten. Der griechische Bischof erklärte darauf, er wolle auch das gleiche thun. Er ließ sich deshalb seine bischöflichen Gewänder bringen und las dann den betreffenden Abschnitt aus Matthäus vor. Darauf aber mußten die Reisenden an einem Mahle bei dem griechischen Bischof teilnehmen. In Jerusalem wohnten übrigens oft griechische und armenische Priester dem evangelischen Gottesdienste bei, und an dem Geburtstage der Königin von England war einer der ersten Rabbinen bei dem Gottesdienste zugegen, welcher zur Feier des Tages gehalten wurde. Besonders freundlich stellten sich die Armenier. Ein nach Indien gehender armenischer Priester erbat sich durch seinen Patriarchen von Alexander ein Empfehlungsschreiben und erhielt es auch. Der Patriarch lud

darauf den evangelischen Bischof zu Tische. Als dieser mit seinen Begleitern bei demselben anlangte, wurde er an der Thür des Klosters von drei armenischen Bischöfen empfangen, die ihn zu dem Patriarchen führten, und es folgte darauf ein schönes Zusammensein.

Alexander und die Seinigen wurden im Juni vom Fieber befallen, genasen aber bald wieder; doch blieb bei dem Bischof und seiner Frau eine gewisse Schwäche zurück. Die Wohnung am Hiskiasteich erwies sich als nicht gesund für die Familie. Deshalb sollten sie, bis eine passendere gefunden wäre, die Monate August und September außerhalb der Stadt zuzubringen. Der Bischof wandte sich darum an das griechische Kreuzkloster und fand mit den Seinen daselbst eine freundliche Aufnahme. Hier erlangten denn auch die übrigen Familienmitglieder die völlige Wiederherstellung ihrer Gesundheit, nicht so dagegen der Bischof, welchem daher Dr. Macgowan in seinem Hause zu Gifna bei Jerusalem Wohnung anbot. Bald darauf fand Alexander ein anderes Haus in Jerusalem, das zwar nicht sehr geräumig war, aber höher gelegen und gesunder. Dasselbe befand sich auf dem Berge Zion und lag in der Nähe des Missionsgrundstückes.

Unter dem 31. Oktober 1842 sandte der Bischof seinen ersten Jahresbericht an die Londoner Gesellschaft ab, der bei derselben im neuen Jahre angelangen sollte. Derselbe hatte folgenden Wortlaut: „An die Freunde Israels, die zerstreut sind in Großbritannien und Irland und andern Ländern. Gnade, Barmherzigkeit und Friede von Gott, unserm Vater und dem Herrn Jesu Christo.

Da ich durch Gottes Fügung das erste Jahr meines Bischofsamtes in Jerusalem fast vollendet habe, so möchte ich durch die Vermittlung Ihres Blattes Jewish Intelligence einige Zeilen an Sie richten, um mich in Ihre freundliche Erinnerung zu bringen und die zahlreichen Briefe zu beantworten, die ich von

verschiedenen Freunden empfangen habe, die ich aber aus Mangel an Zeit und andern Gründen unmöglich beantworten konnte. Ich bin gewiß, daß sowohl alle die Freunde Israels, welche mir persönlich bekannt sind, als auch alle andern, welche seit langer Zeit das Beste Israels fördern, am Anfang eines neuen Jahres gern den ersten Gruß und Segen von dem Bischof der Vereinigten Kirche von England und Irland, den Gott in seinem unerforschlichen Rat nach Jerusalem gesandt hat, empfangen werden. Das thue ich nun recht von Herzen im Namen des Herrn. Ich kann aber meine Wünsche und Gebete für Sie nicht besser aussprechen als mit den Worten des Psalmisten (134, 3): „Der Herr, der Himmel und Erde gemacht hat, segne dich aus Zion.“

Ich kann wahrhaftig mit Bezug auf so manche, deren persönliche Bekanntschaft ich habe machen dürfen, sagen: „daß ich meinem Gott danke, so oft ich eurer gedenke, und das thue ich stets in all meinem Gebet für euch, und thue das Gebet mit Freuden,“ daß der Herr, der Gott Israels, euer Werk des Glaubens und eure Arbeit in der Liebe annehmen und reichlich segnen möge, daß alle, die lange über Jerusalem getrauert und über sie und ihre Kinder Schmerz empfunden haben, wenn sie sahen, wie sie im Staube daliegt, Grund haben, sich über sie zu freuen (Jes. 66, 10), und daß es ihnen vergönnt werden möchte, das Gute Jerusalems alle Tage ihres Lebens und den Frieden über Israel zu sehen.

Der hauptsächliche Zweck meines Schreibens an Sie ist, Ihnen mitzuteilen, daß es meine Absicht ist, wenn Gott will, den 21. Januar als einen Tag für besondere Gebete und Danksagung festzusetzen, da derselbe der Tag meiner Ankunft in der heiligen Stadt ist, und Sie aufzufordern, liebe Freunde, sich an diesem Tage mit mir in Gebet und Flehen mit Danksagung gegen den Gott Israels um dieses merkwürdigen Ereignisses willen zu vereinigen. Es ist ein Tag, der nie von denen vergessen werden kann, welche Zeugen der Aufnahme waren, die

uns wider alle und auch wider die sanguinischsten Hoffnungen bereitet worden ist — ein Tag, auf den man, wie ich fest glaube, noch als auf einen der merkwürdigsten in den Jahrbüchern der Kirche zurückblicken wird. Auch die Ereignisse in dem eben verlaufenden Jahre bestärken mich in dieser Erwartung. Denn obwohl sich Feinde bemüht haben, durch allerlei Mittel zuerst der Errichtung des Jerusalemer Bistums entgegenzutreten, und obwohl sie hernach so weit gegangen sind, durch abscheuliche und abgeschmackte Erfindungen dasselbe lächerlich zu machen, bin ich doch glücklich, feststellen zu können, daß wir nie im mindesten belästigt oder gestört worden sind. Der freundlichen und ehrenvollen Aufnahme, welche ich am Tage meiner Ankunft erfahren habe, sind weitere Bezeigungen von Achtung und Freundlichkeit allerlei Art gefolgt.

Wir haben unsern Lauf unter manchen Ermutigungen fortgesetzt. Während der Bau der Kirche auf dem Berge Zion fortschreitet, haben wir in der Interimskapelle des heiligen Jakobus unsern Gottesdienst regelmäßig in seiner vollkommenen Form gehalten. Die Gebete unserer unvergleichlichen Liturgie sind täglich um 7 Uhr morgens hebräisch gelesen worden. Die Gemeinde der hebräischen Gläubigen, obwohl notwendigerweise klein, ist doch ein Gegenstand wirklicher Ermutigung für uns. Ihre Zahl ist größer, als die Zahl der hebräischen Christen, welche sich zuerst in Jerusalem versammelt haben. An jedem Abend wird der Gottesdienst englisch gehalten. Am Sonntag haben wir morgens vollständigen Gottesdienst in englischer Sprache, am Nachmittag in deutscher, am Abend englischen Gottesdienst in meinem Hause, und ich muß sagen, derselbe hat sich oft als einen Segen für die Anwesenden erwiesen.

Während meines ersten Jahres haben wir jede Amtshandlung unserer Kirche auch bei uns vollzogen. Eine jüdische Familie und einige Kinder von Bekehrten sind der Kirche durch die Taufe zugefügt worden. Am Sonntag, den 9. Oktober,

hielt ich meine erste Konfirmation ab, die sehr beweglich und ansprechend war. Während der Woche darauf hatten wir eine Trauung von zwei aus dem Judentum Bekehrten. Am letzten Sonntage hatte ich das Vorrecht, den ersten Israeliten zu ordinieren (Tartakover) zusammen mit einem englischen Herrn, der als Kaplan auf den Fregatten amtieren soll, die bei Beyrut stationiert sind. Ohne Zweifel ist Ihnen die vorausgehende Ordination eines Missionars der Church Missionary Society (J. Mühleisen) bekannt, der nach Abessinien gegangen ist. Ich kann nicht umhin, hier eine Stelle aus seinem letzten Briefe anzuführen, den ich vor einigen Tagen empfangen habe, die beweist, von wie großer Wichtigkeit es für ihn ist, daß er die Ordination in Jerusalem erhalten hat:

„Mir sagte Herr Kruse, einer der Missionare in Abessinien, die Thatsache, daß ich nicht allein das heilige Land besucht, sondern auch in Jerusalem die Ordination empfangen habe, wird einen mächtigen Einfluß auf die Gemüter der Abessinier ausüben, mir Ansehen in ihren Augen verleihen und sie für mich zugänglicher als für andere machen."

Ich möchte auch noch einen andern Auszug aus seinem ersten Briefe geben, den er bald nach seiner Abreise von Jerusalem geschrieben hat. Nach einigen bemerkenswerten Mitteilungen aus seinem Tagebuche, die er an seinem Geburtstage das Jahr zuvor in Afrika niedergeschrieben hat, und die den Wunsch, die Ordination zu empfangen, aussprechen, sagt er: „So schrieb ich, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß ich an demselben Tage an den Grenzen des Landes der Verheißung angelangen würde, damit mein Wunsch in Erfüllung ginge. Ehre sei Gott in der Höhe, der mich berufen und nach Zion gebracht hat, um dieses Vorrecht zu erlangen, und noch dazu als der Erstgeborene unter Ihren Söhnen, von denen einmal gesagt werden wird, daß sie in Zion geboren sind (Ps. 87). Vielleicht wäre es schöner gewesen, wenn ein Sohn Israels nach dem Rechte der

Geburt den ersten Segen von Ew. Lordschaft Händen empfangen hätte; aber wenn Sie daran denken, daß ich keine List gebraucht habe, um den ersten Segen davonzutragen, dann werden Ew. Lordschaft auch mit Isaak sprechen: „Ich habe ihn gesegnet, und er soll auch gesegnet bleiben, und wenn viele nach ihm kommen, so will ich sie auch segnen."

Ereignisse von unmittelbarer Missionsbedeutung, welche während des Jahres unter den Juden vorgekommen sind, werden Sie aus den Berichten erfahren haben, die von Zeit zu Zeit in den Jew. Intelligence erschienen sind. Sie sind nicht ohne Interesse gewesen, und wenn man die besonderen Schwierigkeiten dieser Station bedenkt, dann darf man sie als sehr ermutigende betrachten. Wir haben manche Juden unterrichtet, welche im geheimen bereits von der Wahrheit des Christentums überzeugt sind, aber noch durch politische oder häusliche Verhältnisse von einem öffentlichen Bekenntnisse zurückgehalten werden. Der ärztliche Zweig des Missionswerkes hat sich sehr nützlich erwiesen und wird wahrscheinlich unserer Arbeit zu großem Segen gereichen, dies aber nicht allein dadurch, daß er äußerliche Leiden vieler lindert, sondern daß er den Juden auch in praktischer Weise die Liebe der Christen gegen sie kund thut.

Andere Thatsachen könnten als Grund für unsere Dankbarkeit angeführt werden, aber die bisher genannten sind sicher genügend, besonders wenn man sie in Verbindung mit dem zuverlässigen Worte der Weissagung betrachtet, das deutlich erklärt: „Ich will Jerusalem schaffen zur Wonne und ihr Volk zur Freude" (Jes. 65, 18).

Insoweit wir also die Ereignisse des vergangenen Jahres als eine schnelle Annäherung an jene gesegnete Zeit betrachten können, haben wir sicherlich Ursache, uns zu freuen und dankbar zu sein. Aber, meine teuren Freunde, ich möchte Sie innigst um ernstes Gebet für uns bitten. Unsere Lage hier ist keine gewöhnliche. Die Augen der Kirche und selbst der Welt sind

auf uns gerichtet. Wohin wir uns wenden, finden wir Schwierigkeiten und sind mit Nöten und Versuchungen nicht alltäglicher Art umringt. Örtliche Schwierigkeiten und Gefahren entstehen dazu aus dem verwüsteten Zustande Jerusalems und aus seinem Klima. Wir sind alle bisher gnädig bewahrt worden; aber das Klima ist für Europäer angreifend, und alle, die mit der Mission verbunden sind, bedürfen besonderer Gnade und Kraft, um nicht entmutigt zu werden, sondern Hingabe und ausdauernde Liebe für die Stadt unseres Gottes zu behalten, welche sie befähigen kann, ihre Stelle auch im Angesicht von Gefahren zu behaupten.

Wir haben auch mit dem Umstande zu kämpfen, daß Jerusalem von den Heiden zertreten wird und bis jetzt in geheimnisvoller Weise in den Aberglauben und in Unwissenheit dahingegeben ist. Alles dies erfordert viel Geduld, Ausdauer und Liebe, vereint mit Weisheit und Klugheit auf unserer Seite, damit wir, ohne den legitimen Grund anderer zu überschreiten, unsern eigenen recht behaupten und Gott dadurch preisen, daß wir lebendige Briefe sind, die allen Menschen bekannt sind und von ihnen gelesen werden, und als Lichter an einem dunkeln Ort scheinen, ohne den Juden und den Christen und der Kirche Gottes Anstoß zu geben. Für alle diese Gnade bedürfen wir der Gebete der Kirche im allgemeinen und der Freunde Israels im besonderen.

Aber was die zukünftige Herrlichkeit Jerusalems, die Wiederherstellung seiner Kinder und die Aufrichtung des Königreiches unseres Erlösers betrifft, die nach den göttlichen Verheißungen sicher geschehen wird, so müssen wir es immer im Gedächtnis behalten, daß der Herr gesagt hat: „Um alles das will ich gebeten werden." Ich bitte Sie deshalb, meine Brüder, um des Herrn Jesu Christi und um der Liebe des Geistes willen, daß Sie mit mir in Ihrem Gebete für mich darum anhalten mögen, daß der Dienst, welchen ich für Jerusalem habe, dem Herrn angenehm und von ihm gesegnet werden möge. Meine Brüder:

„Um Zions willen laßt uns nicht schweigen, und um Jerusalems willen laßt uns nicht inne halten, bis ihre Gerechtigkeit aufgehe wie ein Glanz, und ihr Heil entbrenne wie eine Fackel; daß ihr des Herrn gedenken sollt, und bei euch kein Schweigen sei, und ihr vor ihm nicht schweiget, bis daß Jerusalem vor ihm gefertigt und gesetzt werde zum Lobe auf Erden“ (Jes. 62, 1. 6. 7).

Ich füge nur hinzu, daß ich, will es Gott, das Abendmahl zum ersten Male in hebräischer Sprache an diesem Tage zu halten gedenke; das soll nach dem hebräischen Morgengebet geschehen. Ein besonderer englischer Gottesdienst soll um 11 Uhr stattfinden. Und ich versichere Ihnen, daß wir Ihrer zusammen an diesem Tage vor dem Thron der Gnade gedenken wollen, bittend, daß der reichste Segen des Gottes Israels auf Ihnen, auf der Kirche und auf dem ganzen Lande ruhen möge.“

Die Lage der Dinge in Jerusalem und im Bistum stellte dieser erste Jahresbericht deutlich dar. Das Erfreuliche und Ermutigende so gut wie das Schwere und Hinderliche in den Verhältnissen treten uns klar entgegen. Besondere Beachtung aber fordert Alexander mit Recht innerhalb des allgemeinen evangelischen und kirchlichen Werkes für die Israelsmission in Palästina. Von hieraus und auf Grund der Verheißungen, welche die Schrift für Israel gegeben hat, sieht er der Zukunft getrost entgegen. Ihm wird darüber sein Werk in der Gegenwart eine Saat auf Hoffnung, und er selbst gewinnt auf diese Weise den sich geduldenden Mut eines Sämanns. Damit aber hatte er die rechte Stellung gefunden.

Zur näheren Erläuterung der in dem Berichte erwähnten Vorkommnisse sei hinzugefügt, daß die dort angeführte Konfirmation an 9 Personen geschah, von denen 8 jüdischer Abstammung waren. Unter denselben befand sich auch eine Tochter Alexanders. Als er seine Hand auf dieses sein Kind legte, fühlte er sich so überwältigt, daß er eine Weile innehalten mußte und

erst allmählich die Kraft erhielt, in der heiligen Handlung weiter fortzufahren. Derselben wohnten über 40 Personen bei.

Die beiden Getrauten waren der ärztliche Missionsgehilfe Melville Peter Bergmann und Maria Dorothea Rosenthal, welche der ersten in Jerusalem getauften jüdischen Familie angehörte. Der Trauung wohnten auch der syrische Bischof, sein Priester und Diakon bei. Auf dieselben machte die feierliche Art und Weise, in welcher der Bischof die heilige Handlung vollzog, einen besonderen Eindruck, da die eingeborene Priesterschaft es bei den eigenen Amtshandlungen an solcher Feierlichkeit durchaus fehlen ließ. Alexander aber verrichtete überhaupt alle kirchlichen Handlungen mit großem Ernst und viel Würde, so daß dies den Gemütern der an diesen Handlungen Beteiligten oft tief eingeprägt blieb. Auch bei dem Hochzeitsmahl war der Bischof zugegen, und die Gäste waren voll Freude darüber, daß sie es mit eigenen Augen hatten sehen dürfen, wie nun auch der Grund für eine natürliche Fortpflanzung der judenchristlichen Gemeinde in Jerusalem gelegt wurde.

Bei der Ordination aber, welche er an dem Proselyten Tartakover und dem Engländer Whitmarsh vollzog, hielt er denselben auf Grund von 2. Tim. 4, 1. 2 eine Ansprache über die Verantwortlichkeit, die Natur und Pflicht des geistlichen Amtes und suchte es ihnen hierbei besonders einzuprägen, daß es die Pflicht des christlichen Predigers sei, Christum als das lebendige und lebendig machende Wort und den einzigen Grund des Heils, das geschriebene Wort aber als die einzige Regel des Glaubens und des Lebens zu verkündigen.

In Jerusalem waren nunmehr aber alle drei Ämter der Kirche von England durch Proselyten vertreten, durch den Bischof Alexander, den Priester Ewald und den Diakon Tartakover.

Recht freundlich gestaltete sich auch fernerhin der Verkehr mit den Würdenträgern der orientalischen Kirchen. Bischof Alexander machte in dieser Zeit dem syrischen Bischof einen

Gegenbesuch, bei welchem der syrische Prälat hervorhob, daß trotz aller Besonderheiten beide Kirchen doch im Grunde wahrhaft übereinstimmten. Insbesondere sei die Kirche der Syrer wie die der Armenier, Kopten und Abessinier den Ketzereien des Arius und des Eutychus durchaus fern geblieben, und nur irrtümlich beschuldige sie das englische Common Prayer Book derselben. Darauf wurde ihm gezeigt, daß sie eine in Malta gedruckte Kirchengeschichte, welche diese Beschuldigungen gegen sie erhob, fälschlicherweise für das Common Prayer Book gehalten hätten, und so wurden bei Gelegenheit dieses Besuchs Mißverständnisse, die sich zwischen beide Kirchen zu stellen drohten, beseitigt. Auch der griechische Bischof von Bethlehem besuchte, von zwei Priestern und einem Diakon begleitet, D. Alexander. Auf seine Bitte erhielt er drei Exemplare des Schreibens des Erzbischofs von Canterbury in altgriechischer, neugriechischer und arabischer Sprache zusammen mit einer neugriechischen Übersetzung des Common Prayer Book. An den Kindern des Bischof Alexander hatte dieser syrische Prälat ebenso wie die andern orientalischen Würdenträger seine Freude.

Die letzte Zeit des Jahres 1842 brachte Alexander um der Gesundheit seiner Kinder willen in Jaffa zu. Für das neue Jahr 1843 wolle er, so lauten seine Worte in einem nach England gesandten Briefe, sich wie auch früher von dem Worte Davids leiten lassen: „Um Jerusalem her sind Berge, und der Herr ist um sein Volk her von nun an bis in Ewigkeit" (Ps. 125, 2). „Sein bin ich," schrieb er am 31. Dezember 1842, „ihm will ich, das ist mein inbrünstiges Verlangen, dienen, und was ihm an mir und durch mich zu thun beliebt, es sei im Leben oder im Sterben, das geschehe nach seinem Rat und Willen."

Im Januar 1843 besuchte er die alte Abrahamsstadt Hebron. Der Weg führte über Bethlehem. Dort wartete der Superior des armenischen Klosters auf ihn und seine Begleiter

und bewirtete sie freundlich; er selbst fand in Hebron im Hause des ersten Juden Aufnahme. Der Bischof besuchte die Synagoge der Stadt und sprach in derselben zu den versammelten Juden über den gekreuzigten und verherrlichten Christus und über die Verheißungen Gottes für das Israel, welches Buße thäte. Willig wurde er angehört.

Am Sonntag, den 8. Januar wollte der Bischof in der Ebene Mamre unter einem Baum, der an der Stelle steht, wo nach der Überlieferung Abraham die Engel empfangen und bewirtet hat, Gottesdienst abhalten. Sie kamen bei zwei Brunnen vorüber, welche die Überlieferung als von Abraham und Jakob gegraben bezeichnet, und gelangten dann zu dem Baume. Derselbe hatte einen Umfang von 22½ Fuß und teilte sich in drei Stämme, von denen sich einer noch einmal teilte. Die Zweige breiteten sich über 49 Fuß nach einer Richtung aus und über 83 Fuß in der andern. Der Baum war eine immergrüne Eiche, die ihresgleichen nicht in ganz Palästina besaß. Blackburn las die Gebete, Ewald 1. Mos. 13, Roland Hebr. 11, dann wurde das Lied „Preis dem Gotte Abrahams" gesungen, am Schluß des Gottesdienstes knieten alle nieder, und der Bischof sprach den Segen in hebräischer Sprache. „Wir fühlten alle, daß der Gott Abrahams uns nahe war. Alle betrachteten wir es als ein hohes und herrliches Vorrecht, unsern Gott und Vater in Christo Jesu an dem geheiligten Orte anzurufen, wo Abraham, Isaak und Jakob gewohnt hatten, und wir verstanden dort so recht die Verheißung des Herrn, der da spricht: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, bin ich mitten unter ihnen." Schweigend gingen wir von dannen, und unsere Herzen waren tiefbewegt."

Die Abrahamshöhle Machpela zu besuchen wurden sie von den Mohammedanern verhindert, welche Andersgläubigen den Eintritt nicht gestatten.

Nach seiner Rückkehr erhielt der Bischof die Einladung des

koptischen Bischofs in Jerusalem, welcher er, von Ewald und Nicolayson begleitet, folgte. Die Kopten sind in der heiligen Stadt sehr unterdrückt und arm. Ihr Kloster steht nach ihrer Meinung auf der Stelle, wo Abraham den Widder in dem Geäst des Baumes verwickelt sah. Der koptische Priester behauptete, dieser Baum habe bis vor wenigen Jahren daselbst gestanden, sei aber damals von den Soldaten Ibrahim Paschas abgehauen worden, und fügte allerlei Märchen hinzu.

In dieser Zeit erfuhr Alexander eine unerwartete Stärkung. Er erhielt nämlich in einem Briefe aus Ostindien eine Gabe für die Mission in Jerusalem. Rev. J. Tucker in Madras und einige andere Geistliche hatten Predigten für die Jerusalemer Mission gehalten und Gaben gesammelt. Diesen Predigten hatte auch ein achtbarer Jude beigewohnt, welcher durch dieselben angeregt in den Unterricht trat und von Tucker getauft wurde. Seitdem suchte dieser Proselyt überall in seiner Umgebung das Interesse für das Jerusalemer Werk zu erwecken. Dem Briefe war auch ein Schreiben von Heidenchristen beigelegt, welche ihre herzliche Teilnahme an den neuen Begebenheiten in Jerusalem aussprachen. Der Brief der eingeborenen Katecheten der Church Missionary Society lautete:

„An den sehr ehrwürdigen Lordbischof von Jerusalem. Ehrwürdiger Vater in Gott! Mit der größten Verehrung bitten wir, die unterzeichneten Katecheten der Church Missionary Society in Madras um die Erlaubnis, Ew. Lordschaft mitteilen zu dürfen, daß die Predigt, welche am 22. Mai 1842 unser geliebter Prediger J. Tucker in der Kapelle, an welcher er steht, gehalten hat, uns tief bewegte und unsere Herzen mit einer Freude erfüllte, die uns zu lauter Dank gegen Gott stimmte, daß er in Ihrem Herzen das Verlangen erweckt hat, unter den Juden der heiligen Stadt zu wirken und dieselben zu überzeugen, wie sie die Seligkeit nur erlangen können, wenn sie zu der Herde Jesu Christi zurückkehren und ihn, den so lange von

ihnen verworfenen und verleugneten Herrn, als ihren Heiland und Erlöser anerkennen. Der Zweck dieses unseres Briefes ist, Ihnen die freudige Hoffnung auszusprechen, daß der Herr in seiner Güte und in seiner Liebe für die Menschen alle Ihre Bemühungen krönen wird, wenn Sie so viel Gutes, als in Ihrer Macht steht, den Kindern Jakobs in Jerusalem erweisen werden. Dies möchten wir Ihnen aussprechen und Sie wissen lassen, daß eine herzliche Teilnahme in unsern eingeborenen christlichen Gemeinden in Madras für alles, was die Juden und Jerusalem betrifft, herrscht. Wir hatten in unserer Kapelle zu Black Town am 16. November, als von den Weissagungen die Rede war, Gelegenheit, auch von der Wiederherstellung Israels zu sprechen, und sind glücklich, es bezeugen zu dürfen, daß unsere Leute einen ernsten Eindruck von unserer Pflicht gegen Jerusalem und die Juden empfangen haben. Unsere Landsleute, die sehr arm sind, und unsere Kinder kamen voll Freude herbei und brachten, was sie geben konnten, für die geistlichen Bedürfnisse der Kinder Israel. Den Ertrag dessen (66 Rupien) haben wir die Freude, Ihnen durch Rev. J. Tucker zuzustellen. Wir bitten Sie, unser und unserer eingeborenen Gemeinden in Ihrem Gebet zu gedenken, und bleiben des ehrwürdigen Vaters in Gott gehorsamste Diener R. Daniel, C. Cornelius."

Später wurden dem Bischof Alexander einmal vom Bischof Wilson in Kalkutta aus dem botanischen Garten daselbst allerlei Sämereien übersandt, die dann in Jerusalem angepflanzt wurden.

In dieser Zeit, nämlich im Mai 1843 hatte Alexander noch eine andere Freude. Damals besuchte zum ersten Male ein Mitglied des preußischen Königshauses, Prinz Albrecht von Preußen, Jerusalem und verkehrte mit dem Bischof und den Missionaren aufs freundlichste. Dem preußischen Königshause blieb denn auch stets Alexander von Herzen zugethan, und er beging jedesmal den Geburtstag König Friedrich Wilhelms IV. voll Dankes mit einer gottesdienstlichen Feier. Ebenso wurde

im Missionswerk dem Bischof eine besondere Freude beschert. Er durfte in demselben Monat vier Juden taufen, unter denen sich zum ersten Male zwei Rabbinen der Stadt Jerusalem befanden. Auch konnte der Bischof in dem gleichen Monat ein College eröffnen, in dem Arbeiter für die Judenmission vorbereitet werden sollten, und nahm vier Jerusalemer Proselyten in dasselbe auf.

Aus Europa kamen gute Nachrichten an. Der Brief, in welchem er des 21. Januar als des Tages seiner Ankunft in Jerusalem zu gedenken aufforderte, hatte besonders in Preußen einen Wiederhall gefunden. In Berlin erließ die Juden- und Heidenmissionsgesellschaft gemeinschaftlich die Aufforderung, den Tag gottesdienstlich zu begehen, und erbat hierfür die Erlaubnis des Ministers der geistlichen Angelegenheiten. Derselbe legte das Gesuch dem Könige vor, und Friedrich Wilhelm wurde hierdurch sehr erfreut. Der König nahm die Gelegenheit wahr, allen Gemeinden der Landeskirche, welche für das Jerusalemer Werk Teilnahme empfänden, eine besondere Jerusalemsfeier zu empfehlen. „Aber nur aus diesem Grunde und nicht aus Rücksicht für ihn" solle diese Feier geschehen. Sämtlichen Gemeinden, welche dieses Fest feiern wollten, wurde ein Exemplar des Briefes von Alexander zugesandt. In der That folgten auch viele Gemeinden der preußischen Landeskirche der königlichen Aufforderung, wie denn im Jew. Intelligence 1843, 271 ff. von Festfeiern aus allen Provinzen des preußischen Staates berichtet wird. Auch noch bis zu diesem Tage wird das Jerusalemsfest in einer Anzahl preußischer Gemeinden begangen, ganz allgemein aber für den Jerusalemsverein in Preußen eine Kollekte gesammelt. In England dagegen beschränkt sich die gottesdienstliche Feier des Tages auf die Londoner Missionsgesellschaft.

Alexander selbst war übrigens verhindert worden, den Jahrestag seines Einzugs in Jerusalem zu begehen, weil einige Tage zuvor der Weiterbau der Kirche auf dem Berge Zion durch die türkische Regierung untersagt worden war, und er des-

halb nach Beyrut reisen mußte, um dieses Verbot rückgängig zu machen. Er kehrte am 7. Februar zurück und hielt darauf am Sonntag, den 12. Februar, die Jahrespredigt über Jes. 63, 7: „Ich will der Güte des Herrn gedenken und des Lobes des Herrn in allem, das uns der Herr gethan hat, und des großen Gutes an dem Hause Israel, das er ihm gethan hat nach seiner Barmherzigkeit und großen Güte." Im Eingang seiner Predigt führt er an, was den Aufschub derselben veranlaßt habe, und fährt dann fort: „Es ist unsere Pflicht, der Güte und der Freundlichkeit Gottes in seinen gnädigen Führungen mit den Menschenkindern im allgemeinen und mit uns im besonderen zu gedenken. Von den frühesten Zeiten her sind für das Andenken an besondere Gnadenführungen besondere Feste und Tage bestimmt worden. Und, meine Brüder, wie wenig wir auch auf die Zeichen der Zeit, in welcher wir leben, achten, und wie gleichgültig wir gegen die wunderbaren Führungen der Vorsehung sein möchten, die Thatsache, daß ein Bischof der englischen Kirche, der selbst aus dem Hause Israel stammt, in der Stadt seiner Väter unter Umständen angekommen ist, die von denen, welche Zeugen derselben gewesen sind, nie vergessen werden können, reicht in sich selber hin, es zu rechtfertigen, wenn wir sie jährlich zu einem Gegenstand besonderer Erwähnung und zum Anlaß der Danksagung gegen den machen, der alle Geschicke der Menschen lenkt und leitet, und der, seinen Verheißungen treu bleibend, hier einen Beweis dafür gegeben hat, daß er seiner Gnade und Wahrheit gegen das Haus Israel gedenkt.

Eben das veranlaßt uns, nicht ohne Grund im voraus an jene letzte frohe und segensreiche Zukunft zu denken, wo alle Enden der Erde das Heil unseres Gottes sehen werden (Ps. 98, 3). Es ist nicht meine Absicht, über diese Hoffnung ausführlich zu sprechen, die uns doch klar in der Schrift vor die Augen gestellt wird, damit wir nicht für zu sanguinisch in unsern Erwartungen, die sich an die Zeichen der Zeit knüpfen, gehalten

werden. Warnt uns doch auch in der That die Wolke, die vorübergehende Wolke, welche sich gerade in diesem Augenblick an unserm hoffnungsvollen Horizont erhoben hat, und die noch über uns hängt (das Verbot, die Kirche weiter zu bauen), deutlich genug davor. Aber es geziemt sich auch für uns zu wachen, daß wir nicht in Gleichgültigkeit verfallen, und daß wir uns hüten, in das Gericht der Spötter der letzten Tage zu verfallen, die ihren Lüsten nachwandeln und sprechen: Wo ist die Verheißung seiner Zukunft? Denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibt es alles, wie es von Anfang der Kreatur gewesen ist (2. Petr. 3, 4). Aber ich will mich gegenwärtig auf die einfache Thatsache der Errichtung des Bistums und auf die merkwürdigen Umstände, die mit derselben in Verbindung stehen, beschränken, und indem ich das thue, möchte ich in aller Demut das Wort des Psalmisten gebrauchen: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb Ehre."

Der hauptsächlichste Grund einer besonderen Feier des merkwürdigen Tages unserer Ankunft hierselbst, und der Grund, warum ich auf denselben jetzt wieder Bezug nehme, ist, euch zu bitten, mit uns den Herrn zu preisen und dies mit den Worten des Apostels zu thun: „O welch eine Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege!" (Röm. 11, 33). Die Worte unseres Textes sind besonders für diesen Gegenstand geeignet, und in demütiger Abhängigkeit von dem Segen Gottes will ich sie

1. als den Spruch des Propheten betrachten und 2. ihre besondere Anwendung auf uns selbst machen.

Der Prophet stellt sich als eins mit dem Volke dar, wenn er der Liebe des Herrn gedenkt, die er an ihm bewiesen hat, und dies nicht wegen irgend eines Guten, das er an ihm sah, sondern nach seiner Gnade und nach der Größe seiner Liebe. Hier schreibt der Prophet sogleich alles der souveränen Gnade

und Liebe Gottes als der Quelle alles Guten zu, das sie durch seine Hände empfangen haben, und deshalb auch als den einzigen und wahren Grund seines Rühmens und Dankens.

Und gewiß, meine Brüder, die Geschichte der Welt zeigt uns nichts, das den großen und außerordentlichen Segnungen gleich wäre, die Israel erfahren hat. Wenn wir einen Augenblick über die heiligen Blätter seiner Geschichte und auch über die, welche vor den Weissagungen des Propheten liegt, dahinblicken, welche große und unaussprechliche Ursache stellt sich dann zum Preisen und Anbeten unsern Augen dar!

An dem Anfange der Geschichte schon sehen wir die souveräne Macht und Gnade Gottes in der Berufung Abrahams sich offenbaren. In Finsternis und Abgötzendienst begraben wird er nicht allein berufen aus seinem Vaterlande, von seiner Freundschaft und von seinem Vaterhause auszugehen, um in ein unbekanntes Land zu ziehen, sondern auch sogleich willig gemacht, an demselben Tage, wo sich die Macht Gottes an ihm beweisen will, dem Rufe zu gehorchen. Es muß gegen sein natürliches Gefühl gewesen sein, alles, was ihm nahestand und teuer war, unter so eigentümlichen Umständen zu verlassen; aber außer den gnadenreichen Verheißungen, die ihm bei dieser göttlichen Berufung gegeben wurden, ward ihm auch der Glaube verliehen, welcher sich auf die Dinge verläßt, die man erhofft, und der eine innerliche Überführung von dem ist, was man nicht sieht. Dieser Glaube ist ihm aber auch sogleich zur Gerechtigkeit angerechnet worden.

Hier sehen wir denn sogleich am Anfange der Geschichte Israels die Gnade und Güte Gottes in wunderbarer Weise sich entfalten. Wäre nicht der Ruf erfolgt, oder hätte Abraham demselben nicht gehorcht, dann würde, menschlich gesprochen, die Menschheit noch in heidnischer Finsternis und Götzendienst begraben sein. Aber sein Gehorsam ist nicht, wie die jüdischen Rabbinen lehren, seiner angeborenen Herzensgüte zuzuschreiben,

sondern der göttlichen Macht, welche sein Herz geneigt machte, dem Willen Gottes zu folgen. Die Absichten Gottes begannen hernach unter den Nachkommen Abrahams sich zu entfalten, und das wieder unter Umständen, welche den Preis und die Anbetung des Propheten sowohl als des Volkes Gottes in allen Zeiten hervorrufen müssen, wenn wir bei denselben einen Augenblick verweilen.

Welche menschliche Klugheit hätte vorhersehen können, daß sich eine so augenfällige Bewahrheitung des prophetischen Wortes: „Der Zorn des Menschen soll Gott preisen" ereignen würde, wie sie in der Thatsache vorliegt, daß der Neid von Josephs Brüdern das Mittel wurde, die Familie zu erhalten, in welcher alle Völker der Erde gesegnet werden sollten? Hier also liegt ein Beweis der Güte Gottes gegen Israel vor, welcher wohl geeignet ist, den Lobpreis und die Anbetung dessen hervorzurufen, der diese Dinge einmal betrachtet.

Wiederum, welch eine auffällige Offenbarung seiner Güte und Gnade wie seiner wunderbaren Macht war der Auszug der Kinder Israel aus Ägypten! Während sie von ihren Königen zu Sklaven gemacht waren und unter ihren Banden seufzten, gefiel es Gott, ihr Schreien zu erhören, und er befreite sie mit seiner mächtigen Hand und seinem ausgereckten Arm; er bewies seine große Macht an ihnen, indem er das rote Meer zerteilte und das Volk durch dasselbe trockenen Fußes wandern ließ, während die Feinde im Meere untergingen. Dies war eine augenfällige Offenbarung seiner Gnade gegen das Volk, so daß dieses Ereignis mit Recht ein Gegenstand besonderer Erinnerung unter ihnen geblieben ist, und dasselbe ihnen stets als eines der Hauptereignisse ihrer Geschichte gilt.

Während der darauf folgenden Wanderung in der Wüste erfuhr es nicht weniger bei unzähligen Gelegenheiten die Güte und Gnade seines Gottes. Er ging vor ihm her in einer Wolke des Tages und in einer Feuersäule des Nachts; er machte

die Finsternis vor ihm her zum Licht und das Krumme gerade. Er nährte es mit Manna und gab ihm Wasser aus dem Felsen zu trinken. Er dämpfte seine Feinde und gab ihm zuletzt dieses Land der Verheißung, aus welchem er sieben Nationen, die größer und mächtiger als Israel waren, vertrieb. Bei allen Trübsalen der Kinder Israel war er betrübt, und der Engel seiner Gegenwart rettete sie; in seiner Liebe und in seinem Erbarmen erlöste er sie und trug sie und führte sie alle Tage der Vergangenheit.

Aber vielleicht der merkwürdigste Zug der Erweisung der Liebe und Gnade, welche Gott in den Führungen dieses Volkes an den Tag legte, war es, daß er trotz seiner häufigen Empörungen, und obwohl es seinen Wohlthäter reizte und vergaß, dieselbe an ihm übte. Wie ein guter Vater, der seine Kinder liebt, züchtigte er sie, so oft ihre Sünden es forderten; aber dennoch wandte er seine Güte nicht von ihnen und ließ seine Gnade nicht hinfallen.

Aber der Prophet erwähnt die Gnade Gottes gegen Israel nicht allein mit Bezug auf die früheren Wege des Herrn mit diesem Volke, sondern auch mit Bezug auf seine Gegenwart und Zukunft. Im Geiste der Prophetie besaß er einen ebenso klaren Blick für die Zukunft wie für die Vergangenheit. Und gewiß, meine Brüder, wenn der Prophet jetzt auftreten möchte, würde er noch größere Ursache haben, die Worte unseres Textes zu gebrauchen; denn wie groß hat sich stets seit der allgemeinen Zerstreuung der Kinder Israel die Güte und Gnade des Herrn gegen dieselben bewiesen! Der Auszug aus Ägypten wird durch das größte Ereignis in ihrer Geschichte ganz in den Schatten gestellt, dadurch, daß in der Fülle der Zeit der Heiland den Thron der Herrlichkeit seines Vaters verließ und in diese Welt kam, wo er nicht die Natur der Engel annahm, sondern die des Samens Abrahams. Da kam er, wahrlich, „ein Licht zu erleuchten die Heiden," aber nicht weniger „zum Preise seines

Volkes Israel." Und doch erfüllte sich das Maß ihrer Sünden, und sie verwarfen und kreuzigten den Herrn der Herrlichkeit; doch nahmen, als der Erlöser in sein Eigentum kam, die Seinen ihn nicht auf; so viele aber ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, und gelobt sei Gott, viele nahmen ihn auf, die dann die Herolde seiner Gnade gegen die ganze Welt wurden, die im Finstern und Schatten des Todes sitzt. Also erfüllten sie die göttliche Verheißung, die dem Abraham gegeben und Isaak und Jakob wiederholt war: „In dir und in deinem Samen sollen alle Geschlechter der Erde gesegnet werden." Diese erfuhren im weitesten Sinne des Wortes die Gnade und Güte des Herrn, und waren unter der Zahl der Erlösten, welche ihre Kleider gewaschen und helle gemacht haben im Blute des Lammes.

Was aber die angeht, welche nicht geglaubt haben, so dürfen wir nicht vergessen, daß der Apostel die Frage thut: „Sage ich denn, Gott hat sein Volk verworfen? Das sei ferne." Sie sind nicht verworfen, weder als Nation noch als einzelne. Denn was sagt der Apostel, Röm. 3, 3? „Daß aber etliche nicht glauben, was liegt daran? Sollte ihr Unglaube Gottes Glauben aufheben? Das sei ferne. Seine Gaben und Berufung mögen ihn nicht gereuen." „Gott ist nicht ein Mensch, daß er lüge, oder eines Menschen Kind, daß ihn etwas gereue. Sollte er etwas sagen und nicht thun? sollte er etwas reden und es nicht halten?" (4. Mos. 23, 19.) Er hat einst erklärt (Jerem. 31, 36): „Der Same Israels soll nicht aufhören, daß er nicht mehr ein Volk sei vor mir ewiglich," und wir erblicken es in der Erhaltung der Kinder Israel bis zu diesem Tage, wie er seine Zusagen in wunderbarer Weise wahr gemacht hat. Denn obwohl sie unter alle Völker zerstreut sind, unter denen sie ein Scheusal und ein Sprichwort und ein Spott geworden sind, und obwohl sie niedergeworfen sind, so sind sie doch nicht zerstört worden. Während sie in den furchtbaren Erfahrungen des gött-

lichen Gerichts die Folgen ihrer Sünde erlebt und es so der Welt bewiesen haben, daß es ein schreckliches Ding ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, sind sie trotzdem noch ein Denkmal der Güte und Gnade Gottes. Denn schaut hin (der Bischof wies hierbei auf den Ölberg und die andern Höhen Jerusalems vor den Augen seiner Zuhörer) auf die Berge da draußen, welche dem Laufe der Jahre Widerstand geleistet haben und aussehen, als könnten sie nie wanken: „Dennoch sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer“ (Jes. 54, 10).

Die Vergangenheit und Gegenwart sind aber auch Unterpfänder der Zukunft. Denn also spricht der Herr (Jer. 31, 28): „Gleichwie ich über sie gewacht habe, auszureuten, zu reißen, abzubrechen, zu verderben und zu plagen, spricht der Herr,“ und wieder (Jer. 32, 42): „Wie ich über das Volk habe kommen lassen alles dieses große Unglück, ebenso will ich auch alles Gute über sie kommen lassen, das ich ihnen geredet habe.“ Groß und herrlich in der That sind die Verheißungen von dem zukünftigen Segen Israels, mit denen die Schrift erfüllt ist. Es genüge, eine oder zwei als Beispiele aller anzuführen. Jer. 32, 37—40: „Siehe, ich will sie sammeln aus allen Ländern, dahin ich sie verstoßen habe durch meinen großen Zorn, Grimm und Unbarmherzigkeit, und will sie wiederum an diesen Ort bringen, daß sie sollen sicher wohnen. Und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein. Und ich will ihnen einerlei Herz und Sinn geben, daß sie mich fürchten sollen ihr Lebenlang, auf daß es ihnen und ihren Kindern nach ihnen wohlgehe. Und ich will einen ewigen Bund mit ihnen machen, daß ich nicht will ablassen, ihnen Gutes zu thun, und will ihnen meine Furcht ins Herz geben, daß sie nicht von mir weichen.“ Jer. 33, 6—8: „Siehe, ich will sie heilen und gesund machen und will sie des Gebetes um Frieden und Treue gewähren. Ich will das Ge-

fängnis Judas und das Gefängnis Israels wenden, und will sie bauen, wie von Anfang, und will sie reinigen von aller Missethat, damit sie wider mich gesündigt haben, und will ihnen vergeben alle Missethat, damit sie wider mich gesündigt und übertreten haben."

Aus diesen und vielen Stellen schließen wir, daß der Segen, welcher noch dem Volke Israel in der Zukunft vorbehalten ist, alle Güte und Gnade weit übertreffen wird, welche ihm der Herr in früheren Zeiten erwiesen hat. Aber ich möchte nun, daß wir diese Prophezeiungen mit ihrer Beziehung auf uns kurz betrachten; denn was für Ansichten immer Zweifler, Feinde oder laue Freunde hinsichtlich unserer Stellung hegen, und welche unmittelbaren oder ferner liegenden Interessen unserer Kirche mit derselben verbunden sein mögen, so kann das alles doch nicht von den Hoffnungen Israels getrennt werden, sondern dieselben stehen vielmehr mit alle dem in engster Verbindung. Ich halte es deshalb für kein kleines Vorrecht, meine Brüder, nachdem ich das erste Jahr meines Bistums in Jerusalem zugebracht habe, daß ich den Spruch unseres Textes gebrauchen und an dieser Stelle, auf dem Berge Zion, auf der Höhe, die der Herr selbst erwählt hat, inmitten dieser Gemeinde, die Güte Gottes rühmen und das Lob des Herrn erheben darf, nach allem, was er an uns gethan hat, und seine große Liebe gegen das Haus Israel, die er ihm erwiesen hat nach seiner Gnade und Güte. Ja, ich will zuerst die Güte des Herrn preisen und seinen Ruhm nach allem, was er an uns gethan hat. So abgeneigt ich von Natur bin, öffentlich von dem zu reden, was meine eigene Person betrifft, so ist es doch, wenn es sich um die Ehre Gottes handelt, meine Pflicht, alle natürlichen Gefühle zurückzustellen und das Lob und den Ruhm dessen zu erhöhen, welcher die Blinden auf einem Wege leitet, den sie nicht kennen, dessen Gerichte unbegreiflich und dessen Wege unerforschlich sind.

Wohl berief er mich nicht wie unsern Vater Abraham aus einem Zustande der Gottlosigkeit heraus; aber doch berief er mich

aus einem Zustande, in dem ich tot war, mein Vaterland, meine Freundschaft und meines Vaters Haus zu verlassen. Er stärkte mich auch durch seine Gnade, diesem seinem Rufe zu gehorchen, obwohl dies unter besonders peinlichen und demütigenden Umständen geschah. Der Weg vor mir erschien dornig und mit Trübsal und Verfolgungen von innen und von außen umringt; aber ich freue mich, es öffentlich bezeugen zu dürfen, daß ich den Herrn als einen treuen Gott erfunden habe, der seine Verheißungen wahr macht, die alle Ja und Amen in Christo Jesu sind. Nach seinem heiligen Willen hat er mich gezeuget durch das Wort der Wahrheit, welches Wort ich unter seiner Gnade und Hilfe als meinen Führer erwählt habe, als Leuchte für meine Füße und als das Licht auf meinem Wege. Zu seiner Zeit und auf seinen Wegen berief er mich zu dem heiligen Amt und zuletzt zu dem, ich möchte fast sagen, furchtbar verantwortlichen Posten, auf dem ich jetzt stehe. Meiner Natur nach wäre ich vor so großer Verantwortung zurückgeschreckt und würde wie Mose gesprochen haben: „Herr, sende, wen du senden willst.“ Aber da ich völlig überzeugt war, daß es der Ruf Gottes sei, so war es offenbar meine Pflicht, ihm zu folgen; denn ich wußte, daß es unter der Leitung dessen geschah, der gesagt hat: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“

Und, meine Brüder, ich habe mich bisher nicht getäuscht, noch soll mich der Unglaube an der Wirksamkeit derselben Kraft in der Zukunft zweifeln machen. Viele und große, menschlichen Augen fast unüberwindlich erscheinende Schwierigkeiten sind bereits überwunden worden, und obwohl manche vielleicht noch größere vor mir liegen werden, so glaube ich doch und fürchte mich nicht. Denn der errettet hat, errettet wieder, und ich traue auf ihn, daß er mich noch ferner erretten wird. Deshalb will ich der Güte des Herrn gedenken, und seines Lobes nach allem, was er an mir gethan hat, für alle Gnade und Kraft, die er

mir bereitet hat, für alle seine bewahrende Sorge und Liebe, mit einem Wort, für allen geistigen und leiblichen, für allen persönlichen und allgemeinen Segen.

Aber nach dem Worte unseres Textes muß ich auch noch die Güte des Herrn erwähnen, welche er an dem Volke Israel erwiesen hat. In dem Anfange, dem Fortgange und der schließlichen Errichtung des Bistums, das unter so merkwürdigen Anzeichen göttlicher Leitung hergestellt worden ist, hat sich unzweifelhaft die Güte des Herrn gegen Israel bewiesen. Selbst der oberflächlichen Beobachtung muß die veränderte Stimmung auffallen, die sich bei dieser unserer Anstellung gegen das lange vernachlässigte und verachtete Volk offenbart hat. Nicht viele Jahre vorher konnte man wörtlich sagen: „Das ist Zion, nach der niemand fragt.“ Aber jetzt fangen einige der höchsten Herrscher der Erde an, seines elenden Zustandes zu gedenken und im besten Sinne des Wortes seine Wohlfahrt zu suchen. Die allgemeine Aufmerksamkeit, welche durch diesen außerordentlichen Schritt auf den Träger des bischöflichen Amtes in Jerusalem gelenkt worden ist, muß, obwohl sie notwendigerweise auch manche Nachteile mit sich bringt, doch zu wichtigen Ergebnissen führen. Darin hat sich also eine große Güte Gottes gegen das Haus Israel bewiesen.

Und was ferner das geistliche und ewige Wohl der Kinder Israel betrifft, so kann die Errichtung des Bistums auch nur wieder als ein Segen betrachtet werden. Die lange Vernachlässigung und Gleichgültigkeit, welche die Juden bisher von den Christen erlitten haben, hatte die Wirkung, daß in den Gemütern der Juden ein großes Vorurteil gegen die Wahrheit des Evangeliums herrschte. Sie haben in ihrer Unwissenheit diese Wahrheit verachtet, und Tausende sind täglich in ihren Sünden aus Mangel an Erkenntnis untergegangen. Unsere Stellung hier aber kann nicht verfehlen, einen Geist des Fragens unter ihnen zu erwecken, und wir müssen notwendigerweise hoffen, daß

nun manche durch Gottes Gnade dahin gelangen werden, zu fragen: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“

Aber zuletzt müssen wir auch die Anstellung eines Bischofs selbst als ein Zeichen betrachten, daß die Zeit, Zions sich zu erbarmen, nahe ist. Zion und ihre Kinder haben lange in Banden gelegen und sind von den Völkern zertreten worden. Nichts aber ist in der Schrift deutlicher verkündigt, als daß es nicht immer so bleiben, sondern daß die Tage ihrer Trauer ein Ende haben sollen. Und während wir auf der einen Seite eine wachsende Beachtung der Ansprüche Israels unter den christlichen Nationen wahrnehmen, geht damit ein Werk Gottes und der Christen unter den Juden selbst Hand in Hand. „Der Herr nimmt einen aus einer Stadt und zwei aus einem Hause“ und bringt sie nach Zion, und so dürfen wir hoffen, daß die Zeit nicht fern ist, „wo ganz Israel selig wird. Denn kommen wird aus Zion, der da erlöse und abwende das gottlose Wesen von Jakob, und dies ist mein Testament mit ihnen, wenn ich ihre Sünden werde weg nehmen“ (Röm. 11, 21. 27).

Also, meine Brüder, haben wir in allen diesen Beziehungen Grund, den Spruch unseres Textes zu gebrauchen und die Güte und den Ruhm des Herrn zu erheben, nicht allein für alles Gute, welches er uns als einzelnen erwiesen hat, sondern auch für seine große Güte gegen das Haus Israel, welche er ihm bewiesen hat nach seiner Gnade und nach der Größe seiner Güte.

Laßt mich also zum Schluß betrachten, wie notwendig es ist, unsere gegenwärtige Stellung recht zu erwägen. Wir sind durch die Vorsehung Gottes hierhergestellt in eine Stadt, die auf einem hohen Berge liegt, daß sie nicht möge verborgen bleiben (Matth. 5, 14). Dadurch ist wahrlich unsere Verantwortung sehr vermehrt, und oft habe ich die Gelegenheit gehabt, euch darauf hinzuweisen. Aber groß ist auch das Vorrecht, das uns gewährt ist, Glieder des echten Jerusalems, Glieder der Kirche Gottes zu sein, welche er als einen Zeugen der Wahrheit hier-

her verpflanzt hat. Laßt mich euch also ermahnen, an die Güte des Herrn und an seinen Ruhm nach allem, was er an uns gethan hat, zu denken, und das nicht bloß auswendig mit den Worten unserer Lippen, sondern in unserm Leben, indem wir uns selbst in den Dienst Gottes stellen und vor ihm in Heiligkeit und Gerechtigkeit wandeln.

Neben dem Danke und Preise des Herrn für seine Güte gegen das Haus Israel laßt uns aber auch nicht aufhören, um die Ausgießung des heiligen Geistes über das Haus Israel und über die Bewohner Jerusalems zu bitten, daß es wieder genannt werden möge eine Stadt der Gerechtigkeit und eine fromme Stadt (Jes. 1, 26. 27), und von Zion möge wieder ausgehen das Gesetz und das Wort des Herrn von Jerusalem, und daß des Herrn Verheißung durch seinen Propheten (Sach. 8, 7. 8) sich bald erfüllen möge: „Siehe, ich will mein Volk erlösen vom Lande gegen Aufgang und vom Lande gegen Niedergang der Sonne, und will sie herzubringen, daß sie zu Jerusalem wohnen, und sie sollen mein Volk sein, und ich will ihr Gott sein in Wahrheit und Gerechtigkeit.“ Amen.“

Diese Predigt Alexanders zeigt deutlich, welcher Art der Mann gewesen ist, der berufen war, der Vertreter der evangelischen Kirche in Jerusalem zu sein. Wir haben es hier nicht mit dem Formalen der Predigt zu thun, sondern mit dem Inhalt derselben. Da sehen wir aber, daß dieser Bekehrte aus Israel das Evangelium von der Gerechtigkeit durch Jesum Christum aus Gnaden allein in seiner ganzen Klarheit und Kraft erkannt und erfahren hat. Bei ihm ist nichts von dem Menschenruhm und der Menschenvergötterung zu finden, welche den Juden und selbst nicht wenigen Proselyten im Fleisch und Blut liegt. Von ihm hören wir keine Verherrlichung der eigenen Nation, von der sonst beständig der Mund der Juden und sogar nicht weniger ihrer Bekehrten übergeht. Sein Volk ist ihm nur ein Ehrendenkmal der Gnade, welche den Menschen gegen jedes eigene

Verdienst und sogar wider alle eigene Würdigkeit berufen hat, um ihren Ruhm an ihm kund zu thun. Die heilige Souveränität Gottes hat Alexander stets mit ganzem Ernste geltend gemacht und nicht gelitten, daß irgend welche menschliche Gedanken, Einbildungen oder Ansprüche derselben zu nahe träten; aber ebenso hat er es auch gepriesen, daß der große, erhabene Gott in der Offenbarung seiner unendlichen Majestät zugleich die Überschwenglichkeit seiner Liebe und seines Erbarmens kund gethan hat. Immer wieder hat er es gepriesen, daß die Gnade Gottes die Verstoßenen erwählt hat, um über ihnen die ganze Herrlichkeit seines Heils aufleuchten zu lassen. Er rühmte einen Gott, dessen Größe darin am meisten erkannt wird, daß er dort Leben und Frieden schafft, wo lauter Dunkel und Verderben, Tod und Gericht herrschen. In die Höhe, die Weite und Tiefe der Gnade Gottes in Christo Jesu hat er selige Blicke gethan, und was sein Geist geschaut, das mußten seine Lippen preisen. So hat er die Gnade um deswillen gepriesen, was sie an ihm selbst gethan hatte, so hat er sie über ihrem Werk an vielen Bekehrten aus seinen Brüdern gerühmt. So war es seine Freude, daß er es anschauen durfte, wie in das gegenwärtige Dunkel Israels manche Strahlen des Lichtes von oben hineindrangen; und über dem allen hat er es verspürt und erkannt, daß sich der volle Tag des Heils für sein Volk nahe. Aber eben darum, weil ein solcher Mann jetzt als Bischof in Jerusalem waltete, dürfen wir sagen, daß es der große und gute Rat Gottes war, welcher ihn an diese Stelle geführt hat.

Gegen den Schluß seines zweiten Amtsjahres 1843 in der heiligen Stadt sandte er wieder einen Jahresbericht nach London. Auch dieser enthält manches Bemerkenswerte und kann von allerlei Fortschritten besonders in der Stadt Jerusalem selbst erzählen; aber freilich übte das ungewohnte Klima auf Alexander und die Seinigen einen ungünstigen Einfluß aus. Er muß wieder über allerlei Krankheit berichten, die ihn selbst, seine Familie und

andere Glieder der Missionsgemeinde heimgesucht habe, doch fügt er voll Dankes hinzu, daß niemand diesen Anfällen erlegen sei.

Vieles andere auch ist ihm hindernd in den Weg getreten, „aber kein Werk Gottes ist je ohne Widerstand geblieben. Es liegt in der Natur der Sache; denn Gottes Werk ist allen Werken der Finsternis entgegengesetzt. Aber nichts hat sich ereignet, was seine Grundlagen im geringsten hätte erschüttern können . . . Die Unterbrechung des Baues der Kirche konnte unter allen Umständen kaum vermieden werden, aber in dem übrigen Werke der Mission hat keine Unterbrechung stattgefunden . . . Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden, sondern in langsamer und stufenweiser Entfaltung der Gedanken und des Rates Gottes; das müssen alle sehen, die in dem Werke stehn . . . Das Gebot, Buße und Vergebung der Sünden allen Völkern zu predigen, und damit in Jerusalem zu beginnen unter den zahlreichen Juden der Stadt, die sich noch stets vermehren, muß erfüllt werden. Mehrere derselben sind im Laufe des Jahres getauft worden, andere sind in Unterricht genommen. Der Besuch des täglichen hebräischen Gottesdienstes durch die Proselyten und die forschenden Juden ist sehr ermutigend. Bei der monatlichen Feier des Abendmahls sind nicht selten über zwanzig hebräische Kommunikanten gegenwärtig, welche mit den andern christlichen Brüdern an der heiligen Feier teilnehmen, damit bezeugend, daß in Zion durch den, welcher gerade an dieser Stätte den Zaun zerbrochen hat, der zwischen ihnen lag, die Feindschaft im Fleisch hinweggenommen ist, und daß er beide versöhnt hat mit Gott in einem Leibe, so daß durch ihn beide den Zugang haben in einem Geist zum Vater (Eph. 2, 14. 18).

Das Werk unserer Kirche und Mission hat sich im verflossenen Jahre auch auf andere Orte des heiligen Landes ausgebreitet, und Stationen sind in Safed und Beyrut errichtet worden.“

Nach diesen Mitteilungen aber bittet der Bischof, sich nicht durch falsche Gerüchte von Anfeindungen, welche das Jerusalemer Bistum erfahren habe, irre machen zu lassen. Man gieße freilich allerlei Spott und Hohn über seine Person aus. Cartwright schreibt darüber in seiner Gedächtnispredigt: „Man stieß sich an seiner jüdischen Abstammung, seiner jüdischen Erziehung, seiner zahlreichen Familie, seinen häuslichen Einrichtungen, man suchte ihn auf allerlei Weise lächerlich zu machen. Die Ungläubigen vereinigten sich mit den Fanatikern, die Freidenker machten gemeinschaftliche Sache mit den Papisten, die Weltmenschen mit den abgöttischen Leuten. Im Jerusalemer Bistum erblickten sie einen gemeinsamen Feind. Es schauderte ihnen bei dem Gedanken, daß ein zweiter Jude auf dem Stuhl des Jakobus saß. Sie zitterten davor, die protestantische Lehre in Verbindung mit dem Namen eines Bischofs in der Stadt Jerusalem zu erblicken. Sie streuten gegen dieses Bistum öffentlich ihre Verdächtigungen aus und intriguierten heimlich wider dasselbe. Sie haben gegen dasselbe geschrieben, geredet, und einige in der Stille gegen dasselbe gebetet und den Vorschlag gemacht, zum Thron der Gnade das Gebet zu senden, daß er das protestantische Bistum auf dem Berge Zion zu nichte machen möchte. Im britischen Parlament ist der Bischof öffentlich von einem Mitgliede angegriffen worden, das höhnend darauf hinwies, wie er mit einer großen Kinderschar seinen Einzug in Jerusalem gehalten habe. Dieses Mitglied ist aber von allen Seiten ernstlich zurechtgewiesen worden, und schließlich hat die Sache dem Evangelium nur genützt, weil gerade in dieser Weise die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Jerusalemer Bistum gelenkt wurde." Die heilige Stadt wurde nun öfters von Reisenden besucht, welche das Werk daselbst in Augenschein nahmen, darüber in den öffentlichen Blättern berichteten und so demselben neue Freunde erweckten. Die Zahl der Schriften über das heilige Land und über die daselbst getriebene Mission nahm sichtlich zu, und viele, welche Jerusalem

besucht hatten, hoben es nun hervor, mit welcher Freude sie es erfüllt habe, daß sie dort an einem evangelischen Gottesdienst hatten teilnehmen können.

Fortwährend lag es Alexander daran, seinen weiteren Sprengel kennen zu lernen. Deshalb machte er im Jahre 1844 mit seiner Frau und Dr. Macgowan eine Reise nach Beyrut. Er kehrte bei dieser Gelegenheit in dem Kloster auf dem Berge Karmel ein, dessen Mönche ihm viele Aufmerksamkeiten erwiesen. Die Reise ging über Nazareth und Tiberias nach Safed, wo er die Missionare der Londoner Gesellschaft, Behrens und Sternschuß, besuchte. Die Küste entlang ging es dann nach Beyrut, wo Rev. Winbolt im Dienst der Mission wirkte. Alexander hielt am Sonntag in der Missionskapelle die Predigt und teilte das Abendmahl aus.

Im Mai machte er eine Missionsreise im nördlichen Teil von Palästina und besuchte während derselben auch die Samariter. Auf dem Berge Garizim hielt er am Himmelfahrtstage an der Stelle, wo einst der Tempel der Samariter stand, und wo dieselben am Passah ein Lamm opfern, Gottesdienst. Der Gottesdienst am Trinitatissonntage in Jerusalem, an dem die Missionare Behrens und Sternschuß die Ordination erhielten, war von über 140 Personen besucht und 57 nahmen am Abendmahl teil. Die Gemeinde nahm eben rasch zu, wenngleich die erwähnten Kommunikanten nicht alle Gemeindeglieder, sondern manche auch Reisende waren. Noch in demselben Jahre fanden drei weitere Ordinationen statt.

Im Laufe des Jahres haben der Bischof und seine Familie wieder viel von Krankheit zu leiden gehabt; doch genas er auch wieder nach nicht zu langer Unterbrechung. Als er unter dem 28. Oktober 1844 seinen dritten Jahresbericht nach London sandte, wartete er noch darauf, daß von Konstantinopel die Erlaubnis zum Weiterbau der Kirche einliefe. Inzwischen wurde die vorläufige Kapelle erweitert, die aber auch in ihrer neuen

Gestalt meistenteils mit Besuchern ganz angefüllt war und in der Reisezeit, wo sich viele Auswärtige einfanden, oft den Bedürfnissen nicht genügte. Der Gemeinde wurden während des Jahres 13 neue Mitglieder jüdischer Abstammung zugefügt. Seit Alexanders Ankunft in Jerusalem hatten überhaupt 37 Taufen stattgefunden und 26 Konfirmationen, 9 waren zu Diakonen, 5 zu Priestern ordiniert worden, 4 unter denselben waren Proselyten; die am 1. September Ordinierten wurden nach Hebron, Beyrut und Bagdad gesandt.

Die Proselyten hatten oft noch darunter zu leiden, daß sie keinen oder nicht genügenden Schutz von der türkischen Obrigkeit erfuhren. Trotzdem hatten manche derselben auch unter den schlimmsten Verfolgungen Treue gehalten und selbst den Verlust aller ihrer Güter ruhig erduldet. Umsomehr aber stellte sich heraus, wie dringend notwendig es war, daß die Obrigkeit diejenigen, welche Protestanten wurden, gegen Angriffe von außen sicher stellte. Ein Anfang der Anerkennung war ja durch die Erlaubnis zur Errichtung des protestantischen Bistums gemacht; aber für die Übertretenden waren viele Hindernisse noch nicht aus dem Wege geräumt; ja, es bedurfte noch im Gebiete der türkischen Herrschaft einer ausdrücklichen Bestätigung des Rechtes, zum Protestantismus überzutreten, für alle Christen und Juden, insbesondere für diejenigen, welche türkische Unterthanen waren. Ebenso aber galt es, daß die Rechte, welche der preußischen und der anglikanischen Kirche zugestanden waren, von der Regierung als für alle evangelischen Kirchen gültig anerkannt wurden. Alexander hatte jedoch guten Mut, da der erste Schritt gethan war, und hielt daran fest, daß die Pforte die Folgen desselben nicht mehr umgehen könnte. Das Ziel, welches erreicht werden mußte, hielt er sicher im Auge und war entschlossen, weiter zu dringen. Wohl erfuhr er stets von neuem, daß die Pforte am liebsten keinen Schritt weiter, als es bisher geschehen war, gegangen wäre; aber er hatte Vertrauen und Ge-

duld genug, um auf eine weitere günstige Entwicklung zu hoffen und zu harren. Die Aufgabe der Gegenwart aber, das erkannte er deutlich, war es, das gepflanzte zarte Reis wohl zu behüten, daß es nicht verdürbe. Auf rasches Wachstum rechnete er nicht, sondern sah dies als einer späteren Zeit vorbehalten an. Sein Wahlspruch unter dem allen blieb: „Wir glauben und fürchten den Herrn."

Am 18. November wurde dem Bischof eine Tochter geboren, unmittelbar nachdem wieder einmal ernste Krankheit in seiner Familie geherrscht hatte. Eine große Erregung ergriff die Juden in Jerusalem, als gegen Ende des Jahres 1844 das Hospital der Londoner Missionsgesellschaft eröffnet wurde. Die Rabbinen verweigerten einem in demselben gestorbenen Juden das Begräbnis und verhängten den Bann über das Hospital. Der Einfluß der Mission machte sich ihnen überhaupt stets fühlbarer. Um demselben zu begegnen, wurde das christentumfeindliche Buch Chissuk Emunah neu herausgegeben und verbreitet; aber es half ihnen nichts. Auch die Wirkung des Bannes hielt nicht lange an. Bald kamen wieder jüdische Kranke in das Hospital, und das Werk ging von statten wie vorher. Ebensowenig führten ein zweiter Bann und eine zweite Begräbnisverweigerung die Juden zum Ziele.

Auch im Jahre 1845 wollte der Bischof verschiedene Punkte seiner Diöcese in Augenschein nehmen. Im April begab er sich deshalb nach Damaskus und erhielt dort den Besuch der vornehmsten Juden, die bereitwillig von ihm hebräische Neue Testamente annahmen. Ein Rabbi begleitete ihn auch nach dem Dorfe Jaba zum Besuche einer Synagoge, welche in einer Höhle errichtet ist, die nach der Überlieferung Elias bewohnt haben soll, als er in die Wüste nach Damaskus ging. Man geleitete den Bischof an den Ehrenplatz vor den heiligen Schrank und zeigte ihm ein altes in demselben befindliches Manuskript des hebräischen Alten Testamentes. Aus demselben las er ihnen Jer. 31 die

Stelle von dem Neuen Bunde vor und sprach zu ihnen über denselben in eindringlicher Weise.

Zurückgekehrt nach Jerusalem hatte er eine ernste Probe zu bestehen, ob er sein Amt als ein evangelisches im tieferen Sinne oder als ein kirchliches im Sinne der englischen Ritualisten betrachtete. Einige griechische Christen baten ihn nämlich um Aufnahme in die englische Kirche. Alexander gewährte ihnen weder sogleich ihre Bitte, noch schlug er sie ihnen ab, sondern erklärte, er werde ihr Verlangen in reifliche Erwägung ziehen. Das that er auch. Da nun jene Leute fern von Jerusalem wohnten, und er nicht die Möglichkeit hatte, ihnen einen Geistlichen zu geben, hätte er sie, wie er sich sagte, nur der Verfolgung ausgesetzt, ohne ihnen doch die nötige Unterstützung gewähren zu können, und aus diesem Grunde, aber auch allein aus diesem, schlug er ihre Bitte ab. So wurde diese Schwierigkeit diesmal noch umgangen; aber sie machte sich später unter den Nachfolgern Alexanders immer wieder geltend und ließ stets aufs neue den innerlich zwiespältigen Charakter des Jerusalemer Bistums zu Tage treten. Hernachmals hat Bischof Gobat, als unter griechischen Christen in Nablus eine evangelische Bewegung entstand, und dieselben sich an ihn wandten, den Erzbischof Sumner um Rat gefragt, wie er hier handeln solle, um seine evangelische Pflicht zu erfüllen und doch auch die ihm auferlegten Gesetze nicht zu übertreten. Dieser sandte an ihn eine von Bunsen aufgesetzte und unterzeichnete offizielle Erklärung der Bestimmungen über das Verhältnis zu den alten Kirchen, welche dem evangelischen Bischof freie Hand gab. Gobat wurde durch dieselbe hinsichtlich seines Handelns beruhigt; aber die Erklärung selbst war durchaus nicht ein klares evangelisches Zeugnis, sondern vielmehr ein diplomatisches Kunststück. Bezeichnend ist es denn auch, daß Gobat gesagt wurde, er solle von dieser Erklärung keinen öffentlichen Gebrauch machen, und ebenso, daß dieselbe in den von Hechler gesammelten Urkunden nicht mitgeteilt ist. Alles

das aber bestätigt nur in neuer Weise, eine wie falsche Stellung von vornherein zu den alten Kirchen des Orients erwählt worden war.

Am Ostermontage vollzog Alexander die Taufe an einem Juden und reichte 64 Personen das Abendmahl. Besonders wohl that es ihm, als er in dieser Zeit auch aus Preußen Besuch von Personen erhielt, welche die Vorgänge in Jerusalem mit Teilnahme erfüllten; unter ihnen waren besonders D. Strauß in Berlin, der Sohn des dortigen Oberhofpredigers, und Pastor Krafft aus Köln. Zwei Monate hielt sich D. H. Abeken, bis 1841 preußischer Gesandtschaftsprediger in London und naher Freund Bunsens, in Jerusalem auf. Derselbe gehörte zu den vornehmsten Beförderern des Jerusalemer Bistums, wie dies sein in Gemeinschaft mit Bunsen verfaßtes Buch: „Das Evangelische Bistum in Jerusalem. Geschichtliche Darstellung mit Urkunden" beweist (A. III). Seine aus Jerusalem an Bunsen geschriebenen Briefe geben lebhaft die Eindrücke wieder, welche er von dem evangelischen Werke, das jetzt in Jerusalem geschah, empfing. Durch alles, was er in diesen zwei Monaten zu Jerusalem wahrnahm, wurde er mit immer größerer Zuversicht für die evangelische Sache im heiligen Lande erfüllt, und je länger er Alexander kennen lernte, desto höher schätzte er ihn. Die offene und würdevolle Art seines Auftretens und seines Verkehrs mit den verschiedensten Menschen, seine Treue und Ausdauer im Beruf, seine Umsicht und der Takt, mit welchem er handelte, der Mut und das Vertrauen, mit welchem er der Zukunft entgegensah, wirkten auf seine Umgebung sehr wohlthätig. Diejenigen Fremden, welche mit evangelischer Gesinnung die heilige Stadt betraten, verließen sie denn auch mit der Gewißheit, daß dort nichts Vergebliches begonnen worden war, und sie kehrten in ihre Heimat mit dem Urteil zurück, daß Bischof Alexander der rechte Mann an der rechten Stelle sei. Besonders hoben sie auch hervor, daß er die Gabe besitze, die verschiedenen Elemente, welche sich erst in Jeru-

salem miteinander einleben sollten, Engländer, Deutsche und Juden, auch wirklich miteinander zu verbinden. Das war aber gerade für jene Zeit der ersten Gründung einer evangelischen Gemeinde in Jerusalem, welche dort die Repräsentantin der ganzen evangelischen Kirche sein sollte, von der größten Wichtigkeit.

Aber auch noch in anderer Weise bestätigte es sich, daß im heiligen Lande ein verheißungsvolles evangelisches Werk geschah. Die Nachrichten, welche aus Jerusalem in England einliefen, erregten nämlich das ritualistische Lager daselbst auf das alleräußerste. Wir sehen mehrere aus demselben in jener Zeit nach Jerusalem wandern, nur um dann in Zeitungsartikeln und Broschüren oder selbst in dickleibigen Büchern ihren Ingrimm über das protestantische Bistum in Jerusalem auszugießen. Das Werk hinderten sie freilich damit nicht. In demselben Jahre wurden vielmehr auch die Hindernisse überwunden, welche die türkische Regierung dem Weiterbau der Zionskirche entgegengestellt hatte. Anfangs Oktober langte ein Firman des Sultans an, welcher den Weiterbau gestattete. Dieser Firman ist für die Stimmung außerordentlich charakteristisch, welche bei der türkischen Regierung angesichts des zwar nur schrittweisen, aber mit größter Sicherheit geschehenden Vordringens der Evangelischen in ihrem Machtgebiet herrschte. In der That, Schritt für Schritt mußte gekämpft werden, um die der englischen und preußischen Regierung doch bereits gegebene Erlaubnis, die evangelische Religion öffentlich und als anerkannte Korporation im türkischen Gebiete auszuüben, auch wirksam zu machen. Andererseits aber zeigte es sich hierbei auch freilich, welche Bedeutung die Pforte ihrer Erlaubnis, die Zionskirche zu bauen, beilegte. Es war ja der erste Fall, daß eine evangelische Kirche im Sultansreiche errichtet werden sollte, und die Pforte verhehlte sich nicht, daß die Folgen desselben sehr bedeutsame werden könnten. Eben diese Folgen aber wollte sie verhindern, und wie sie sich vor denselben bewahren wollte, zeigt der Firman aufs deutlichste. Derselbe ist an den Vali

von Saida, den Gouverneur von Jerusalem und andere gerichtet. Er lautet:

„Es ist jetzt und früher von seiten der britischen Gesandtschaft an meinem Hofe eine Vorstellung darüber gemacht worden, daß britische und preußische Protestanten, welche Jerusalem besuchen, Schwierigkeiten und Hindernissen begegnen, da sie keine Stätte für Ausübung des Gottesdienstes nach protestantischem Gebrauche haben, und gewünscht wird, daß ihnen die Erlaubnis gegeben werde, zum ersten Male eine Gottesdienststätte innerhalb der britischen Konsularresidenz in Jerusalem zu errichten.

In Anbetracht dessen, daß in Übereinstimmung mit der vollkommenen Freundschaft und den herzlichen Beziehungen zwischen der Regierung von Großbritannien und Unserer hohen Pforte die Wünsche dieser Regierung so viel als möglich erfüllt werden sollen, und im weiteren Anbetracht dessen, daß die vorhergenannte Gottesdienststätte in der Konsularresidenz liegen soll, ist meine Kaiserliche Erlaubnis zur Errichtung vorgenannter besonderer Gottesdienststätte innerhalb der oben bezeichneten Konsularresidenz gewährt worden. Mein Kaiserlicher Befehl ist zu dem Ende ausgegangen, und derselbe enthält die Erlaubnis, die für diesen besonderen Zweck in meinem Kaiserlichen Divan gegeben worden ist.

Wenn es euch also bekannt wird, Vali von Said, Gouverneur von Jerusalem und ihr andern, daß unsere Kaiserliche Erlaubnis für einen Bau in der angegebenen Weise und auf dem angegebenen Platze eingegangen ist, so werdet ihr dafür zu sorgen haben, daß niemand auf irgend eine Art der in der festgesetzten Weise erfolgenden Erbauung dieser Gottesdienststätte sich entgegenstelle, und ihr werdet nicht im Widerspruch hiermit handeln. Zu diesem Zwecke ist mein Kaiserlicher Firman ausgegeben. Bei seiner Ankunft werdet ihr in Übereinstimmung mit meinem Kaiserlichen Firman handeln, der für diesen Zweck in der genannten Weise erlassen ist. Das sei euch bekannt,

und schenket vollen Glauben der Kaiserlichen Namensunterschrift. Geschrieben am Tage des Ramazan 1261 (10. September 1845)."

Ein Engländer in Konstantinopel ließ sich damals über diesen Kaiserlichen Firman in sehr zutreffender Weise aus. Er empfand es, daß derselbe eine hochbedeutsame Thatsache war, und dies aus den folgenden Gründen: „Jeder Fortschritt, den dieses Land in der Civilisation machen mag, und ein solcher Fortschritt beginnt bereits aus mancherlei Ursachen, muß durch die Religion geschehen, wie dies alle in diesem Reiche, mit Ausnahme vielleicht von einigen wenigen Griechen in dieser Stadt Konstantinopel, die sich in das Gewand französischen Unglaubens hüllen, erkennen. An dem religiösen Thema empfinden die Leute im Osten ein Interesse; das geht ihnen nahe. Wenn dasselbe berührt wird, macht es auf sie Eindruck, und man kann sie dahin bringen, sich über dasselbe zu äußern. Hier ist der Hebel, durch den sie bewegt werden können, neue Menschen zu werden. Im Westen haben die Glaubensbekenntnisse offenbar ein gutes Teil der früher geübten Macht verloren. Andere moralische Mächte haben sich in ihrer Mitte erhoben, welche nun die Religionsbekenntnisse zu überbieten scheinen oder wenigstens um die Herrschaft mit ihnen streiten können. Wir haben deshalb die Gewohnheit, den verschiedenen Glaubensbekenntnissen nur eine zweite, wenn nicht eine sehr geringe Stelle in unserer Achtung einzuräumen. Aber diese Anschauungsweise, die überall im tiefsten Grunde falsch ist, ist auch ganz offenbar und in die Augen springend falsch, sobald man sie auf orientalische Länder anwenden will. Wenn wir in die Zukunft der östlichen Welt vorwärts blicken, dann muß sich jedem die Überzeugung aufdrängen, daß hier eine Religion, und zwar die christliche eine sehr große Rolle in den Ländern, wo sie sich zuerst erhoben hat, zu spielen berufen ist. Der Osten, das vorauszusagen ist gar kein Wagnis, wird eine ähnliche Revolution durchmachen, wie sie der Westen im 16. Jahrhundert erlebt hat, und dieselbe wird noch vollständiger sein, da hier keine

hohle Philosophie ihren Lauf und ihre natürliche Entwicklung stören und verderben kann; während die Erfahrungen der früheren Zeiten der Kirche in seinen Ländern in Verbindung mit den neueren d. h. den westlichen Nationen den Osten vor vielen der ungeheuren Irrtümer und Übel bewahren mögen, welche bisher die religiöse Reformation begleitet haben. Für diese Hoffnung, die, wie fern auch ihre Erfüllung noch sein mag, doch für eine nüchterne und gesunde gehalten werden muß, ist der sichere und bleibende Bestand einer protestantischen Kirche in der nach der religiösen Seite hin hervorragendsten Stadt des Morgenlandes, in Jerusalem, von hoher Bedeutung. In dem Kampfe der Glaubensbekenntnisse, der, wenn jene Gegenden nicht in der gegenwärtigen Entartung bleiben sollen, daselbst ganz sicher bevorsteht, wird dann der Protestantismus vertreten sein, und es wird so das protestantische Element eines vernünftigen Glaubens und eines praktischen Fortschritts nicht fehlen. Ohne Zweifel haben denn auch die, welche den Sinn des Firmans für die Jerusalemer Kirche recht erfaßt haben, gerade diese Gedanken stets bei sich erwogen. Es stimmt zu ihrer schon lange gehegten Voraussicht der religiösen Bewegungen, die sich wahrscheinlich unter der großen Masse dieses Reiches und zu allermeist in ihren Herzen begeben werden."

Wie steht ein Mann, der so denkt und schreibt, doch im Gegensatz zu der großen Menge derer, welche die Errichtung des Bistums in Jerusalem und die Entstehung einer evangelischen Kirche im heiligen Lande als etwas Unbedeutendes ansehen. Um so ergreifender aber ist es, daß solche Gedanken bereits vor fünfzig Jahren ausgesprochen worden sind, wenn nun unsere Gegenwart die Erfüllung derselben aufzuzeigen beginnt. Doch hierauf werden wir am Schluß unserer Darstellung weiter einzugehen haben.

Alexanders Werk war hier an einem wichtigen Punkte angelangt, und man hat heute das Gefühl, als ob er damit das

bedeutendste Stück seiner Aufgabe erfüllt hatte. War doch seine körperliche Kraft eine so geringe und durch unaufhörliche Krankheitsanfälle geschwächte, daß er offenbar nicht zu langem Wirken, sondern vielmehr nur zu einer kurzen grundlegenden und dadurch allerdings bedeutungsvollen Arbeit berufen schien. Eben diese Grundlegung aber war jetzt geschehen, und es handelte sich fortan vielmehr um den weiteren Aufbau auf dem freigelegten Fundament. Darum wenn wir jetzt zurückschauen, verwundert es uns nicht in dem gleichen Grade, wie seine Zeitgenossen, daß er an diesem Zeitpunkte vom Herrn aus seiner Arbeit hinweggerufen worden ist. Wir stehen aber in der That bereits an dem Schlusse seiner Wirksamkeit. Unter dem 30. Oktober 1845 ließ er seinen vierten Jahresbericht nach London abgehen, es war sein letzter. Er schreibt „aus der Stadt des großen Königs, die wieder auf Erden zum Preise werden, und aus der Gottes Gesetz und Wort ausgehen soll.“ Dann ist er voll Dankes und Lobes gegen Gott, der das Herz des Sultans so gelenkt hat, daß er den Firman mit der Erlaubnis, die Kirche in Jerusalem zu erbauen, erließ. „Welcher Art die Umstände sein mögen, die mit diesem Firman in Verbindung stehen, wie vieler Widerstand sich auch erhoben haben mag und sich ferner noch dagegen erheben möge, daß dieser Erlaß ausgeführt werde, ich kann denselben nur als ein neues Anzeichen der weiteren Erfüllung der Gnadenabsichten Gottes mit Zion betrachten. Die protestantisch-bischöfliche Kirche wird jetzt sowohl einen örtlichen Sitz als einen Namen auf den Felsen von Jerusalem haben, und was immer zuletzt der Aufpflanzung der Fahne der Wahrheit an einer allenthalben so sichtbaren Stätte folgen soll, das kann man ruhig dem Lauf der Vorsehung überlassen. Die Thatsache selbst ist ein göttliches Gnadenzeichen und eine Ermutigung in unsern mannigfaltigen Nöten und Schwierigkeiten. Wir haben derselben freilich wieder ein reichliches Teil. Der Feind, dessen Name hier besonders „Legion“ heißt, wird Gottes Gedanken nicht fortgehen

lassen, ohne den Versuch zu machen, sein Werk durch verschiedene Wege und Mittel zu hindern, wenn er es nicht zerstören kann. Trotzdem machen wir unter alle dem die Erfahrung der seligen und tröstlichen Wahrheit, daß, der in uns ist, größer ist, als der in der Welt ist, und was unsere Lage im allgemeinen betrifft, und wieder, was die verheißungsreichen Schriftaussichten, welche mit derselben zusammenhängen, angeht, so möchten wir auf dieselben das Wort des Apostels anwenden: „Unsere Trübsal, die da zeitlich und leicht ist, ist nicht wert der Herrlichkeit, die an uns geoffenbart werden soll."

Alexander berichtet sodann über den weiteren Verlauf der Gottesdienste, über Taufen und Konfirmationen, über Verkehr mit zahlreichen Juden, über die Anstellung eines Proselyten in Jaffa, der dort die Büchemniederlage der Mission verwalten soll und guten Verkehr mit den in Palästina zu Schiff anlangenden Juden hat, über die Anstellung eines bekehrten jüdischen Arztes an demselben Orte, über die Errichtung einer Schule für jüdische Kinder in Jerusalem, über seine Missionsreisen in weiteren Teilen der Diözese, und wie ihn die freundliche Aufnahme, welche er bei den Juden in Damaskus gefunden habe, veranlasse, eine Missionsstation in jener Stadt zu eröffnen, was in Aleppo bereits geschehen sei. Ebenso teilt er mit, daß sich der Verkehr mit den andern Kirchen auch weiter ganz freundlich gestaltet habe, und erblickt in dem allen die Anzeichen, daß „ein Tag kommen wird, der sich gewiß als einer der denkwürdigsten in der Geschichte der Kirche beweisen wird, wo der Herr Zion bauen und in seiner Herrlichkeit erscheinen wird." Mit dem fröhlichen Ausblick in diese Zukunft schließt sein letztes bischöfliches Sendschreiben aus Jerusalem.

6. Der Heimgang des Bischofs.

Wenige Tage nach dem Abgange seines Jahresberichtes, am 4. November, schrieb Alexander nach London und teilte mit,

welche Aufnahme der Firman des Sultans in Jerusalem gefunden und welchen Eindruck er daselbst hervorgerufen habe. Er erwähnte neue Versuche, den Bau zu verhindern, welche ein neues Einschreiten des englischen Gesandten Sir Stratford Canning in Konstantinopel erforderten, die dann aber auch zum Ziele führten. Gleichzeitig teilte der Bischof mit, daß der Tod durch seine Fenster eingedrungen und sein treuer englischer Diener gestorben sei. Er ahnte nichts davon, daß jenes Wort auch für ihn selbst galt.

Der Bischof wollte jetzt Ägypten, das ja auch zu seinem Sprengel gehörte, kennen lernen. Am 7. November brach er dorthin über Gaza mit seiner Frau, seiner ältesten Tochter und Rev. W. D. Veitch auf. Von Ägypten aus dachte er dann mit seiner Frau und Tochter England zu besuchen. Als er Jerusalem verließ, wurden ihm diesmal besondere Ehren durch die europäischen Konsuln und die Häupter der morgenländischen Kirchen erwiesen. Selbst die mohammedanische Obrigkeit schien ihre Voreingenommenheit gegen den protestantischen Bischof zu vergessen; seine Person hatte ihr Vertrauen gewonnen.

Der Weg führte die Reisenden durch die Wüste. Der Bischof ritt auf einem Pferde und war gewöhnlich der Karawane voraus. Er selbst und seine Frau sangen öfters hebräische oder Lieder des Gesangbuchs. Besonders solche, die sich auf die Wanderung des Volkes Gottes durch die Wüste bezogen, wurden angestimmt. Daß er nach Ägypten reisen durfte, bewegte ihn sehr, und er ließ sich vielfach über seine Hoffnungen bezüglich Ägyptens und Jerusalems aus. Zunächst aber wollte er die Schulen in Ägypten visitieren und die Konfirmation daselbst vornehmen. In seinen Gesprächen verweilte er besonders gern bei der Zukunft Israels. Als ihn seine Frau an seine Pflichten gegen England erinnerte, antwortete er: „Ich hoffe, wenn ich eingeladen werde, meine erste Predigt in England in der Judenmissionskapelle zu halten,“ und auf die Frage, welches Thema er wählen würde, entgegnete er: „Ich werde das Thema wieder

aufnehmen, das ich erwählt hatte, als ich jene teure Gemeinde verließ: Apg. 20, 24—28."

Man kam bis nach Abu-Suwyreh am 21. November. In der Nacht fiel ein heftiger Regen, und am nächsten Morgen klagte der Bischof über Unpäßlichkeit, die der ähnlich sei, welche er im Frühjahr am Schluß seiner Reise nach Damaskus und Beyrut erlitten habe. Während des Tages stieg er vom Pferde und ließ sich in einer Sänfte nieder, welche Kamele trugen, und die bis dahin seine Frau benutzt hatte. In der Nacht zum Sonntag, den 22., langten sie am Niel, der Stadt Ras-el-Wady gegenüber an, die an dem alten Kanal des Necho liegt. Es ging ihm jetzt besser. Bei der Abendmahlzeit im Zelt war er sehr liebenswürdig, und alle glaubten, daß die Rast des nächsten Tages ihn stärken würde, so daß er die übrige Reise leicht zurücklegen werde.

Bald nach der Mahlzeit zog er sich zwischen 10 und 11 Uhr zurück und ging zu Bette. Das letzte, was er that, war ein Gebet mit Frau und Tochter, aber nicht ein Gebet, wie er es gewöhnlich sprach, sondern wie er es an Geburts- und andern festlichen Tagen zu halten pflegte. Er schloß dasselbe mit dem Segen über die Seinigen und hierauf legte er sich zur Ruhe; dasselbe thaten dann auch alle andern. Frau Alexander hatte etwa eine Stunde geschlafen, als sie von einem Geräusch, das wie ein unterdrücktes Gurgeln klang, erwachte. Sie machte sogleich Licht und sah, daß ihr Gatte ganz gefühllos dalag. Bald darauf hörte Veitch ein lautes Rufen der Frau Alexander, eilte in das Zelt und sah, daß alles schon vorüber war. Man versuchte die verschiedensten Mittel, goß dem Bischof heißes Wasser auf die Füße und erwärmte seinen Kopf. Veitch band ihm die Arme in die Höhe und holte eine Lanzette herbei, aber das Blut rann in den Adern nicht mehr. Er goß ihm etwas Stärkendes durch die Lippen ein, aber im Halse rührte sich nichts. Der Tod war in einem Augenblick erfolgt, eine

Schlagader am Herzen war gesprungen, und dies hatte seinem Leben plötzlich ein Ende gemacht. „Es war eine überaus schmerzliche Scene," schreibt Veitch. „In einem Zelt, in der wilden, sandigen Wüste, ohne ärztliche Hilfe zur Hand, die verwitwete Gattin und die vaterlose Tochter zu sehen, die sich über das niedrige Bett beugten, auf welchem der Leichnam lag. Nie werde ich diese traurige Scene vergessen, aber auch nicht die Tapferkeit, mit welcher ein so schneller und plötzlicher Verlust ertragen wurde. Ich überredete die beiden Damen, sich zurückzuziehen, und nachdem ich ihnen eine Stunde beigestanden hatte, kehrte ich zu der Stätte des Todes zurück. Mit der Hilfe meines Dieners habe ich auch alles, was mit dem Leichnam auf dem Bett geschehen mußte, gethan. Der Tod war Sonntags, um 2 Uhr morgens, erfolgt. Um 8 Uhr setzten wir unsere traurige Reise nach Kairo fort, das wir Montag um Mitternacht erreichten. Auf die dringende Bitte ihrer Freunde kehrte Frau Alexander nicht nach Jerusalem zurück, sondern blieb nach den ersten Leichenfeierlichkeiten in Alexandria zurück, wohin man ihr die übrige Familie nachsenden wollte, damit sie von dort nach England gehen möchten.

An der Grenze des Landes Gosen war Bischof Alexander abgerufen worden. „Wie wunderbar," schreibt die Frau des Missionar Lieder in Kairo. „Es scheint, als habe er das Land der Verheißung nicht verlassen sollen, um das Land der Knechtschaft zu betreten." Lieder von der Church Missionary Society führte die Leiche nach Kairo hinüber. Von einem Kamele getragen, wurde sie in den Hof des Missionshauses gebracht. Der Leichnam war mit schwarzem Wachstaffet umwickelt und mit Schnüren an dem Tier befestigt. Man stellte ihn dann in der Mitte des Bibelzimmers auf. „Wir thaten alles, was wir konnten, den betrübten Damen zum Trost. Frau Alexander ist offenbar eine starkherzige Dame, denn sie sprach mit ebensoviel Ruhe als Liebe von ihrem teuren Gatten. Die Tochter war sehr niedergeschlagen, aber doch ergeben. Keine wollte die ge-

ringste Erfrischung annehmen oder zu Bette gehen, obwohl sie mehr als 24 Stunden gereist waren und gefastet hatten. Was sie in dieser Nacht erlebt habe, sagte Frau Alexander, werde sie nie vergessen, und doch habe ihr der Herr um ihrer Kinder willen, die sie in Jerusalem gelassen, in der furchtbaren Wüste geholfen und beigestanden."

Am Montage traten mit dem britischen Konsul Colonel Barnett verschiedene Herren der Leiche wegen in Beratung. Man wollte sie öffnen und dann in drei Särge legen, zuerst einen hölzernen, diesen in einen zinnernen und um diesen zweiten noch einen hölzernen legen, den man schwarz bekleiden wollte.

Um 8 Uhr ließen sich die beiden Damen bewegen, zu Bett zu gehen. Zwei Ärzte öffneten eine Stunde später den Leichnam. Hierbei wurde das Springen eines Blutgefäßes nahe am Herzen als die nächste Ursache des Todes festgestellt; aber zugleich sah man, daß Lunge, Leber und Herz schon seit langer Zeit sich in trauriger Verfassung befunden hatten, und Alexander deshalb auch in Jerusalem sehr bald erlegen wäre. Die Ärzte erklärten, was der Verstorbene in Jerusalem durchgemacht, habe seinen frühen Tod herbeigeführt; wäre er nicht in den Osten gekommen, dann hätte er wohl ein viel höheres Alter erreichen können. Der Bischofshut sei für ihn eine Dornenkrone geworden.

Der Leichnam sollte natürlich in Jerusalem bestattet werden, aber der Überführung stellten sich viele Schwierigkeiten entgegen. Man kam zuletzt überein, ihn auf dem Landwege dorthin zu schaffen. Zwischen zwei Kamelen sollte er auf einer starken Bahre dahin gebracht werden. Am 30. November wurde eine gottesdienstliche Feier in der protestantischen Kirche von Kairo abgehalten. An der Thür derselben standen zwei Janitscharen mit silbernen Stäben, die schwarz verhüllt waren. Der Sarg wurde dann in der Kirche aufgestellt; alles in derselben war schwarz bekleidet; auf dem Sarge lagen des Bischofs Bibel, Hirtenstab und Kopfbedeckung. Außer den anwesenden Eng-

ländern waren der britische Generalkonsul, die Frau des französischen Konsuls und viele Würdenträger der orientalischen Kirchen erschienen. Ein Chor koptischer Missionskinder sang einige Lieder. Zwei Geistliche hielten die Liturgie ab. Rev. Veitch predigte über 5. Mos. 34, 5: „Also starb Mose, der Knecht Gottes, im Lande Moab, nach dem Worte des Herrn."

Aus seiner Leichenrede, die hernach im Druck erschienen ist, möge hier einiges folgen:

„Es giebt Wahrheiten, die uns an einem solchen Tage, wie dieser es ist, besonders nahe gehen. Wir dürfen hier das Wort des frommen Königs anwenden und sprechen: „Ein Fürst und ein Großer ist gefallen in Israel," und gefallen unter Umständen, die eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Sterben des Gesetzgebers von Israel und der damaligen Lage des Volkes darbieten, wie uns dieselbe in den verlesenen Worten entgegentritt. Durch die Vorsehung Gottes zu dem ersten und apostolischen Amt eines Bischofs berufen, hatte der verstorbene Prälat dieses Amt unter Verhältnissen erhalten, die es vielleicht besonders wichtig für die Kirche machten. Da er aus Israel stammte, war seine Berufung zum Bischofsamt ein praktischer Beweis dafür, daß es in geistlichen Dingen zwischen Juden und andern Völkern keinen Unterschied giebt; sie sind alle eins in Christo." Das führte der Redner weiter aus und ging dann zu der Aufgabe über, welche der Bischof gegenüber den Kirchen des Morgenlandes zu erfüllen hatte, die im Laufe der Jahre die Wahrheit verdunkelt und den Gottesdienst der Kirche befleckt haben. Hierauf fuhr er fort: „Ein ähnliches Gefühl, wie es in den Herzen der Israeliten erwacht sein mag, als Moses von ihnen genommen wurde, bewegt jetzt unsere Herzen, nämlich, daß das Werkzeug, welches nach menschlichem Ermessen für die Erfüllung des in Aussicht genommenen Werkes das geeignetste war, hinweggenommen ist, gerade als es zu seiner Förderung am allernötigsten erschien. Bischof Alexander war von ruhiger Gemütsart,

vorsichtig und überlegt im Urteil, und hatte dazu jetzt die Erfahrung eines vierjährigen Aufenthalts im Orient, vor allem aber eine tiefe und praktische Erkenntnis des Evangeliums und eine reine und warme Liebe für die Wahrheit in Christo Jesu.

So war der Heimgegangene wohl geeignet, Schwierigkeiten, die sicher entstehen werden und die sehr schwieriger und zarter Natur sind, glücklich durchzuführen. Seine erleuchtete Liebe zur Wahrheit würde es ihm verhältnismäßig leicht gemacht haben, fundamentale Wahrheiten und Untergeordnetes zu unterscheiden, den Unterschied zwischen dem zu machen, was, da es zum Wesen des Glaubens gehört, niemals, um etwa eine an sich wünschenswerte Einigung herbeizuführen, einem Kompromiß unterworfen werden darf. Er wußte, was auf jede Gefahr hin aufrecht erhalten und verfolgt werden muß, auch wenn es das Leben kostet; aber er kannte auf der andern Seite auch weniger wichtige Gegenstände, über deren Wert gute und begabte Männer aller Zeiten unter sich verschiedener Meinung gewesen sind, und in denen man ohne Schaden für das Evangelium oder Gefahr für das Heil der Seele voneinander abweichen kann."

Veitch berührte dann die freundliche Stellung, die man in der griechischen und koptischen Kirche gegen den Bischof eingenommen, und wie ihn Ägypten angezogen habe; „aber vor allem war es eins, was ihn zu dieser Reise trieb, nämlich die Hoffnung, daß er durch dieselbe die Kenntnis des einfachen Evangeliums befördern und den lange unterbrochenen Verkehr zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche wieder zu beleben helfen dürfte."

Nach der gottesdienstlichen Feier dachte man nun daran, die Leiche nach Jerusalem hinüberzuschaffen. Denn der ausdrückliche Wunsch des Bischofs war es gewesen, daß er einmal in der heiligen Stadt begraben werden möchte. So übernahm nun Veitch die Begleitung der Leiche nach Palästina. „Wie

Joseph führte er die Gebeine Jakobs durch die Wüste Sur; denn Jakob hatte ihn gebeten, ihn nicht in Ägypten zu begraben; denn, hatte er gesagt, ich will bei meinen Vätern liegen, und du sollst mich aus Ägypten führen und in ihrem Begräbnis begraben."

Weil aber noch viele Förmlichkeiten zu erledigen waren, brach der Zug erst am 6. Dezember auf. Janitscharen begleiteten ihn eine halbe Stunde Wegs, ebenso die in der Stadt anwesenden Engländer und die koptischen Missionskinder. Die Reise ging ungehindert von statten. Nur einmal fiel der Regen in Strömen vom Himmel, sonst aber herrschte gutes Wetter. Die Araber, welche dem Zuge unterwegs begegneten, schienen nicht übel Lust zu haben, denselben zu überfallen, weil sie in dem Sarge einen Schatz vermuteten, aber die Gefahr wurde gnädig abgewandt. In el-Arish erhielt dann Veitch durch den Gouverneur eine Eskorte von neun Soldaten bis Gaza und von dort bis Jerusalem einige Albanesen zur Beschützung.

Am 20. Dezember kam Veitch bei Jerusalem an. Da sich Schwierigkeiten erhoben, den Sarg in die Stadt zu führen, die besonders aus der abergläubischen Furcht der Mohammedaner vor Toten, die man in einen Ort hineinbringt, entstanden, schaffte man den Leichnam sogleich auf den Kirchhof und legte ihn dort am Abend des 20. bei Fackelschein in das Grab, welches bereits fertig gestellt war. Nicolayson las bei der Dunkelheit nur die Grabliturgie. Das Grab war in Felsen gehauen und mit Mauerwerk verkleidet. Den Tag darauf, Sonntag, den 21., predigte Nicolayson auf Grund von 2. Kor. 5, 1 über die glorreiche Hoffnung auf Unsterblichkeit, die uns durch Jesum Christum zu einer lebendigen Gewißheit gemacht worden ist. Inmitten der Gemeinde, welcher er gedient hatte, ruht nun ihr Bischof: eine Saat auf Hoffnung.

7. Familienverhältnisse.

In Missionskreisen und weit über dieselben hinaus bewegte die Nachricht von dem plötzlichen Tode des ersten evangelischen Bischofs in Jerusalem viele Gemüter. Zumal die Proselyten empfanden den Verlust dieses Mannes, der ihnen gewissermaßen eine neue Stellung inmitten der christlichen Umgebung verschafft hatte. Das kam denn auch in einer Beileidsadresse zum Ausdruck, welche 31 Jerusalemer Proselyten unter dem 27. Dezember der Witwe übersandten. Dieselbe lautete: „Wir, die unterzeichneten Glieder des Hauses Israel und Ihres und unseres geliebten, hochverehrten und tief beklagten Bischofs Brüder, dem Fleische und dem Geiste nach, bitten um die Erlaubnis, bei dem Verlust, mit dem es dem Herrn nach seinem geheimnisvollen und unerforschlichen Rat gefallen hat, uns alle zu betrüben, Ihnen die Gefühle der aufrichtigsten und herzlichsten Teilnahme auszusprechen. Wir wollen es nicht versuchen, Sie über Ihre schwere Heimsuchung zu trösten, denn wir bedürfen selbst des Trostes, sondern wir wollen vielmehr den Gott alles Trostes, der sich in seiner Gnade ja selbst gebunden hat, die Seinen nie zu verlassen und zu versäumen, bitten, daß er an Ihnen die kostbaren Verheißungen des Evangeliums wahr mache, so daß es Ihr Vorrecht werden möge, allen den Segen zu erfahren, welchen zu erweisen Ihm allein zusteht, der in voller Wahrheit der Tröster genannt wird.

Nach Ihnen selbst und Ihrer teuren Familie betrachten wir uns als die ersten Leidtragenden; denn wir fühlen als Gemeinschaft wie als einzelne, daß wir nicht allein einen teuren Vater in Christo verloren haben, sondern auch einen lieben Bruder und einen überaus gütigen Freund. Seine Sanftmut und Güte, die ihn uns allen so teuer machte, und die ihm das höchste und völligste Kindesvertrauen bei einem jeden unter uns erworben hat, vermehrt noch gar sehr das schmerzliche Gefühl unseres Ver-

lustes. Die herzliche Liebe, welche er für Israel empfand und die ihn ganz besonders kennzeichnete, mußte ihn bei allen beliebt machen, welche den Vorzug hatten, mit ihm bekannt zu werden; während seine tiefe Frömmigkeit und sein wahrhaft vorbildliches Leben und Wandel die höchste Verehrung für ihn erweckten. Er war ein brennendes und scheinendes Licht, und als er zu der höchsten Würde in der Kirche erhoben wurde, brachte er damit ganz offenbar über unsere ganze Nation Ehre, besonders aber über den kleinen Kreis der gläubigen Juden. Mit ihm ist der hellste Stern des gefangenen Juda untergegangen und der oberste Stein aus der sich erhebenden hebräischen Kirche hinweggenommen. Aber sollen wir klagen über Gottes Wege, weil es für uns schmerzliche sind? Wir wissen, daß wir es nicht dürfen, und alles, was wir jetzt thun können, ist, den Vater aller Barmherzigkeit anzurufen, daß er uns die Gnade schenken möge, ihn durch gehorsame Unterwerfung und stille Ergebung unter seinen heiligen Willen und Wohlgefallen zu ehren.

Unser größter Trost ist die gegründete Überzeugung und die köstliche Gewißheit, daß unser geliebter Bischof bei Christo ist. Er hat wahrhaftig den guten Kampf des Glaubens gekämpft und ist als Sieger zu dem hingelangt, der uns liebt und der sich selbst für uns gegeben hat. Möge uns nun auch die Gnade geschenkt sein, seinem Beispiele zu folgen, auf daß, wenn wir unsern irdischen Lauf vollendet haben, wir mit ihm zusammen an Christi himmlischem Reich teilhaben.

Als eine Entschuldigung dafür, daß wir uns selbst Ihrer Aufmerksamkeit aufdrängen, bitten wir zum Schluß, es uns aussprechen zu lassen, daß, so sehr es uns widerstrebt, Sie auf diese Weise an Ihren großen Verlust zu erinnern, wir doch glauben, es Ihnen und unserm geliebten Bischofe, dessen Gedächtnis uns so teuer ist, schuldig zu sein, die Empfindungen unseres Herzens bei dem Ereignis aussprechen zu müssen, das uns gleichzeitig zu Mitleidtragenden und zu Waisen gemacht hat.

Möge es dem Herrn gefallen, auf Sie und Ihre teure Familie die reichste Fülle seines Segens niederströmen zu lassen. Das soll das beständige Gebet Ihrer ebenso betrübten als mitfühlenden Diener sein."

Zu den Unterzeichnern dieser Adresse gehörten manche, deren Namen hernach in der Missionsgeschichte einen guten Klang gehabt haben; so A. J. Behrens, Erasmus Scott Calman, Melville P. Bergheim, Chas. S. Rosenthal, Christian L. Lurja, J. B. Goldberg, P. J. Hershon, M. J. Eppstein, Herm. Marcussohn, Judah L. Lion, Joh. Wilh. Rosenthal, John Meschullam, C. W. Hanauer &c.

Besonders schmerzlich fühlte auch die Londoner Missionsgesellschaft den erlittenen Verlust. Dieselbe veranstaltete am Sonntag, den 28. Dezember, eine Trauerfeier in der Missionskapelle. Rev. James B. Cartwright hielt bei dieser Gelegenheit zwei Predigten über Jer. 3, 15: „Ich will euch Hirten geben nach meinem Herzen, die euch weiden sollen mit Lehre und Weisheit." Dieselben sind im Druck erschienen und besonders durch ihre Anhänge wertvoll. In denselben finden wir einen kurzen Bericht über die Errichtung des Bistums, des Bischofs eigenen Bericht über sein früheres Leben, die vier Jahresbriefe desselben aus Jerusalem und nähere Mitteilungen über seine Person (A. I).

Aber man gedachte auch in schöner Weise der Witwe und bewies ihr, daß man die Dankbarkeit für alles, was ihr Mann der Kirche und der Mission geleistet hatte, nicht bloß in Worten bestehen lassen wolle. Mit ihren acht Kindern befand sie sich, da nicht viel Vermögen vorhanden war, in recht ernster Lage. Deshalb griff man helfend ein. Eine Anzahl von Freunden wandte sich an den Erzbischof von Canterbury mit der Bitte, für Frau Alexander eine Subskription zu eröffnen, deren Ertrag derselben überreicht werden sollte, und der Erzbischof ging hierauf gern ein. Schon im Januar 1846 schrieb er: „Zu einer solchen Anerkennung, glaube ich, sind wir verpflichtet wegen der

Dienste des tiefbeklagten und vortrefflichen verstorbenen Bischofs, der an eine Stelle gesetzt, die mit Schwierigkeiten rings umgeben war, das Amt der Kirche mit so viel Takt und Klugheit führte, daß er den Häuptern der andern Kirchen keinen Grund zur Klage gab, sondern sich nur Anerkennung und Achtung durch seine Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, durch seinen ausdauernden und doch maßvollen Eifer in der Verfolgung der Zwecke der Mission erwarb . . . Infolge von Berichten, denen ich volles Vertrauen schenken darf, über die Hilfe, welche der Bischof durch die Fürsorge seiner Gattin für Arme und Kranke, durch Unterricht von Kindern und andern Liebeswerken erfahren hat, und wegen der Gunst, welche ihr freundliches, höfliches Wesen der Mission ganz allgemein verschaffte, fühle ich, daß sie mehr als gewöhnliche Ansprüche auf das Wohlwollen derer hat, denen es nur eine Genugthuung sein kann, ihr eine Anerkennung für ihre Tugenden und für ihre Frömmigkeit zu teil werden zu lassen, während sie gleichzeitig die Sorgen der Witwe und ihrer verwaisten Familie lindern." Er spendete 100 Lstrl. = 2000 M. Dieselbe Summe übersandte der Erzbischof von Armagh und Primas von Irland. Aber auch die Königin überwies 50 Lstrl. = 1000 M. Der Ertrag der Sammlung belief sich schließlich auf 3500 Lstrl. = 70000 M. und setzte Frau Alexander in den Stand, ohne zu große Sorgen ihre Pflichten gegen ihre Kinder zu erfüllen.

Am 21. April 1846 verließen die Kinder des Bischofs Jerusalem. Der englische Konsul begleitete sie nach Beyrut und von dort nach Alexandria. Die Gebete der Glieder der Mission in Jerusalem folgten ihnen. Frau Alexander ließ sich dann in England nieder; wir finden sie zuletzt in St. Leonhards on Sea. Über das frühere Leben von Frau Alexander ist schon vorher berichtet worden. Sie begleitete dann ihren Gatten nach Dublin, Danzig, und als er im Juni 1830 von dort abberufen wurde, nach London. Ihre Mutter, die auch dort lebte, war noch voll

Bitterkeit gegen die Tochter und den Schwiegersohn; denn sie war mit vielen andern Juden der Meinung, daß kein Jude aus Überzeugung Christ werden könne. Aber ein Missionsfreund, aller Wahrscheinlichkeit nach Rev. Reichardt, bezeugte ihr stets von neuem, daß die christliche Religion auf dem Grunde der Wahrheit ruhe und in Übereinstimmung mit den Verheißungen des Alten Testaments stehe; daß ihre Kinder auch durchaus nur nach ihrer Überzeugung gehandelt hätten und einen Wandel führten, welcher ihnen die Achtung aller ehrenwerten Leute gewonnen habe. Diese immer aufs neue wiederholten Versicherungen machten nach und nach auf die alte Frau Eindruck, und als nun Alexander mit seiner Frau aus Danzig nach England zurückkehrte, erlaubte sie ihnen einen Besuch, der zu einer völligen Versöhnung führte. Von da ab wurde ihr Verkehr miteinander ein sehr herzlicher, und bei ihren Besuchen des Alexanderschen Hauses freute sich die Schwiegermutter besonders über die treffliche Erziehung und das Betragen ihrer Enkel. Sarah, die älteste Tochter, welche damals sechs oder sieben Jahre alt war, bat die Großmutter freundlich, ihr die schönen Bibelverse und Lieder, welche sie gelernt hatte, aufsagen zu dürfen, und das rührte die alte Frau oft zu Thränen. Zwölf Jahre alt starb dieses Kind, und bald darauf näherte sich auch Frau Levy sichtlich ihrem Ende. Während ihrer letzten Krankheit besuchte sie der oben erwähnte Missionar des öfteren. Er las ihr dann auf ihre Bitte häufig etwas aus der Schrift, und nicht bloß aus dem Alten, sondern auch aus dem Neuen Testamente vor, für das sie jetzt ein offenbares Interesse fühlte. Zum Übertritt ist es jedoch bei ihr nicht gekommen, so daß sie auch auf dem jüdischen Kirchhofe beerdigt wurde. Frau Alexander mit ihrer Tochter folgten der Leiche in Begleitung von Frau Reichardt.

Als Frau Alexander sich in London aufhielt, war sie unter jüdischen Frauen und in mancherlei Werken christlicher Liebe sehr thätig. Besondere Freude machte ihr die 1826 geborene älteste

Tochter Sarah Jane Isabella. Von Jugend auf hatte dieselbe Gottes Wort lieb gehabt, so daß die Eltern für dieses Kind besondere Hoffnungen hegten; sie hat dieselben auch nicht getäuscht. Zu ihrer weiteren Ausbildung gaben die Eltern diese Tochter 1836 nach Brighton, wo sie sich drei Jahre aufhielt, bis sie gewahr wurden, daß ihre bis dahin recht gesunde Tochter krank war. Nur drei Wochen dauerte die Krankheit, dann wurde die Leidende von hinnen gerufen. Sie war sich der Gefahr, in welcher sie schwebte, völlig bewußt, aber ergab sich still in den Willen Gottes, und im einfältigsten Glauben an ihren Heiland entschlief sie friedevoll am 20. Juni 1839. Ihre Äußerungen in der Zeit der Krankheit waren überaus erbaulich. Sie redete wie eine gereifte Christin, fühlte und bekannte das ganze Verderben ihrer Sünde, und daß es nur ein Heilmittel für sie gäbe. Als ihr der Vater am Abend des 7. Juni gute Nacht wünschte und sie mit den Worten segnete: „Der Herr segne dich und behüte dich," schloß sie: „Amen, ja der Herr ist mein Heil, ich traue ihm und fürchte mich nicht." Diese letzten Worte hörte er von ihr besonders oft. Als der Vater den Tag darauf an ihrem Bette saß, sagte sie: „Wenn es dem Herrn gefällt, mir die Gesundheit wiederzugeben, und du mich nicht wieder in die Schule schicken willst, hoffe ich die große Freude zu haben, daß ich zum Jahresfest der Mission gehen darf." Das führte zu einem anregenden Gespräch über das Werk, das jetzt unter den Juden geschehe, und über den Gnadenrat Gottes gegen dieselben. Zum großen Erstaunen des Vaters endigte sie das Gespräch mit Aufsagen der Worte des 121. Psalms: „Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht" in hebräischer Sprache. Ganz jung habe sie diesen Spruch hebräisch auswendig gelernt, und als der Vater frug, ob sie auch die Bedeutung desselben kennte, antwortete sie Ja und wiederholte ihn englisch. Eines Sonntagmorgens bedauerte sie, daß sie nicht in die Kapelle gehen könnte. Der Vater antwortete ihr: „Der Herr ist bei seinen

Kindern allewege, und wenn er weiß, daß wir nach seinem Rat am Besuch des öffentlichen Gottesdienstes verhindert sind, dann will er auf eine besondere Weise bei uns sein." Darauf antwortete sie sogleich: „Er ist in der That bei mir, wenn ich ein Tempel seines heiligen Geistes bin."

Der Arzt verbot ihr am 12. Juni, viel zu sprechen. Als er fortging, sagte sie: „Er kann mir nicht verbieten, von Jesu zu reden." Als ihr aber der Vater vorhielt, daß, wenn ein solches Gebot ihrer Genesung wegen nötig wäre, es ihre Pflicht sei, demselben zu gehorchen, sagte sie: „Dann muß ich damit zufrieden sein, an ihn zu denken. Welch ein Segen, daß ich so viele Sprüche und Lieder auswendig gelernt habe; denn jetzt, wo ich kaum imstande bin, sie zu lesen, kann ich über sie nachdenken." Als ihr am 13. die Mutter auf ihre Bitte den 51. Psalm vorlas, sagte sie: „Das ist Sarah, die häßliche Sarah." Am zweiten Sonntage ihrer Krankheit rief Frau Alexander ihren Mann um 3 Uhr nachts, um Zeuge ihres glücklichen Gemütszustandes zu sein. Die Mutter war von ihrem Gesange erwacht; sie sang ein englisches Lied, das von dem seligen Übergang zum ewigen Leben handelt. Himmlische Freude lag auf ihrem Gesicht, während sie von der Auferstehung des Heilandes sprach, von der sie meinte, sie müsse in dieser Stunde stattgefunden haben. Aber nichts Schwärmerisches war während der ganzen Krankheit an ihr zu bemerken; nur sagte sie dann und wann: „Ich bin so glücklich!" oder rief aus: „Mein köstlicher Heiland; er ist mir so nahe." Der Arzt war verwundert, als sie seine Erklärung von der Gefahr, in der sie stand, mit völliger Ruhe aufnahm. Ehe die entscheidenden Anzeichen, daß der Tod nahe sei, zu Tage traten, hatte sie wohl den Wunsch, bei den Ihrigen noch etwas zu verbleiben; obgleich sie auch da hinzufügte: „Wenn es des Herrn Wille ist." Aber als es nun klar wurde, daß sie von hinnen gehen sollte, sprach sie kein Wort mehr vom Hierbleiben. Im Gegenteil sagte sie,

als ihr Erfrischungen angeboten wurden: „Wollt ihr mich denn länger in dieser Welt halten?“ Bald, nachdem sie die entscheidende Änderung in ihrem Zustande wahrgenommen hatte, rief sie in verschiedenen Zwischenräumen wiederholt: „Jesus sagt, diese Nacht sollst du mit mir im Paradiese sein.“ Mit der größten Ruhe sprach sie von ihren Schulfreundinnen und ließ ihnen sagen, daß sie ihnen vergebe und ebenso ihre Vergebung erbitte. Etwa zwei Stunden vor ihrem Tode, der um 2 Uhr morgens erfolgte, rief sie plötzlich aus: „Satan sagt, es ist ein falsches Fundament; aber die ewigen Arme Jesu sind unter mir.“ Als ihre Mutter sie nach dem Leichentext fragte, sagte sie kurz vor ihrem Abscheiden: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.“ „Unser Kind blieb unter der Leitung des heiligen Geistes, und sie starb in dem Herrn, das ist unser großer und unaussprechlicher Trost bei unserm Verlust, und macht uns fröhlich in unserer Trübsal,“ schrieb der Vater an einen Freund.

Als die Seele den Leib der teuren Tochter verlassen hatte, brach der Vater in einen Strom von Thränen aus, aber seine Frau blickte das ruhige Antlitz des Kindes an und sprach: „Da liegt unser lieblicher Engel; der Herr hatte sie gegeben, der Herr hat sie wieder genommen; gelobt sei sein heiliger Name.“ Dann ihrem weinenden Gatten sich zuwendend sprach sie: „Was für glückliche Eltern sind wir! Wenn wir noch in der früheren Finsternis säßen, dann würden wir trostlos sein.“

Nach Jerusalem folgte Frau Alexander ihrem Manne mit allen ihren Kindern, unterstützte ihn aber trotz ihrer Kinderschar aufs treulichste in seinem Amte. Sie eröffnete in ihrem eigenen Hause daselbst eine Schule für jüdische Kinder, welche sie nicht allein leitete, sondern in der sie auch unterrichtete.

Vielfach wurde ihre Gesundheit unterbrochen; aber so weit ihre Kraft reichte, förderte sie stets das Missionsinteresse in Danzig, London und Jerusalem. Im späteren Leben verlor sie ihr Augenlicht, aber mit Hilfe einer Tochter unterhielt sie noch

weiter einen brieflichen Verkehr mit vertrauten Freunden. Die von ihr damals diktierten Briefe sind ein Zeugnis von ihrer christlichen Ergebung, von der unerschütterlichen Hoffnung, die sie auf Gottes Verheißungen setzte, und ihrem felsenfesten Vertrauen auf Jesum als ihren einigen Heiland und Erlöser. Als sie eine Botschaft von einer alten 89jährigen Freundin erhielt, der sie Jahre hindurch Liebe erwiesen hatte, schrieb ihre Tochter am 7. Mai 1872: „Es rührte unsere liebe Leidende tief, daß man ihr ein so liebendes Gedächtnis bewahrt. Sie bittet von Ihnen der alten Dame empfohlen zu werden, deren sie in Liebe gedenkt, und wenn sie ja einen kleinen Liebesbeweis nötig haben sollte, so wollte sie ihr herzlich gern mit einem kleinen Witwenscherflein helfen. Es brachte Thränen in die verdunkelten Augen unserer Geliebten, als sie von ihrer Freundin hörte, daß dieselbe, obwohl zwanzig Jahre älter, noch fähig sei, in der heiligen Schrift ohne fremde Hilfe zu lesen. „Was wollte ich darum geben," sagte sie, „wenn ich nur noch einmal in das heilige Buch blicken könnte, in das Wort, das ich über alles liebe." Wenige Tage nach dieser Wiedererneuerung einer alten Bekanntschaft wurde Frau Alexander schwächer und am 13. Mai 1872 entschlief sie, 68 Jahre alt, in dem Herrn Jesu Christo. Den Freitag darauf wurde sie in Churt, dem Kirchspiele ihres jüngsten Sohnes, Rev. A. B. Alexander, in Gegenwart ihrer beiden Söhne, Töchter, dreier Schwiegersöhne und einiger näheren Freunde beerdigt. Zwei derselben, Archdeacon Utterton und Rev. J. M. Sumner, Sohn des Bischofs, lasen die Begräbnisgebete.

Frau Alexander war eine sehr sympathische Persönlichkeit. Sie gewann sich überall bald die Achtung und die Liebe ihrer Umgebung. Die höchsten Würdenträger der Kirche sowohl als die einfachsten Proselyten und die Kinder, denen sie ihre Sorge widmete, fühlten sich zu ihr in herzlicher Zuneigung hingezogen. Besonders wohlthuend war die Klarheit und Sicherheit, mit der sie ihren Weg erwählte. Wer ihr Vertrauen gewonnen hatte,

der konnte auch gewiß sein, daß sie ihm treu blieb. Das zeigte sich besonders, als ihr Bräutigam ihr die überraschende Kunde von der Wandlung seiner religiösen Überzeugungen brachte, und als er ihr eröffnete, er fühle sich gedrungen, Christ zu werden. Bei ihrer geraden Natur war sie dessen gewiß, daß der, welchem sie ihre Liebe geschenkt hatte, nur durch die edelsten Beweggründe zu einem Schritt, den sie damals doch nicht verstand, geleitet sein könne. Sie verließ ihn daher auch nicht, als sich seine ganze bisherige Umgebung gegen ihn wandte, sondern hielt an ihrem Vertrauen zu ihm fest. Sie ließ sich nicht von ihm abwendig machen, auch als er die Taufe empfing, während sie selbst damals noch gewissenshalber Jüdin blieb. In ihrem Vertrauen zu dem Manne ihrer Wahl wies sie aber denselben auch nicht ab, wenn er zu ihr von dem sprach, was seine ganze Seele erfüllte. Sie hörte seine Zeugnisse in der Gewißheit an, daß dieselben, weil von einem solchen Manne kommend, Beachtung verdienten, und durch das Vertrauen zu einem geliebten Menschen wurde sie dann weiter zum Vertrauen gegen den geführt, welcher eine solche Macht über das Innerste ihres Bräutigams erlangt hatte. Von dem Vertrauen zu der Aufrichtigkeit ihres Gatten gelangte sie zu einem vertrauensvollen Hören auf die Stimme des Hirten und Bischofs ihrer Seele, und als sie dann demselben ihr Herz ergeben hatte, besaß dieser es fortan auch ganz. Es ist überaus köstlich zu sehen, wie Frau Alexander in allen Lagen ihres Lebens einen unbedingten Ernst mit dem Vertrauen zu ihrem Heilande machte. In den schwierigsten Zeiten und Umständen verlieh ihr dies eine ungemeine Ruhe und Standhaftigkeit. Auch bei dem Sterben ihrer geliebten Tochter und bei dem plötzlichen Heimgange ihres teuren Gatten wankte sie nicht und ließ sich durch keine Trauer auch nur für kurze Zeit übermannen, sondern blieb dessen gewiß, daß der Herr sie Wege seiner Gnade und Wahrheit geführt habe. Ganz sicher ging sie ihre Straße dahin und wußte überall, wie

sie zu handeln hatte. Bei ihrem starken und in gewisser Beziehung fast männlichen Geiste that sie sich nur genug, wenn sie alle die ihr verliehenen Kräfte zur Arbeit und zum Liebesdienst an andern aufbot. Trotz der großen Thätigkeit, zu welcher die eigene zahlreiche Familie täglich Anlaß bot, trieb es sie, auch ihrem Manne in seinem Amte noch beizustehen, und sie that dies in so ruhiger, unaufgeregter, ihrer Sache sich klar bewußter Weise, daß sie dadurch auf ihre Umgebung den wohlthuendsten Einfluß ausübte. Gegenüber der sorgsam überlegenden und erwägenden Natur ihres Mannes, sowie gegenüber der weicheren Art seines Wesens bildete die Gattin offenbar die heilsamste Ergänzung, und es gehörte sichtlich zu den weisen Führungen der göttlichen Weisheit, daß ihm in seinem verantwortungsvollen Amt eine Frau zur Seite gestellt wurde, welche ihm mit Rat und That aufs kräftigste beistand.

Von ihren acht Kindern überlebten Frau Alexander:

1. der älteste Sohn R. R. Alexander, ein Laie, Sekretär der Victoria Emigration Society, gestorben 1884.

2. Rev. A. B. Alexander, war Vikar in Churt und hernach in Shedfield.

Die Töchter sind:

3. Die älteste Tochter Sarah, gestorben 1839.

4. Die jüngste Tochter Emily, gestorben in Glostershire nach ihres Vaters Tode.

5. Fanny B. S., heiratete J. G. Hatchard, später Bischof von Mauritius, welcher wohl ein Sohn des Rev. J. Hatchard gewesen ist, der Alexander getauft hat; sie starb 1880.

6. Deborah R. M., heiratete den Captain H. S. Ransom von der Indian Navy.

7. Annie, heiratete Rev. J. G. Tipper, Chaplain of the Government Penal Establishment zu Dover.

8. Elisabeth, heiratete den verstorbenen Rev. A. Buttemer von St. Mary, Shackleford.

9. Mary Anne, heiratete den Rektor von Hanborough, Oxford Rev. Wynne Willson.

10. Salome heiratete G. Hereford, Esq. of the Paymaster General Office.

8. Zur Charakteristik Alexanders.

Das Werden und die Ausgestaltung der Persönlichkeit Alexanders ist uns in seiner Lebensgeschichte entgegengetreten. An eine so bemerkenswerte Stelle berufen, hat er die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen. Evangelische Christen verschiedener Schattierungen, orientalische Christen, Mohammedaner und Juden haben ihm ihre Beachtung geschenkt; die Öffentlichkeit hat früher viel von ihm geredet, und anerkennende wie absprechende Urteile sind genug über ihn laut geworden. Bunsen schreibt über ihn (in Nippolds Lebensbeschreibung II, 192) in sehr charakteristischer Weise: „Der Bischof Alexander und seine Frau gefallen aller Welt. Prinz Albert hat ihn gestern gesehen. Die Vornehmen fangen an, sich um ihn zu reißen.“ In besonders zutreffender Weise hat sich Cartwright in der schon mehrfach erwähnten Leichenrede über ihn geäußert, und seine Ausführungen verdienen besondere Beachtung, weil derselbe auf vieles Rücksicht genommen hat, was die Zeitgenossen Alexanders über ihn ausgesprochen haben.

Vorausgeschickt sei einiges, das in dem Briefe eines Korrespondenten an die Times aus Kairo unter dem 5. Dezember 1845 zu lesen steht. Derselbe schreibt: „Der Bischof war von mittlerer Größe und neigte ein wenig zur Beleibtheit; seine Gesichtszüge waren ausgeprägt jüdische. Er war bemerkenswerter wegen seiner gesunden Erziehung als wegen hervorragender Talente. Als Talmudist und hebräischer Gelehrter hatte er wenige, die ihm überlegen waren, und in allen Beziehungen seines Privatlebens war er der liebenswürdigste aller Menschen. Bei

der Unterhaltung in größerer Gesellschaft war er völlig davon entfernt, etwas scheinen zu wollen; aber die Art, wie er Gottesdienst hielt, war eine sehr eindrucksvolle. Eine wohlthuende Stimme und ein nur ganz leiser fremder Accent verliehen seinem Vortrage etwas, das den Hörer anfaßte, und dies stand mit dem Ernste seines ganzen Auftretens in schönem Einklange . . . Er war ein Israelit ohne Falsch. Wenn er einen Fehler hatte, so war es der, daß, weil er selbst des Gemeinen völlig unfähig war, er dasselbe bei andern oft zu spät erst erkannte. Eine übermäßige Entwicklung des Sinnes für Wohlthätigkeit und eine fast völlige Unterdrückung des Sinnes, der uns strenger gegen andere vorzugehen gebietet, hatten einen ungünstigen Einfluß auf das Gleichgewicht in seinem Charakter, so daß es ihm in manchen Fällen an Energie und Bestimmtheit fehlte — ein nicht ungewöhnlicher Mangel bei Personen, die zu keinerlei Intriguen geneigt sind."

Noch ausführlicher geht Cartwright auf die Eigentümlichkeit Alexanders ein. Er sagt: „Wenn man den verstorbenen Prälaten in seiner Eigenschaft als Geistlicher betrachtet, so muß man es in Erinnerung behalten, daß er bis zu seinem 26. Jahre keine Gelegenheit gehabt hat, die christliche Lehre systematisch zu studieren, und daß er das Mannesalter erreicht hat, ehe er irgend etwas von dem göttlichen Quell der christlichen Lehre, dem Neuen Testament wußte. Während der vier Jahre, in denen mit verschiedenen Unterbrechungen sein Gemüt unter der mächtigen Überzeugung von der christlichen Wahrheit stand, waren der Gelegenheiten, dieselbe näher kennen zu lernen, verhältnismäßig wenige, und dieselben waren nicht derart, daß sie auf ihn einen besonderen Eindruck hätten machen können. Seine Erziehung aber, seine Gelehrsamkeit, seine Gewohnheiten, seine Vorurteile waren allzumal rabbinische und nicht christliche. Erwägen wir alle diese Umstände, dann werden diejenigen, welche sich an seine ersten Predigten erinnern, über die Fortschritte erstaunt sein,

die er hernach in der christlichen Theologie gemacht hat. Seine Anschauungen über die großen Grundwahrheiten des Christentums waren bemerkenswert tiefe und klare, und ließen oft in einer das Herz ergreifenden Weise seine inneren Erfahrungen zu Tage treten. Offenbar hat er in den ersten Jahren seiner schweren Gemütskämpfe viel gelernt. Ich glaube, er ist in dieser Zeit ganz außerordentlich vom heiligen Geiste selbst gelehrt worden, und ebenso glaube ich, daß, wenn er eine schöne Klarheit über die wichtigsten Punkte der christlichen Lehre besaß, über die Annahme des Sünders bei Gott, die Rechtfertigung im Blute Christi durch den Glauben allein und die Heiligung durch die erneuernde Macht des heiligen Geistes, dies darum der Fall war, weil er alle diese großen Fragen in geheimen Kämpfen und unter ernstem Gebet durchgekämpft hatte. Unter einem tiefen Gefühl seines eigenen sündlichen Verderbens hatte er die Notwendigkeit der freien Gnade des Evangeliums persönlich erfahren. In dieser Erfahrung, in dem Bewußtsein der Schwäche seiner eigenen Entschlüsse und der Betrüglichkeit seines Herzens hatte er die Unentbehrlichkeit und die Kraft der Gnade entdeckt, die ihn befähigten, in den Stunden der Versuchung zu sprechen: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Jesus Christus.“ So sind Erfahrung, Versuchung und Gebet seine ersten Ausleger des Evangeliums gewesen. Als ihm dann in wenig mehr als zwei Jahren nach seiner Taufe die Ordination völlig ungefordert und unerwartet durch einen Prälaten, der wegen seiner strengen Anforderungen an die Kandidaten des heiligen Predigtamtes bekannt war, angeboten wurde, fand es sich, daß er die rechten Eigenschaften für das kirchliche Amt besaß. Zu keiner Zeit ließ seine Amtsthätigkeit oder seine Auslegung der Bibel den Geist und Charakter eines Neulings erkennen. Freilich, sehr belesen in unserer Litteratur oder in der christlichen Theologie konnte er nicht sein; aber was ihm hier fehlte, wurde durch seine Kenntnis der hebräischen Bibel und der Litteratur, welche sie am besten

erklärt, aufgewogen. Seine verhältnismäßige Unbekanntschaft mit den christlichen Streitfragen verführte ihn nicht zu Mißgriffen, da er es sorgfältig vermied, sich auf Gegenstände einzulassen, die er nicht verstand, und er war hier stets bereit, Belehrung von andern zu erbitten. Fest und bestimmt in Punkten, die er einmal erfaßt hatte, unbeweglich wie ein Fels in den großen Fundamentalwahrheiten des christlichen Glaubens, war er furchtsam und voll Bangens schon bei der bloßen Annäherung an das, was ihm als eine neue Ansicht von der Wahrheit erschien. Er war innerlich erregt und voll Verdachtes gegen alle religiösen Neuerungen, und bei seinen weiteren Studien des göttlichen Wortes ging er mit der Vorsicht zuwege, die in seinen Umständen nötig war, die ihn aber auch für ein höheres Amt in der Kirche wohl geeignet machte. Er wagte nie etwas, ehe er nicht studiert und gebetet hatte. Er besaß eine Reife der christlichen Erfahrung, welche den Mangel an einigen andern Vorzügen des Berufes ersetzte. Von seiner Lehre galt, was Titus 2, 7. 8 geschrieben steht: „Sei ein Vorbild unverfälschter Lehre mit Ehrbarkeit, mit heilsamem und untadeligem Wort.“ Und wenn er keine brillante Auffassung zeigte, so doch einen ungeheuchelten Ernst der Gesinnung; wenn er keine besondere Beredsamkeit besaß, so doch gesunde Lehre, daß die Widerwärtigen nichts Böses gegen ihn sagen konnten.

Er hatte einen starken Glauben an die Verheißungen Gottes für seine eigene Nation und sah voll glühenden Stolzes ihrer Erfüllung entgegen. Die genaue Erfüllung der Drohungen Gottes an den Juden war für sein Herz auch der mächtigste Grund für den Glauben an die ebenso genaue Erfüllung der Verheißungen.

Ich will auch bei den merkwürdigen Umständen seiner unerwarteten Erhebung zum protestantischen Bischof in Jerusalem verweilen. Dabei will ich an sein edles Benehmen, sein un-

geheucheltes Erstaunen darüber, daß man ihn zu einer solchen Stelle in Aussicht genommen habe, erinnern, an seine völlige Demut, und wie das alles die wahren Elemente seines Charakters bildete. Jetzt, nachdem er von hinnen gegangen ist, möchte ich auch an die kaum zu unterdrückende Neugierde erinnern, mit welcher man zuschaute, wie ein christlicher Israelit die Würde eines Amtes tragen würde, welches wir uns im Laufe der Jahrhunderte fast als ein ausschließlich den Völkern zukommendes zu betrachten gewöhnt haben, und wie dann unsere Gemüter von der Überzeugung ergriffen wurden, daß der Herr, welcher die verschiedenen Stufen des Amtes in seiner Kirche verordnet und der in seiner Vorsehung unsern nun heimgegangenen Bruder zur Würde und zum Amte eines Bischofs berufen hat, ihm auch den rechten Geist zu demselben verliehen hat und uns darin den deutlich erkennbaren Beweis von der Wirksamkeit seines heiligen Geistes in der Berufung und Ausrüstung der Träger des christlichen Amtes."

Diese Schilderung Alexanders ist eine sehr zutreffende. Sie läßt uns den Mann in seiner ganzen Art deutlich und klar erkennen. Es werden ihm keine Eigenschaften, Gaben und Vorzüge angedichtet, die er nicht besaß; es wird aus ihm nicht ein christlicher Held gemacht, der er nicht gewesen ist. Es werden ihm nicht augenfällige Erfolge zugeschrieben, noch werden große Thaten von ihm berichtet; denn dies alles wäre nicht in der Wahrheit gewesen, und auf Wahrheit kam es dem Berichterstatter an. Er war vielmehr von Hause aus eine weiche Natur, die allen Entscheidungen gern auswich. In den Kämpfen, welche seinem Übertritt zum Christentum vorangegangen sind, hat es sich gezeigt, wie es in seinem Herzen auf und nieder ging, ja, wie er selbst Schritte that, die er hernach tief bereute, um nur nicht das abschließende Ja oder Nein aussprechen zu müssen. Und auch im späteren Leben, da seine Wahl längst getroffen war, hatte es stets für sein Herz etwas sehr Bedrückendes, wenn er mit einschneidendem Ernst aufzutreten gezwungen war. Um so

höher aber steigt die Achtung für ihn, wenn man sieht, wie er dann, ohne zu wanken und zu weichen, die Wahrheit den Herrn über sein Denken und Handeln, über sein Thun und Lassen werden ließ. Der Gehorsam gegen die Wahrheit machte recht eigentlich das Innerste seines Wesens aus. Nachdem einmal die Wahrheit von ihm Besitz genommen hatte, gehörte er derselben auch ganz. Er wollte fortan nur wissen, was sie von ihm forderte, und hieß dem gegenüber alle Bedenken von Fleisch und Blut schweigen, so schmerzlich dies auch seine Natur fort und fort empfand. Eine ernste und gewissenhafte Sorge, in der Wahrheit zu wandeln, erfüllte fortan sein Herz. Ja, der weiche Mann wurde, sobald es ihm einmal zum klaren Bewußtsein gekommen war, daß er für die Wahrheit einzutreten habe, unbeugsam, und entfaltete dann eine Kraft, welche selbst manchen Gegnern Achtung abnötigte. Man konnte auf ihn mit vollem Recht das Wort anwenden: „Siehe, ein rechter Israelit, in welchem kein Falsch ist."

Lange genug hatte sein Herz gefragt: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?" Als er aber seinen Philippus fand, ließ er sich zu Jesu rufen, und als der Herr ihm sein eigenes Innere offenbarte, als er ihm auf alle seine Fragen und seine Unruhe, auf alle Nöte und die Furcht seines Gewissens die rechte Antwort gab, hat er vor ihm bekannt: „Rabbi, du bist Gottes Sohn, du bist der König von Israel." Als er aber Jesu nachfolgte, hat sich an ihm auch wie an Nathanael die Verheißung des Herrn erfüllt: „Du wirst noch Größeres als das sehen." In der Nachfolge Jesu Christi ist er der Mann geworden, der sich wie kein anderer in seinen Tagen geeignet erwies, die Stelle eines ersten evangelischen Bischofs in Jerusalem einzunehmen. Dort aber ist es durch seine Person unter den Zertrennten und Zerteilten, den feindlich zerrissenen Religionen und Nationalitäten, unter seinen Brüdern nach dem Fleisch und den Angehörigen vieler Völker kund geworden, daß im Gehorsam der

Wahrheit und dessen, welcher die Wahrheit selbst ist, alles, was sonst einander widerstrebt, zur Ehre Gottes des Vaters eins werden kann.

9. Rückblick und Ausblick.

Alexander hat nur ein Alter von 46 Jahren erreicht und 18 Jahre in kirchlichen Ämtern gewirkt. Fünf Jahre stand er ausschließlich im Missionsdienst, neun Jahre in der vereinigten Arbeit eines Missionars und Professors, vier Jahre verwaltete er das Bischofsamt. Überall war ihm nur eine kurze Zeit des Wirkens zugemessen. Seine Aufgabe war eine beschränktere, aber sie war eine Aufgabe zur Ehre Gottes wie zum Heile der evangelischen Kirche und seines Volkes Israel, und diese Aufgabe hat er erfüllt. Als dies geschehen war, ging es ihm nach dem Worte des Apostel Paulus über David: „Da er zu seiner Zeit gedient hatte dem Willen Gottes, ist er entschlafen und zu seinen Vätern gethan."

Auf den ersten Blick scheinen nun freilich sein Werk und seine Aufgabe nicht von besonderer Bedeutung zu sein; aber wer genauer zusieht, wird bald bemerken, daß dieselben von viel größerer Tragweite sind, als man zunächst anzunehmen geneigt sein möchte. Denn die Errichtung des Jerusalemer Bistums bezeichnet den Punkt, wo die evangelische Kirche in den Gebieten des Morgenlandes und des türkischen Reiches eine rechtliche Stellung gewinnt, um von da aus Schritt für Schritt in jenen Landstrichen weiteren Boden zu gewinnen und in demselben Maße das Leben des Orients immer tiefer zu beeinflussen.

Es ist ja bereits darauf hingewiesen worden, daß es allerdings schon vor Alexander eine Arbeit der evangelischen Amerikaner und der englischen Judenmission in der Türkei, sowohl auf europäischem als auf asiatischem Boden gegeben hat; aber über derselben schwebte stets als Damoklesschwert das Fehlen eines

öffentlichen Rechtes zu dieser Arbeit, und die Pforte konnte derselben jeden Augenblick im Namen des Gesetzes ein Ende bereiten. Mit der Anerkennung des anglikanischen Bischofs dagegen hatte die Pforte der evangelischen Kirche eine Stellung eingeräumt, welche sie zu immer neuen Zugeständnissen nötigte. Die Engländer setzten in der That auch bald an diesem Punkte ein. Der Gesandte derselben in Konstantinopel, Sir Stratford Canning richtete auf Grund des bisher Bewilligten an die Pforte die Forderung, die protestantische Religion zu einer der gesetzlichen Religionen des Reiches, welche die gleichen Rechte wie alle andern besitzen sollte, zu erklären, und trotz alles Widerstrebens willigte die türkische Regierung, nachdem sie einmal jene große Konzession in Jerusalem gemacht hatte, in dieses Verlangen ein. Bereits im Juli 1846 wurde in Pera, der Vorstadt Konstantinopels, die erste protestantische Gemeinde nach der Jerusalemer gegründet, und 1853 wurde durch Erlaß des Sultan Abdul Medschid die Rechtsstellung der protestantischen Kirchengemeinschaften mit voller Klarheit ausgesprochen. Freilich bemühte sich die Pforte dann immer wieder, und dies bis in die neusten Tage hinein, das prinzipiell gewährte Recht in vielen einzelnen Fällen nicht zur thatsächlichen Ausführung kommen zu lassen. So ist gerade den evangelischen Kirchen wiederholt versprochen worden, sie sollten das unbedingte Recht, Gotteshäuser zu erbauen, erhalten; aber thatsächlich darf kein protestantisches Gotteshaus in der Türkei ohne einen speciellen Firman des Sultans errichtet werden. Das alles hat es jedoch nicht verhindern können, daß der Protestantismus von jedem Rechte, welches ihm bewilligt wurde, den ergiebigsten Gebrauch machte, und daß er fortan überall in dem türkischen Herrschaftsgebiet festen Fuß faßte, um sein Werk in demselben stets weiter auszudehnen. Engländer, Schotten, Iren, Deutsche und allen andern voran die Amerikaner haben sich beeifert, das ihrer Wirksamkeit geöffnete Arbeitsfeld zu besetzen und haben in jenen Ge-

bieten thatsächlich eine Bewegung hervorgerufen, welche niemand voraussehen konnte.

Der türkische Orient war, bis die Gesetze es den Protestanten und zumal den Amerikanern ermöglichten, ihre Thätigkeit in demselben zu entfalten, ein stilles, ödes Feld. Jahrhundertelang hatten hier die Christen wie die Juden neben den Mohammedanern gelebt, und in dem Leben wie in den Verhältnissen aller dieser Religionsgemeinschaften hatte sich fast nichts geändert. Wohl fanden unaufhörliche Kämpfe zwischen den verschiedenen christlichen Religionsgemeinschaften statt, in denen die eine über die andere die Oberhand zu gewinnen trachtete; aber diese Kämpfe waren eigentlich nur Grenzstreitigkeiten und ließen die ganze geistige Art des Lebens im Orient unberührt. Eine geistige Einwirkung wurde von keiner Kirche oder Religionsgemeinschaft auf die andern ausgeübt, und der Wechsel der Jahrhunderte ging bei ihren Anhängern fast spurlos vorüber. Um so weniger waren diese Kirchen imstande gewesen, eine Missionswirksamkeit unter den in ihrer Mitte wohnenden Juden auszuüben; sie dachten in ihrem Geistesschlaf auch gar nicht an ein solches Werk. Jeder Missionsgeist fehlte in ihnen; Macht und Diplomatie waren die einzigen Mittel, durch welche sie gelegentlich eine Einwirkung auf Andersgläubige auszuüben versuchten.

Das wurde anders, seitdem sich der Protestantismus inmitten dieser Volksmassen geltend machte; aber dies ist thatsächlich erst durch die Gründung des evangelischen Bistums in Jerusalem möglich geworden. Wohl ist es richtig, daß von dem Bistum selbst keine dauernde und heute noch fühlbare Förderung der protestantischen Sache im Orient ausgegangen ist. Im Anfang allerdings konnte dies von ihm gesagt werden, und damals hat es ein gewisses Band um die Glieder der verschiedenen evangelischen Kirchen daselbst geschlungen. Die Protestanten des heiligen Landes insbesondere haben die Verbindung mit den evangelisch gesinnten Bischöfen Alexander (1841—1845) und

Gobat (1846—1879) aufrecht erhalten, und diese beiden betonten es ihrerseits, wo sich die Gelegenheit dazu bot, daß die Interessen aller Evangelischen gemeinsame seien. Aber die Personen der beiden Bischöfe waren es, welche zumal die Deutschen bewogen, sich zu der Institution des Bistums freundlich zu stellen; die evangelische Gesinnung Alexanders und Gobats ließ sie einen Anschluß an dieselben suchen. Das wurde anders, als mit den Nachfolgern der oben genannten, Barclay (1879—1881) und Blyth in der Gegenwart Männer den bischöflichen Stuhl bestiegen, bei welchen der Sinn, an das gemeinsame Evangelische anzuknüpfen, nicht vorhanden war. Da verlor das bischöfliche Amt in Jerusalem die Bedeutung eines allgemein evangelischen Einigungsbandes und wurde sogar ein Hindernis für die freie Bewegung und Entwicklung der nicht anglikanisch-protestantischen Kirchen. So trat denn eine innere Entfremdung zwischen den bisherigen Verbündeten ein, und das Bistum gestaltete sich je länger je mehr zu einer Institution um, welche nur noch anglikanische Interessen verfolgte. Das von Friedrich Wilhelm IV. erhoffte bleibende Band der Einigung aller Evangelischen im Orient ist also dieses Bistum nicht geworden. Schließlich konnte man sich auch weder auf anglikanischer noch auf preußischer Seite verhehlen, daß für eine gemeinsame Erhaltung desselben die inneren Voraussetzungen fehlten. Deshalb wurde von Preußen der Vorschlag gemacht, eine Auflösung des bisherigen Verhältnisses herbeizuführen, und am 19. Februar 1886 erklärten sich die Trustees des Bistums mit der Auflösung des Vertrages einverstanden. Dieselbe wurde am 3. November 1886 durch Kaiser Wilhelm vollzogen.

Aber diese Gestaltung der Dinge in der Gegenwart ändert an der Thatsache nichts, daß dieses Bistum der evangelischen Kirche im Orient die Bahn gebrochen, und daß es dieselbe mit dem Vertrauen und dem Mute erfüllt hat, hierselbst ihr wichtiges Werk zu entfalten und Kräfte in ihm zur Wirksamkeit

zu bringen, welche vorher daselbst nicht gekannt waren. Die alten Kirchengemeinschaften waren es zufrieden gewesen, wenn sie unter den Ihrigen Gehorsam und Anerkennung fanden oder ihre Macht auf Kosten der andern erweiterten. An ein Mehr dachten sie gar nicht und zum allerwenigsten an eine Erziehung ihrer Glieder zu einem Christenleben in der Selbständigkeit und in der Freiheit. Gerade darauf aber richteten die Protestanten ihr Augenmerk. Sie wollten, daß der Orient von Grund aus neu belebt würde, und sie setzten hierbei auch an der richtigen Stelle ein. Von unten her mußte ein Neubau geschehen, andere Fundamente mußten gelegt werden, wenn ein haltbarer Bau errichtet werden sollte. Deshalb wandten die Protestanten ihre hauptsächlichste Arbeit der Jugend zu und widmeten dieser ihre besten Kräfte. Sie thaten, was hier vordem kein anderer gethan hatte, sie schufen ein großes Schulwesen, in welchem mit der Jugend des Orients noch einmal von vorn angefangen wurde. Bis dahin war der Unterricht der männlichen und nun gar erst der weiblichen Jugend fast vollständig vernachlässigt worden. Jetzt richteten die Protestanten Schulen der mannigfaltigsten Art ein. Sie begannen mit den einfachsten und führten dieselben so weit fort, daß heute bereits eine den orientalischen Verhältnissen angepaßte Hochschule in Beyrut besteht. In diesen Schulen aber wurde die Bibel das wichtigste Unterrichtsmittel und das Wort des Lebens in den Mittelpunkt gestellt.

Der Erfolg ist zu Tage getreten. Scharen junger Leute sind von ihren Eltern diesen Schulen anvertraut worden, und alle Versuche, dieselben zu unterdrücken, sind bisher mißlungen. Den trägen Orientalen leuchtete nach und nach der Vorteil des protestantischen Systems ein, und ihre Führer erkannten schließlich, daß ihnen hier eine neue Aufgabe erwachsen sei, welche sie nicht von sich abschütteln könnten, sondern wohl oder übel auch ihrerseits aufnehmen müßten.

Der Protestantismus und der Protestantismus allein ist es

gewesen, welcher das neue Schulwesen des Orients ins Leben gerufen hat. Die alten Kirchen, die Juden und zuletzt selbst die Mohammedaner haben sich genötigt gesehen, um sich nicht von den Protestanten den Vorrang abgewinnen zu lassen, und viele der Ihrigen an dieselben zu verlieren, nun auch ihrerseits mit Gründung von Schulen für das Volk vorzugehen. Die römische Kirche zumal entfaltet jetzt auf diesem Gebiete großen Eifer und steht der protestantischen bereits als eine gefährliche Konkurrentin gegenüber. Dem Schulunterricht aber, welcher die Kunst des Lesens und Schreibens nunmehr in sehr viel weitere Kreise als je vorher hineingetragen hat, ist es zu danken, daß nun unter den Orientalen geistige Bedürfnisse, von denen man vorher nichts geahnt hat, zu erwachen begonnen haben. Man weiß jetzt daselbst von einer Presse, von einer Litteratur, von Büchern und Zeitungen, für die vorher kein Platz vorhanden war. Gedanken und Anschauungen haben zumal in die christliche Bevölkerung einzudringen angefangen, welche derselben früher völlig fern lagen.

Besonders gilt dies von den Armeniern. Unter ihnen sind recht ansehnliche protestantische Gemeinden entstanden, und fast eine förmliche Erntezeit war zuletzt unter denselben für den Protestantismus angebrochen. Aber hierauf beschränkt sich nicht der Einfluß, welchen die evangelische Kirche auf die Armenier ausgeübt hat, sondern auch unter den Armeniern, welche sich vom Protestantismus fern halten, ist ganz allgemein ein Streben nach höherer Bildung erwacht, und schließlich konnte sich niemand im Osten mehr der Erkenntnis verschließen, daß der Geist jenes Volkes offenbar eine andere Richtung einzuschlagen begonnen hat. Zuletzt sind auch die türkischen Machthaber dessen inne geworden, daß die Herde, mit der sie lediglich nach ihrem Belieben zu schalten und zu walten gewohnt waren, nicht mehr die frühere ist. Sie haben es auch klar erkannt, daß, wenn es im Orient so weiter geht, der Boden ihnen unter den Füßen weichen muß.

Die innere Erstarkung zumal der Armenier, ist ihnen schließlich als eine Thatsache vor die Augen getreten, welche sie aufs tiefste erregt hat. Den neuen Geist sehen sie aber auch, wenngleich nicht so schnell als unter den Armeniern, in die übrige christliche Bevölkerung eindringen, und sie fürchten die Verbreitung der neuen Ideen auch in deren Mitte. Geistige Mittel, um einer solchen Bewegung Herr zu werden, besitzen sie nicht. Sie haben stets nur an die Gewalt geglaubt, mit der es ihnen ja auch jahrhundertelang gegen die christlichen Orientalen völlig gelungen ist, und sie glauben, daß sie auch jetzt wieder durch die Gewalt zum Ziele kommen werden. Gründliche Kenner der orientalischen Verhältnisse weisen übereinstimmend darauf hin, daß hierin allein der Grund für den furchtbaren Haß und die entsetzlichen Greuel der Türken gegen die Armenier liegt. In den Armeniern glauben sie die Rädelsführer der neuen drohenden Bewegung zu treffen und durch das Schicksal, welches sie denselben bereiten, die andern abzuschrecken und so ihre Herrschaft wieder zu sichern.

Es wird ihnen jedoch nicht gelingen. Zeitweise mögen sie allerdings die Bewegung der Geister zurückdrängen, aber ersticken werden sie dieselbe auf die Dauer nicht. Sie ist ein Feuer, welches auch unter der Asche weiter glimmt, und das, an einer Stelle gelöscht, an der andern wieder ausbricht, um schließlich aller Löschversuche zu spotten.

Die orientalische Frage rollt sich jetzt unaufhaltsam auf. Sie wird von der Diplomatie der europäischen Mächte in den Bahnen dahin zu lenken gesucht, welche das Interesse des Augenblicks ihnen eingiebt, und Rußland spielt hierbei unter denselben die hervorragendste Rolle, weil es sich als den geborenen Erben des Orients ansieht. Ohne Zweifel wird diese Frage unter den widerstreitenden Interessen der verschiedenen Mächte immer neue Verwirrung und Trübung erfahren, und sie kann zunächst eine schlimmere Gestaltung der Dinge als bisher herbeiführen. Der Orient könnte leicht aus der mohammedanischen Tyrannei in die

russische Gewalt geraten, welche gerade der evangelischen Kirche in ihrem Herrschaftsgebiet die Lebensadern zu unterbinden bemüht ist, und die das evangelische Werk im Orient vielleicht noch ernster gefährden würde, als es durch die Türken geschehen ist. Die geschichtliche Lage der Dinge, die Verwicklung der politischen Verhältnisse, das Aufeinanderstoßen der einander widerstrebenden Interessen der größten Nationen, welche um die Obermacht im Orient ringen, lassen uns in der That ebensosehr als die Weissagungen der Schrift den ernstesten Zeiten im Morgenlande und im Zusammenhange hiermit auf dem ganzen Völkergebiete entgegensehen. Der Sieg mag auch, wie es nicht bloß die politische Berechnung, sondern ebenso die Schrift erwarten läßt, zunächst der rücksichtslosesten Gewalt zu teil werden; aber weder russischer noch ein anderer Despotismus, nicht Antichrist und Antichristentum, sind berufen, das letzte Wort in der Welt zu sprechen, die Christo von seinem Vater übergeben ist, und jede andere Macht oder Gewalt wird eben daher nur ihre Zeit haben.

Darum mag, was bisher im Orient an göttlichem Samen ausgestreut oder an göttlichen Pflanzungen aufgewachsen ist, harte Winterszeiten durchzumachen haben oder auch völlig umzukommen scheinen, es wird doch nicht vergehen, sondern hernach mit der Macht des Lebens wieder hervorbrechen, welche nichts zu ersticken vermocht hat, und welche das Feld für sich einnimmt, das man ihr für immer hat entreißen wollen. Religiöse und nicht politische Fragen sind es, welche sich zuletzt als die entscheidenden erweisen werden, und die religiöse, nicht die politische Frage fordert auch gegenwärtig unsere vorderste Beachtung im Orient.

Da nehmen wir nun aber wahr, daß die Entwicklung des Orients in unserm Jahrhundert aufs tiefdringendste und innerlichste mit dem Eintreten des Protestantismus in das Leben desselben verknüpft ist, und hierin zeigt sich die weltgeschichtliche Bedeutung des evangelischen Missionswerkes im Morgenlande. Von hier aus fällt auch auf den an sich nicht besonders hervorragenden

Vorgang der Gründung des evangelischen Bistums in Jerusalem das rechte Licht. Wir sehen da in die träge Masse der orientalischen Welt einen Sauerteig eingeführt werden, welcher dieselbe immer weiter durchdringt, und nun gehen die Dinge unaufhaltsam ihren Lauf, um durch Krieg und Kriegsgeschrei, durch Gewaltthat und Blutvergießen hindurch das Kommen des Reiches Gottes in Macht herbeizuführen.

Aber es will auch wohl beachtet sein, was die evangelische Kirche zunächst veranlaßt hat, ihr Werk im Orient zu beginnen. Engländer und Amerikaner haben dies zuerst gethan, beide aber hat dazu der Gedanke an Israel veranlaßt. Jerusalem und die Juden, von denen das Heil in die ganze Welt der Völker ausgegangen ist, hatten sich sowohl Amerikaner als Engländer zuerst als Arbeitsfeld im Orient erlesen. Die geistliche Not des auserwählten Volkes im Lande seiner Väter und die großen Verheißungen der Schrift, welche die letzten Macht- und Gnadenerweisungen des Herrn in die engste Verbindung mit Israel und Jerusalem bringen, waren es, welche protestantische Christen auf jenes Arbeitsfeld riefen. Von der Arbeit an den Juden kam man hernach auch zu der an den orientalischen Christen, die man zu geistlichem Leben erwecken wollte; ohne jedoch zunächst daran zu denken, daß man sie in die Gemeinschaft der evangelischen Kirche aufnähme. Als man es aber nicht mehr dabei bewenden lassen wollte, einzelne Evangelische in den Orient zur Arbeit an einzelnen orientalischen Christen und Juden zu senden, sondern dazu fortschritt, die evangelische Kirche selbst im Morgenlande aufzurichten und hierfür ein evangelisches Bistum in Jerusalem zu gründen, da war es eine Gemeinde von Judenchristen, welche den Unterbau der neu entstehenden evangelischen Kirche des Orients bildete, und ein bekehrter Sohn Israels war das erste Oberhaupt derselben.

Jeder Segen, welcher Israel bisher durch die Predigt des Evangeliums in seinem Lande zu teil wurde, hat reichen und

wachsenden Segen für die andern Völkerstämme des Orients zur Folge gehabt. Es wird nach der Schrift auch dabei bleiben, und noch Größeres wird im Orient zur Erscheinung kommen, wenn das Werk unter Israel daselbst weiter fortgeht. Schon die ersten Anfänge der Wiederannahme Israels als Volk bringen den Völkern Gewinn; dieser Gewinn aber wird aufs höchste steigen, wenn jene Wiederannahme zu ihrer Vollendung kommt. Röm. 11, 15.

Die Gemeinde des neuen Lebens aus Gott im Orient wird einmal über alles das hinauswachsen, was sie jetzt in den engen Formen englischen, deutschen, amerikanischen, morgenländischen oder abendländischen Kirchenwesens aufzeigt. Die Todesmacht wird in ihr vom Leben verschlungen sein.

Jetzt ist die Zeit, wo die Steine zum neuen Bau gebildet und gesammelt werden, und durch den Geist Gottes, welcher in dem mächtigen Worte des Evangeliums den Orient durchzieht, geschieht es, daß Steine um Steine aus Israel und den Völkern zu dem Werke, welches Gott selbst seiner Macht vorbehalten hat, herbeigebracht werden. Unsere Augen sehen den Beginn der großen Gottesthat, welche auf eine Neubelebung Israels und auf die Verbindung desselben mit den Gläubigen aus allen Völkern zu einer Gemeinde des Herrn abzielt. Die Gegenwart wird so zu einer Weissagung, sie verbürgt eine Zukunft, wo aller Kniee sich beugen und alle Zungen bekennen werden, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters.

Anhang.

Zur Litteratur
über
I. Alexander.

1. The Jewish Expositor and Friend of Israel containing monthly communications respecting the Jews and the proceedings of the London Society, seit 1820 bis 1831.

2. The Jewish Intelligence and monthly account of the proceedings of the London Society for promoting Christianity amongst the Jews. London, von 1831—1847.

3. John Hatchard: Sermon preached on the Baptism of Mr. M. S. Alexander from Hosea 3, 4, 5 with an autobiographical statement in an appendix. Plymouth 1825.

4. James B. Cartwright: Two sermons preached at the Episcopal Jews' Chapel on Sunday Dec. 28, 1845 on occassion of the death of the Right Rev. M. S. A. D. D., late Bishop of the United Church of England and Ireland at Jerusalem, with an appendix. London 1846.

5. Dibre Emeth oder Stimmen der Wahrheit an Israeliten und Freunde Israels, ein Monatsblatt 1846, 50. Frankfurt a. O.

6. W. Ayerst: The Jews of the 19th Century. London 1848, 120 u. ö.

7. W. Ayerst: Glaube in Israel. Traktat der Londoner Gesellschaft in verschiedenen Sprachen.

8. Thomas D. Halsted: Our Missions, being a history of the principal missionary transactions of the London Society . . . London 1866, 63 u. ö.

9. Saat auf Hoffnung. Zeitschrift für die Mission der Kirche an Israel. Erlangen 1878, 92.

10. A. H. Grant: Biography of M. S. A. in Leslie Stephen's Dictionary of National Biography. London 1885, Vol. I, 273.

11. J. F. A. de le Roi: Die evangelische Christenheit und die Juden. Berlin 1892, III, 44 u. ö.

II. Frau Alexander.

1. The Jewish Intelligence 1872, 169.

2. Saat auf Hoffnung 1873, 21.

III. Das Jerusalemer Bistum.

1. H. Abeken und C. C. J. v. Bunsen: Das evangelische Bistum in Jerusalem. Geschichtliche Darlegung mit Urkunden. Berlin 1842.

2. A. M'Caul: The Jerusalem Bishopric, reprinted from „The Christian," Monthly Magazine and Review for February 1845.

3. Henry Smith: The Protestant Bishopric in Jerusalem, its Origin and Progress. From the official documents published by command of His Majesty the King of Prussia and from other authentic sources, with Notes and Introduction by the Rev. A. M'Caul. London 1847, zumeist eine Übersetzung der Schrift von Abeken.

4. A. de Mestral: L'Évêché Evangelique à Jerusalem. Exposé historique avec documents, traduit de l'Allemand. Paris, Mai 1843.

5. A. M'Caul: A Sermon preached in the Chapel of Lambeth Palace at the Consecration of the Lord

Bishop of the U. Ch. of Engl. and Irel. in Jerusalem on Sunday, Nov. 7, 1841. London 1841.

6. M. S. Alexander: Farewell Sermon, Preached at the Episcopal Jews' Chapel, Palestine Place . . . Nov. 8, 1841.

7. Statement of Proceedings relating to the Establishment of a Bishopric of the U. Ch. of Engl. and Irel. in Jerusalem. Published by Authority. Dec. 9, 1841. London.

8. Eichhorn, preußischer Minister der geistlichen Angelegenheiten: Veröffentlichung im preußischen Staatsanzeiger. Berlin, Nov. 14, 1841.

9. Advertisements published apparently by Authority in the Times and Record news papers of Nov. 17 and 18, 1841, headed „Bishopric of the U. Ch. of Engl. and Irel. in Jerusalem."

10. J. B. Cartwright: The Church of St. James, its History, Character and Constitution. London 1842.

11. James R. Hope: The Bishopric of the U. Ch. of Engl. and Irel. in Jerusalem considered in a letter to a friend. London 1841, Second Edition with a postscript 1842. Postscript to the Second Edition 1842.

12. W. Palmer: Aids to Reflection on the Seemingly double Character of the Established Church with reference to the foundation of a „Protestant Bishopric" at Jerusalem, recently announced in the Pruss. State Gazette. London 1841.

13. W. Palmer: A Letter to a Protestant Catholic. London 1842.

14. F. D. Maurice (Prof. am King's College): Three Letters to the Rev. W. Palmer, Fellow and Tutor of Magdalene College on the „Seemingly . . .," with an

appendix containing some remarks on a Pamphlet of J. R. Hope entitled „The Bishopric . . .“ London 1842.

15. Dr. Blomfield, Bishop of London: The Light of the World, a Sermon preached on Sunday, Jan. 30, 1842, when His Majesty the King of Prussia attended the Service . . . London 1842, 4. Aufl.

16. Walter Farquhar Hook: Reasons for Contributing towards the Support of an English Bishop at Jerusalem . . . London 1842, 2. Aufl.

17. W. T. Hook: The Moderation of the Church of England, a Sermon.

18. Tract. 42. Published under the Superintendence of the Catholic Institute of Great Britain. Protestantism and the Churches in the East. A Tract for the Times. London.

19. E. B. Pusey: A Letter to His Grace the Archbishop of Canterbury, on some Circumstances connected with the present Crisis in the English Church. London 1842.

20. The Second and Third Editions (of N. 18), which contain a Note or Postscript in answer to the above.

21. H. Abeken: A Letter to the Rev. E. B. Pusey, DD. in Reference to certain Charges against the German Church, contained in his letter to . . . London 1842.

22. Dr. Blomfield, Bishop of London: Three Sermons on the Church preached in the Parish Church of St. James, Westminster, during Lent 1842. London 1842.

23. The Dublin Review, No. XXIV, May 1842, Article X, 525 „On the Protestantism of the Anglican Church.“

24. Pusey's Historical Enquiry on the State of Protestantism in Germany.

25. Examination of an announcement made in the Prussian State Gazette concerning „The Relations of

the Bishop of the U. C. of Engl. and Irel. in Jerusalem“ with „The German Congregation of the Evangelical Religion in Palestine.“ By a Member of the Church of England. Oxford 1842. Dedicated to His Majesty Frederick William IV., King of Prussia . . .

26. Lettre au Rédacteur des Archives du Christianism (Journal Protestant), en Réponse à un Article relatif à l'Évêque du Jerusalem. Paris 1842.

27. The General Epistles of St. James and St. Peter to the Tribes of Israel. Second Edition. London 1842. Dedicated to the R. Rev. M. S. Alexander.

28. A. P. Perceval: A Vindication of the Proceedings of Bishop Alexander to Jerusalem. London 1843.

29. J. Oxley, Rector of Molesworth: Three Letters humbly submitted to the consideration of His Grace the Lord Archbishop of Cant. . . on the inexpediency and futility of any attempt to Convert the Jews to the Christian Faith in the way and manner hitherto practised, being a General Discussion to the whole Jewish Question. London.

30. W. H. Hechler: The Jerusalem Bishopric, Documents with Translations chiefly derived from „Das evangelische Bistum in Jerusalem. Berlin 1842.“ London 1883.

31. H. Rheinwald: Allgemeines Repertorium für die theol. Litteratur und kirchliche Statistik. 1842, 268 ff.; 1843, 85 ff.

32. Hundeshagen und M. Schneckenburger: Das anglo-preußische Bistum zu St. Jacob in Jerusalem, und was daran hängt. Freiburg 1842.

33. M. Schneckenburger: Die orientalische Frage und die deutsch-evangelische Kirche. Bern 1843.

34. M. Schneckenburger: Die Berliner Evang. Kirchenzeitung im Kampfe für das Bistum in Jerusalem, ein Vorschlag zum Frieden. Bern 1844.

35. E. Robinson, Prof. der Theol. in Newyork: Biblical Researches in Palestine. Newyork 1841, Deutsch unter dem Titel „Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 in Bezug auf die biblische Geographie unternommen." Halle 1841. 4 Bände. (S. 737 f.)

36. Fr. Nippold: Christ. Carl Josias Frhr. v. Bunsen, aus seinen Briefen und nach eigener Erfahrung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe, durch neue Mitteilungen vermehrt. Band 2. Leipzig 1869.

37. Leop. v. Ranke: Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen. Leipzig 1873.

38. P. Cassel: Das Bistum von Jerusalem (Ägypten und Palästina), nach einem Vortrage. Berlin 1882.

39. H. L. Strack: Das anglikanische Bistum in Jerusalem. Drei Artikel in der Neuen Preußischen Zeitung, 209—211, 1884.

40. Samuel Gobat, ev. Bischof in Jerusalem. Sein Leben und Wirken, meist nach seinen eigenen Aufzeichnungen. Basel 1884.

41. Arbeit und Aufgabe der evangelischen Kirche in Jerusalem. Im Auftrage des Ev. Oberkirchenrats herausgegeben. Berlin 1895.

